This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

FRIEDRICH II

König von Preufsen,

geb. 24. Jan. 1712. geſt. 17. Aug. 1786.

# Denkwürdigkeiten

# einer Zeit

oder

## Beiträge zur Geschichte

vom

Mittel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Johann Wilhelm von Dohm.

Mihi panca de Friderico et extrema et mox cetera, sine ira et studio, quorum procul habeo.

Vierter Band.

mit dem Bildniß Friedrichs II.

Lemgo
in der Meyerschen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1819.

BIBLIOTHECA

Sr. Majestät

dem

Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm dem Dritten

allerunterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

# Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,

# Allergnädigſter König und Herr.

Ew. Königliche Majeſtät haben es allergnädigſt zu billigen geruhet, daß ich den Abend eines dem Dienſte des Staats gewidmeten Lebens zu der Beſchreibung denkwürdiger Begebenheiten, die ich ſelbſt erlebt, und in deren einigen meine Dienſte nützlich geweſen ſind, anzuwenden beſchloſſen, und dadurch zugleich zur Bildung künftiger Staatsdiener mitzuwirken geſucht habe. Zum Beweiſe dieſer allerhöchſten Billigung haben Ew. Königliche Majeſtät mir allergnädigſt erlaubt, dieſen vierten Band meines Werks Ihnen

aller-

allerunterthänigſt zuzueignen. Dieſe öffentliche Billigung meines Unternehmens iſt für mich vom höchſten Werth, aber ſie hat mir auch um ſo mehr die Pflicht aufgelegt, meine Arbeit ganz würdig der Auszeichnung zu machen, unter Ew. Königlichen Majeſtät hochverehrtem Namen zu erſcheinen. Es iſt dies mein eifrigſtes Beſtreben geweſen in Anſtrengung aller meiner Kräfte bey ſehr geſchwächter Geſundheit, und ſehr glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn mein Bemühen nicht ganz mislungen iſt. Der jezt vorgelegte

vierte

vierte Band meines Geſchichtbuchs iſt vorzüglich wichtig, denn er enthält die Schilderung eines der ruhmwürdigſten und unvergeßlichſten Vorfahren Ew. Königlichen Majeſtät, des Königs Friedrichs II.

Ich habe verſucht, die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens dieſes in jedem Betracht, als Menſch und als Regent, wahrhaft großen Mannes mit Wahrheit, ohne irgend eine ſchmeichleriſche ſeiner Größe unwürdige Uebertreibung,

bung, zu ſchildern, und ich habe es ſogar gewagt, mit beſcheidner, dem ſeine Verhältniſſe kennenden guten Geſchichtſchreiber immer unverletzlichen, Ehrfurcht, aber zugleich mit der Freimüthigkeit, welche Pflicht der Geſchichte iſt, Mängel und Irrthümer anzudeuten, deren Verbeſſerung der große Mann ſeinen Nachfolgern überlaſſen hat.

Nur weil Friedrichs ſeltne Eigenſchaften in der neuern Zeit zuweilen verkannt ſind, habe ich mich mit Wärme gegen deren unwürdige Herab-

ſetzung

ſetzung erklärt, die vom Unverſtande oft verſucht worden iſt. Mit ſtreng hiſtoriſcher Wahrheit habe ich bewieſen, daß Friedrich nur deshalb verkannt ſey, weil ſeine umfaſſenden Abſichten und Zwecke nicht immer aus ſeiner Zeit angeſehen und beurtheilt worden ſind, welches doch die Pflicht jeder Geſchichte iſt, die den Namen einer gerechten und wahren führen ſoll.

Ew. Königlichen Majeſtät erleuchtete Billigung meines Unternehmens und des Geiſtes, in wel-

welchem ich geſchrieben habe, wird mir die würdigſte Belohnung ſeyn, die mir je werden kann. Durch dieſelbe ermuntert werde ich mein Werk, ſo lange es meine Kräfte irgend erlauben, fortſetzen, und vielleicht gelange ich noch bis zu der Beſchreibung des Anfangs Ew. Königlichen Majeſtät denkwürdiger Regierung, deren vollſtändige Schilderung ich aber einſt dem Glücklichen werde überlaſſen müſſen, dem es vorbehalten ſeyn wird, die wundervolle Wiederherſtellung der Preußiſchen Monarchie zu ſchildern,

dern, welche unter Ew. Königlichen Majestät allerhöchsten Leitung, und von einem durch Friedrichs Geist neu belebten Volke Statt gefunden hat; eine Wiederherstellung, durch welche Volk und Staat zu einer Größe erhoben worden, die sogar Friedrichs Zeitgenossen kaum zu ahnen vermogten. Möge die Vorsehung Preußens gute Bürger durch Ew. Königlichen Majestät Erhaltung bis zu dem äußersten Lebensziel beglücken, und mögen Sie, allergnädigster König und Herr, noch vollendet und dauer-

haft

haft begründet ſehen, was Sie mit Weisheit angefangen, und mit Standhaftigkeit fortgeführt haben! Dies iſt der aufrichtigſte, innigſte Wunſch

Ew. Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſten und treu gehorſamſten

Puſtleben bey Nordhauſen
am 1ſten Juny 1819.

Chriſt. Wilh. v. Dohm.

# Vorrede

## zum vierten und fünften Bande.

Als ich vor nunmehr acht Jahren dies Geſchichtbuch nach lange entworfenem Plane unternahm, hatte ich, bey ſchon ziemlich vorgerücktem höhern Alter, und bey einer äußerſt geſchwächten Geſundheit, nur geringe Hoffnung, daß es mir gelingen werde, auch nur einen Theil des Werks nach meinem Entwurfe zu vollenden. Jezt habe ich jedoch das Vergnügen, einen Theil dieſer Hoffnung erfüllt zu ſehen, indem ich in dieſem vierten und fünften Bande die erſte Abtheilung des Ganzen nach meinem Plane vollendet vorlege. Dieſe erſte Abtheilung umfaßt die lezte Periode der Regierung des Königs Friedrichs II von Preußen, von 1778 bis 1786; — ein höchſt wichtiger Abſchnitt der neuern Geſchichte, der, wenn meine Beſchreibung ſonſt gelungen iſt, immer als ein eignes Werk ſeinen Werth behalten wird, auch wenn die übrigen Theile nicht erfolgen ſollten. Ich hoffe, künftige Regenten und Staatsmänner werden bey meinen Erzählungen gern weilen, durch dieſelben ſich zu edlen und großen Handlungen

gen angefeuert, von Fehlern aber, deren Folgen oft sehr weit reichen, sich abgeschreckt finden. Die Hoffnung, vorzüglich unter dieser erhabnen Klasse Leser zu finden, und auf sie nützlich zu wirken, hat mich, ich gestehe es, am meisten bey der unternommenen Arbeit belebt, und bey aller körperlichen Schwäche mich aufrecht erhalten, alle meine Kräfte dieser Arbeit zu widmen. Doch hat die Rücksicht auf diese Klasse von Lesern mich auch vorzüglich mit heiliger Scheu erfüllt, die Wahrheit nie zu verletzen, und es ist dies wissentlich auch im Kleinsten nie geschehen. Sollten indeß in den erzählten Thatsachen, und besonders in den angegebnen Beweggründen der handelnden Personen Irrthümer eingeschlichen seyn, so muß ich um Nachsicht bitten, und werde jede beglaubte Anzeige, daß ich geirret habe, dankbar aufnehmen, und wo möglich zur Berichtigung benutzen.

Der vierte Band giebt der bisher erzählten Geschichte dadurch Vollendung, daß in demselben eine allgemeine Charakteristik des Königs Friedrichs II versucht ist, mit strenger Wahrheit, und mit gleicher Entfernung von ungerechtem Tadel und übertriebener Lobpreisung, mit welchen beiden,

den, vorzüglich aber dem erſtern, ſehr oft über den großen König geurtheilt worden. Ich hoffe durch meine Schilderung einen Beweis von Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit gegeben zu haben, der jede Verſicherung, daß ich nach dieſen erſten Tugenden des guten Geſchichtſchreibers aufrichtig geſtrebt habe, entbehrlich machen wird. Ich habe mich nicht immer begnügt, nur über das, was Friedrich gewirkt und angeſtrebt, nach meiner beſten Einſicht und ohne alle Partheilichkeit meine Meinung zu ſagen; ich habe auch über das geurtheilt, was nach Gerechtigkeit und zum Beſten der Menſchen von ihm hätte gethan werden ſollen; — nicht nur über die angewandten Mittel, auch über die beabſichtigten Zwecke ſelbſt habe ich geurtheilt. Ob mit Gerechtigkeit gehandelt, ob nach dem wahren Wohl der Menſchen redlich geſtrebt ſey, iſt immer der Gegenſtand meiner Forſchungen geweſen. Die Weitläuftigkeit der unternommenen Charakteriſtik glaube ich nicht entſchuldigen zu dürfen. Wer den Umfang der mannichfachen Verhältniſſe, in denen ſich Friedrich befunden, den vielfachen Wechſel der von ihm während faſt eines halben Jahrhunderts beſtan-

ſtandenen Schickſale erwägt, wird einſehen, daß, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, ich kürzer mich nicht faſſen konnte.

Im fünften Bande habe ich eine Litteratur zur Geſchichte Friedrichs zu liefern verſucht, die mir ein ſehr weſentlicher Beſtandtheil der Geſchichte und Charakteriſtik des großen Königs zu ſeyn ſchien, und ich wünſche ſehr, daß ſie an den Stellen, wo ich auf ſie Bezug genommen, nachgeleſen werde. Ich hoffe, man werde die auf dieſe Arbeit verwendete Mühe, und die Unpartheilichkeit meiner Urtheile nicht verkennen; es iſt keine Schrift beurtheilt, die ich nicht ſelbſt, mehrere derſelben ſogar wiederholt, geleſen hätte. Sollten indeß in die litterariſchen Angaben und Urtheile wider meinen Willen Irrthümer eingeſchlichen ſeyn, ſo werden dieſelben auf davon erhaltene mich überzeugende Anzeigen ſofort verbeſſert werden.

Die dem fünften Bande zugegebnen Regiſter werden hoffentlich die Brauchbarkeit des Werks ſehr erhöhen, und ich wünſche hierdurch ein der Nachahmung werthes Beiſpiel gegeben zu haben, daß dieſe wichtigen Hülfsmittel größeren

hiſto-

hiſtoriſchen Werken nie fehlen ſollten, wie es in Deutſchland öfteres der Fall iſt, als in Frankreich und England, wo man gute Regiſter bey gröſsern Werken unentbehrlich erachtet und ſie bey denſelben gewöhnlich findet.

Der Beifall der Edelſten meiner Zeitgenoſſen, der bisher meine Bemühungen begleitet hat, wird mich auch ferner ermuntern, mein Werk, ſo lange es die phyſiſchen Kräfte irgend erlauben, fortzuſetzen. So ſchwer mir die Arbeit auch zuweilen wird, ſo iſt dieſe Wiederholung meines thätigen Lebens doch zugleich der beſte Genuſs, deſſen ich noch empfänglich bin, und das kräftigſte Mittel, mich aufrecht zu erhalten.

Obgleich meine geſchwächte Geſundheit mir die Ausſicht nicht erlaubt, daſs ich die Vollendung dieſes Werks noch ſelbſt erleben werde, ſo wird mich dies doch nicht abhalten, die Arbeit an demſelben ununterbrochen fortzuſetzen, da ich die belebende Hoffnung mir mache, daſs dieſes Werk auch nach meinem Tode vielleicht nicht unvollendet bleiben werde. Dieſe Hoffnung, welche ich theilnehmenden Leſern mit Vergnügen mittheile, beruhet auf meinem geliebten Schwie-

gersohne, dem Regierungsrath Gronau. So sehr ich fürchten muß, dessen Bescheidenheit zu beleidigen, kann ich doch nicht unterlassen, hier öffentlich zu sagen, daß schon jezt mein Werk ohne seinen Rath und seine Mithülfe mancher der Vorzüge entbehren würde, die viel zu seiner Empfehlung beigetragen haben. Er, der aus Liebe zu den Wissenschaften sich dem thätigen Geschäftsleben, in dem er bereits rühmliche Fortschritte gemacht hatte, früh entzogen und die Stütze meines Alters geworden ist, hat schon bisher so vielen Antheil an meinen Bemühungen genommen, daß ich lebhaft wünsche, ihn, der vertraut mit meinen Ansichten, auch im Besitz meiner gemachten Sammlungen ist, hiedurch zu der Fortsetzung und Vollendung meines Werks zu ermuntern, und daß seine künftigen Verhältnisse ihm die Erfüllung meines Wunsches verstatten mögen.

Noch kann ich zum Schluß nicht unbemerkt lassen, daß gleichzeitig mit meinem Buche ein sehr schätzbares Werk erschienen ist, das die neuere Geschichte mit großer Einsicht und ungemeinem Fleiße bearbeitet. Es ist dieses die neue Ausgabe

und

und Fortsetzung der von dem verstorbenen verdienstvollen Geschichtkenner Professor Koch zu Straßburg in den Jahren 1796 und 1797 herausgegebenen Histoire des traités de paix entre les Puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie in 4 Bänden, welche von dem Königlich Preußischen Legationsrath Herrn Schoell in Paris unternommen und mit dem funfzehnten Bande im Jahre 1815 beschlossen ist. Dieses Werk, welches bis zu den Pariser Unterhandlungen und Conventionen im Jahre 1815 fortgeht, wird wegen der Vollständigkeit und gewissenhaften Genauigkeit, durch welche es alle früher erschienenen ähnlichen Versuche bey weitem übertrifft, immer einzig in seiner Art, und Allen, die über neuere Geschichte sich gründlich unterrichten wollen, höchst lehrreich und unentbehrlich bleiben. Dennoch halte ich nicht dafür, daß durch dasselbe das meinige ganz unnütz gemacht werde. Herr Schoell trägt, gleich seinem Vorgänger, die Geschichte in dem von ihm bearbeiteten Zeitraumes mit sorgfältiger kritischer Benutzung aller vorhandenen gedruckten Quellen vor, beschränkt sich jedoch ausdrücklich auf

dieſe; ich aber habe nicht nur alle öffentlich erſchienenen und mir bekannt gewordenen Nachrichten gleichfalls ſo vollſtändig und gewiſſenhaft benuzt, als ich es vermogte, ſondern ich habe auch beſonders nach eigenen Erfahrungen die merkwürdigſten Begebenheiten, denen ich in gröſſerer oder näherer Ferne zugeſehen, und in deren einigen ich ſelbſt thätig geweſen bin, beſchrieben, und eigne Beobachtungen, die ich als aufmerkſamer Zeitgenoſſe anſtellen können, ſind neben fremden zuverläßigen, wenn gleich nicht immer gedruckten, Nachrichten meine Quellen geweſen. Ohnerachtet dieſer Verſchiedenheit bemerke ich mit Vergnügen in denjenigen Abſchnitten, welche Herr Schoell und ich zugleich bearbeitet haben, eine Uebereinſtimmung, die dem Leſer unſre aufmerkſame Beobachtung und ſorgfältige Wahrheitsliebe beweiſen, alſo das Zutrauen zu unſrer Erzählung vermehren wird. Puſtleben bey Nordhauſen den 1ſten Juny 1819.

# Inhalt des vierten Bandes.


## Achtzehntes Kapitel. Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Vorerinnerung. Friedrichs äußere Geſtalt. Seine Eltern. Seine väterliche Großmutter. Kindheit, Jugend und erſte Bildung. Väterliche Ungnade. Verſuchte Flucht und Arreſt. Beſſere Behandlung von Seiten des Vaters. Mehr heitere Jugend Friedrichs. Seine Studien; Bildung ſeiner religiöſen Anſichten. Feſtſetzung ſeines philoſophiſchen Skepticismus. Erſte Reiſe nach Dresden. Sein Studium der Staats-Wiſſenſchaften. Seine Vermählung. Feldzug am Rhein. Thronbeſteigung. Art zu regieren. Frühere Verwaltungsart im Brandenburgiſchen. Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II Staatsverwaltung. . . . . S. 1.

## Neunzehntes Kapitel. Fortſetzung des vorigen. — Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Sein Benehmen in Abſicht der Verhältniſſe mit andern Staaten; in Abſicht des Kriegsweſens; in Anſehung der Geſetzgebung und Rechtspflege. . . . . S. 133.


Zwan-

Zwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung des vorigen. — Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Sein Benehmen in Abſicht der innern Regierung und der Finanzen. Allgemeine Bemerkungen über Friedrichs Regierung. Privatcharakter. Schlußbemerkung. . . . . S. 377.

# I.

# Geſchichte

der

lezten Periode

# Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen.

1778 - 1786.

## Schluß.

# Achtzehntes Kapitel.

## Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Vorerinnerung. Friedrichs äußere Gestalt. Seine Eltern. Seine väterliche Großmutter. Kindheit, Jugend und erste Bildung. Väterliche Ungnade. Versuchte Flucht und Arrest. Bessere Behandlung von Seiten des Vaters. Mehr heitere Jugend Friedrichs. Seine Studien; Bildung seiner religiösen Ansichten. Festsetzung seines philosophischen Skepticismus. Erste Reise nach Dresden. Sein Studium der Staats-Wissenschaften. Seine Vermählung. Feldzug am Rhein. Thronbesteigung. Art zu regieren. Frühere Verwaltungsart im Brandenburgischen. Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II Staatsverwaltung.

Praecipere qualis esse debeat Princeps, pulchrum quidem, sed onerosum, ac prope superbum est: laudare vero optimum Principem, ac per hoc posteris, velut e specula lumen, quod sequantur, ostendere, idem utilitatis habet, arrogantiae nihil. *Plin. Epist. Lib. III. 18.*

Treu und wahrhaft haben wir den großen König während der lezten Periode seiner Regierung

geſchildert. Wir erinnern an dieſe Beſchränktheit unſers Bildes auf einen nur kurzen Zeitraum und die aus derſelben natürlich folgende Unvollkommenheit. Um ein richtiges Bild von einem Menſchen zu haben, iſt erforderlich, ihn durch die verſchiedenen Alter des Lebens zu begleiten, ihn nicht nur in einigen, ſondern in allen bedeutenden Verhältniſſen, in denen er je ſich befunden hat, darzuſtellen. Sonſt wird nur dieſer Menſch in einer beſondern Lage, in einem gegebenen Licht geſehen! Friedrich in den kräftigſten Jahren handelte entſchloſſener und kühner, wie wir in ſeiner lezten Zeit ihn handeln ſahen. Vielleicht aber vermied er dagegen auch damals, als er noch der Fülle jugendlicher und männlicher Kraft genoß, minder weiſe die Gräuel des Krieges; vielleicht vergaß er in jener Zeit, hingeriſſen von der Leidenſchaft des Ehrgeizes, bey lockender Gelegenheit die guten Vorſäze, welche er in der Einſamkeit gefaßt hatte; vielleicht war ihm damals die Erhaltung des Friedens nicht ſo angelegen, wie ſie es im lezten Abſchnitt ſeines Lebens geweſen iſt. Die Tugenden wie die Fehler des Menſchen ſind immer höchſt abhängig von den äußern Umſtänden, in denen er ſich befindet. Auch der Tapferſte iſt nicht tapfer, auch der Gerechteſte iſt nicht gerecht in jeder Stunde des Lebens!

Indem

Indem wir bey dem Rückblick auf die vorgetragene Geſchichte dieſe Bemerkung machen, fühlen wir uns verſucht, eine allgemeine Ueberſicht von Friedrichs Charakter während ſeines ganzen Lebens zu geben. Auch den Leſern dürfte ſolche Schilderung angenehm ſeyn, wenn es ihnen, wie uns, ſchwer wird, in dieſer Darſtellung ſich hier ſchon für immer von Friedrich zu trennen. Doch wenn von einer Seite hingezogen, fühlen wir von der andern uns auch mächtig abgeſchreckt, eine ſolche Schilderung dieſes Königs zu unternehmen. Welche Kenntniß der Dinge und Umſtände gehört nicht dazu, irgend einen beſtimmten Menſchen richtig und genau darzuſtellen? zu erforſchen, wie er in ſeinem Innerſten empfand und dachte? zu ergründen, warum er in den mannigfachſten oft verwickelten Verhältniſſen ſich gerade ſo und nicht anders benahm? Wer es je verſuchte, nur ſich ſelbſt richtig zu beurtheilen, nach geraumer Zeit die tief verborgen liegenden Beweggründe hervorzuziehen, aus denen er einſt handelte, der wird fühlen, wie unendlich ſchwer es ſey, einen Andern richtig zu würdigen; wie noch ſchwerer, wenn dieſer Andere ein Mann iſt, der in großen Verhältniſſen gelebt, zu großen Zwecken und mit großer Kraft gehandelt hat! Eine richtige Schätzung Anderer gelingt uns nur bey ſolchen Menſchen, in deren

Lage und äußere Verhältniſſe wir uns ganz hinein denken können, und dieſes vermögen wir nur dann, wenn wir uns ſelbſt je in etwas ähnlichen Umſtänden befanden. Dies aber kann, wenn von einem Regenten die Rede iſt, nie der Fall für den ſeyn, der die Schranken des Privatlebens nicht überſchritten hat. Dieſer ſieht bey einem Herrſcher, der über Millionen Menſchen gebietet, nur vorzüglich deſſen Erhabenheit über die mannigfachen Hinderniſſe, welche die Geſetze des bürgerlichen Lebens ſo oft der freien Aeußerung unſerer Kräfte in den Weg ſetzen. Wir denken uns bey einem Herrſcher nur ſeine Freiheit, alle Handlungen ganz nach eignem Gefallen einzurichten, ohne einem Höhern je Rechenſchaft geben zu dürfen, nur ſein Vermögen, jeden Wunſch erfüllen, jede Luſt genieſſen zu können. Täuſchend verſetzen wir uns ſelbſt in eine ſolche, der Einbildungskraft ſchmeichelnde Lage, bemeſſen die Gefühle des Herrſchers nach denen, die wir ſelbſt haben würden, wenn wir plözlich aus unſerer Beſchränktheit zu dieſer Ungebundenheit übergingen. Jeder mahlt ſich dann das Glück eines Königs aus, je nachdem er ungezähmte Befriedigung ſinnlicher Begierden, oder ein höheres ganz nach ſeinem Ideal eingerichtetes geiſtiges Leben, eine große, durch nichts aufgehaltene Thätigkeit, eine ungehemmte

hemmte Ausführung seiner Entwürfe, als das höchste Gut des Lebens betrachtet. Jeder traut sich selbst leicht die Fähigkeit zu, alle Vortheile einer solchen Lage auf das vollkommenste für sich und für Andere zu benutzen, die Mängel und Fehler derselben aber zu meiden; und je nachdem der beurtheilte Herrscher sich ohngefähr eben so benommen hat, wie wir nach dem Gaukelspiel unserer Phantasie uns in seiner Lage zu benehmen gedachten, findet er mehr oder weniger unsere Beistimmung. Aber diese Täuschung ist nicht der Gesichtspunkt, aus dem die eignen Gefühle und der wahre Werth des zum Throne Gebornen gewürdigt werden dürfen. Ganz anders sieht dieser die Menschen neben sich, und die, welche unter ihm stehen. Was uns ein so großer Vorzug seiner Lage scheint, ist es nach seinen Gefühlen nicht. Dessen gewohnt, bemerkt er ihn weniger. Dies ist Folge der menschlichen Natur. Wünsche und Begierden, die wir jeden Augenblick befriedigen können, werden abgestumpft; andere minder leicht zu erfüllende treten an deren Stelle. In keiner Lage fehlt es an solchen. Auch die dem Schein nach ungebundene Freiheit hat ihre Schranken, nur ganz andere, als derjenige ahndet, der im engern Kreise lebt. Auch auf dem Gipfel der Hoheit und Macht werden Sorgen gefühlt; auch auf dem Thron sind

Rücksichten und Beziehungen zu beachten, nur andere, als die des Privatmanns. Wer alles dieses erwägt, sollte vielleicht zu dem Urtheil gebracht werden: nur Könige vermögen Könige zu beurtheilen. Doch ohne dieses behaupten zu wollen, noch die Schwierigkeiten, die sich auch hiebey finden, zu verkennen, ist es höchst natürlich, nur mit Schüchternheit an die Beurtheilung dessen sich zu wagen, der in äußern Verhältnissen sich befand, die von denen, welche wir selbst aus Erfahrung kennen, so ganz verschieden sind, und in die uns hinein zu denken uns so äußerst schwer wird. Wie viel gerechter aber ist noch diese Schüchternheit, wenn der Monarch, der geschildert werden soll, weniger durch seinen hohen Rang, als durch die Hoheit seines Geistes und Charakters über die Mehrheit der Menschen erhaben ist! Wer vermag die Annäherung zu solcher Erhabenheit auch nur auf kurze Zeit sich zuzutrauen? Und doch ist solche Annäherung, wenigstens in gewisser Maße, durchaus nothwendig, um gerecht zu würdigen.

Noch ein Umstand kommt hinzu, welcher das richtige Auffassen der Eigenthümlichkeiten gerade dieses Monarchen, den man den Einzigen genannt hat, noch schwieriger macht. Friedrich hat

sechs

sechs und vierzig Jahre regiert, hat in den mannigfachsten, in den schwierigsten Lagen sich befunden, die je ein Herrscher erlebte. Er ist dem gänzlichen Untergange seines Staats nahe gekommen, hat aber Alles überwunden, hat dann zu einem Glanz des Ruhms, zu einem Ansehen in ganz Europa sich erhoben, das alle seine Zeitgenossen, auch die auf Thronen saßen, mehr oder minder willig anerkannten. Er hat mächtig auf die Menschen, die neben und nach ihm lebten, gewirkt. Er hat enthusiastische Anhänger, erbitterte Feinde gehabt. Unendlich mannigfache sich einander widersprechende Urtheile sind aus diesen durch ihn angeregten Leidenschaften hervorgegangen. Wer jezt, nachdem diese Leidenschaften meistens, doch noch nicht ganz, ausgestorben, Friedrich zu schildern unternimmt, muß alle diese gegen einander streitenden Urtheile kennen und würdigen. Aber er muß sie auch wieder vergessen, und sich rein dem Eindruck überlassen, den des Königs eigne Thaten auf ihn machen. Wahrlich, dieses ist nicht leicht!

Durchdrungen von allen diesen abschreckenden Schwierigkeiten, verkennt jedoch der Verfasser dieser Geschichte auch nicht die Vortheile, die ihm zu Theil geworden sind, und die vielleicht nicht vielen der noch lebenden Zeitgenossen des großen Königs in noch

höherm Grade wurden. Er hat Friedrich oft gesehen, er hat auch mit ihm geredet. Noch steht das Bild seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Haltung vor ihm; noch fühlt er durch den tief eindringenden, doch bald ermunternden Blick seiner Augen sich getroffen, durch die Freundlichkeit seiner Anrede, das Angenehme seiner Stimme sich belebt. Aber vermessen wäre es, nach dem augenblicklichen Eindruck, den der große Herrscher während einer kurzen Zeit auf den jungen ins Leben erst eintretenden Mann gemacht, noch jezt dieses Herrschers Werth während seines ganzen Lebens bemessen zu wollen. Wichtiger ist dem Verfasser der Vortheil, daß er sechs Jahre bey einem Departement gearbeitet hat, das vorzüglich der unmittelbaren Leitung Friedrichs genoß. Während dieser Zeit sind wenige Tage vergangen, an welchen er nicht des Königs eigenhändige oder von ihm diktirte, zum Theil ausführlich ausgearbeitete Befehle und Entscheidungen gesehen, einzelne Züge seines Geistes und Charakters vernommen hätte. Auch ist es wichtig, daß er die Erzählungen so vieler Menschen von jedem Stande, die dem König in Geschäften des Krieges und Friedens nahe gewesen, gehört, daß er endlich aus den Akten des Archivs Friedrichs Geschäftsführung auch während der frühern Perioden kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt hat.

Das

Das Bild, das der Verfasser sich nach allem diesem von Friedrich gemacht, ist durch das Lesen der langen Reihe eigner Schriften desselben, die wir nach seinem Tode erhalten haben, noch sehr vervollständigt und berichtigt worden. Auch was Andre über den König geschrieben, ist seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, sondern Alles, was irgend erheblich, treu benuzt [1]).



1) In der Beilage M. haben wir alle uns bekannte einigermaaßen erhebliche Schriften über Friedrich zu würdigen versucht, und eine so viel möglich vollständige Litteratur seiner Geschichte geliefert. Da sich in derselben noch zu manchen Bemerkungen über Friedrichs Geschichte und seinen Charakter die bequeme Stelle gefunden hat; so dürfen wir auch diese nicht blos für den eigentlichen Litterator bestimmte Beilage der Aufmerksamkeit aller Leser empfehlen. Dem Kenner wird der Fleiß, welcher auf dieselbe gewandt ist, nicht entgehen. Kein Urtheil darin ist Andern nachgesprochen, sondern alle aufgeführten Schriften sind dem Verfasser nach eigner, zum Theil wiederholter Lesung bekannt geworden. Indeß wird er jede Berichtigung eingeschlichener Fehler, und jede Vervollständigung seiner Nachrichten mit großem Dank erkennen. Doch bemerkt er, daß seine Absicht nicht gewesen sey, jedes über Friedrich geschriebene Blatt, besonders nicht alles in Zeitschriften Zerstreute, sondern nur die in irgend einer Rücksicht erheblichen Schriften aufzuführen.

Dieſe Vortheile ſind wichtig genug, um de Verfaſſer zu bewegen, ſich über die Schüchternheit mit der die Größe ſeines Helden und die angedeute ten Abſchreckungsgründe ihn erfüllten, wegzuſetzen und eine allgemeine Schilderung Friedrichs II zu ver ſuchen. Er unternimmt dieſelbe mit dem Gefühl de Ehrfurcht, die dem großen Manne gebührt, abe auch mit dem feſten Vorſatz, der Wahrheit, welch er der Mitwelt und Nachwelt ſchuldig iſt, nichts z vergeben. Die Mängel dieſer Schilderung wir ſchwerlich irgend ein Leſer tiefer fühlen, als der Ver faſſer. Aber wer ſie am meiſten fühlt, wird auch weil er die in der Sache liegenden Schwierigkeite kennt, der Geneigteſte ſeyn, ſie zu entſchuldigen.

* * *

Wir fangen mit Beſchreibung des Aeußern an. Friedrich war ungefähr fünf Fuß fün Zoll groß. Der Bau ſeines Körpers war dieſe Größe angemeſſen, weder zu ſtark noch zu ſchmäch tig; der Wuchs gut proportionirt, die Bruſt erha ben und breit, der Kopf ein wenig nach der rechte Seite hangend, welches man von der Gewöhnung beim Flötenſpiel herleitete. Die Naſe war lang, aber gut gebaut, die Augen von mäßiger Größe, blau,

blau, feurig und lebhaft, durchdringend und scharf, zu gewissen Zeiten von einer eigenthümlichen sanften Lieblichkeit belebt. Diese Augen, so wie die Züge des ganzen Gesichts, drückten das Innere seines Gemüths ungemein stark, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Veränderungen desselben aus, so daß der Ausdruck des Zorns, Hohns und Unmuths äußerst schnell mit dem der Ruhe, der Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Er hatte seine Gemüthsbewegungen in vollkommner Gewalt, so daß er ihren Ausbruch augenblicklich zurück zu halten, dagegen auch wohl, wenn er es gut fand, ihn stärker, als er fühlte, zu äußern vermogte. Eine ganz gleichgültige, gar nichts sagende Miene hatte Friedrich wohl nur in höchst seltenen Augenblicken, vielleicht nie. Immer waren die Gesichtszüge der Rede angemessen. Sprach er geistvolle Worte, oder hörte er diese von Andern, oder auch eine ihn stark bewegende Musik; so waren seine Gesichtszüge vorzüglich beseelt. Der Mund war höchst angenehm, der ganze Anstand des Körpers, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, ausnehmend edel, der Gang durchaus nicht steif, etwas nachlässig, aber schnell und stolz, doch ohne dieses zu wollen, oder im mindesten zu affektiren. Im jüngern und mittlern Alter saß er vortreff-

geschildert. Wir erinnern an diese Beschränktheit unsers Bildes auf einen nur kurzen Zeitraum und die aus derselben natürlich folgende Unvollkommenheit. Um ein richtiges Bild von einem Menschen zu haben, ist erforderlich, ihn durch die verschiedenen Alter des Lebens zu begleiten, ihn nicht nur in einigen, sondern in allen bedeutenden Verhältnissen, in denen er je sich befunden hat, darzustellen. Sonst wird nur dieser Mensch in einer besondern Lage, in einem gegebenen Licht gesehen! Friedrich in den kräftigsten Jahren handelte entschlossener und kühner, wie wir in seiner lezten Zeit ihn handeln sahen. Vielleicht aber vermied er dagegen auch damals, als er noch der Fülle jugendlicher und männlicher Kraft genoß, minder weise die Gräuel des Krieges; vielleicht vergaß er in jener Zeit, hingerissen von der Leidenschaft des Ehrgeizes, bey lockender Gelegenheit die guten Vorsäze, welche er in der Einsamkeit gefaßt hatte; vielleicht war ihm damals die Erhaltung des Friedens nicht so angelegen, wie sie es im lezten Abschnitt seines Lebens gewesen ist. Die Tugenden wie die Fehler des Menschen sind immer höchst abhängig von den äußern Umständen, in denen er sich befindet. Auch der Tapferste ist nicht tapfer, auch der Gerechteste ist nicht gerecht in jeder Stunde des Lebens!

Indem

Indem wir bey dem Rückblick auf die vorgetragene Geschichte diese Bemerkung machen, fühlen wir uns versucht, eine allgemeine Uebersicht von Friedrichs Charakter während seines ganzen Lebens zu geben. Auch den Lesern dürfte solche Schilderung angenehm seyn, wenn es ihnen, wie uns, schwer wird, in dieser Darstellung sich hier schon für immer von Friedrich zu trennen. Doch wenn von einer Seite hingezogen, fühlen wir von der andern uns auch mächtig abgeschreckt, eine solche Schilderung dieses Königs zu unternehmen. Welche Kenntniß der Dinge und Umstände gehört nicht dazu, irgend einen bestimmten Menschen richtig und genau darzustellen? zu erforschen, wie er in seinem Innersten empfand und dachte? zu ergründen, warum er in den mannigfachsten oft verwickelten Verhältnissen sich gerade so und nicht anders benahm? Wer es je versuchte, nur sich selbst richtig zu beurtheilen, nach geraumer Zeit die tief verborgen liegenden Beweggründe hervorzuziehen, aus denen er einst handelte, der wird fühlen, wie unendlich schwer es sey, einen Andern richtig zu würdigen; wie noch schwerer, wenn dieser Andere ein Mann ist, der in großen Verhältnissen gelebt, zu großen Zwecken und mit großer Kraft gehandelt hat! Eine richtige Schätzung Anderer gelingt uns nur bey solchen Menschen, in deren

Lage und äußere Verhältniſſe wir uns ganz hinein denken können, und dieſes vermögen wir nur dann wenn wir uns ſelbſt je in etwas ähnlichen Umſtänden befanden. Dies aber kann, wenn von einen Regenten die Rede iſt, nie der Fall für den ſeyn der die Schranken des Privatlebens nicht überſchritten hat. Dieſer ſieht bey einem Herrſcher, der über Millionen Menſchen gebietet, nur vorzüglich deſſen Erhabenheit über die mannigfachen Hinderniſſe, welche die Geſetze des bürgerlichen Lebens ſo oft der freien Aeußerung unſerer Kräfte in den Weg ſetzen. Wir denken uns bey einem Herrſcher nur ſeine Freiheit, alle Handlungen ganz nach eignem Gefallen einzurichten, ohne einem Höhern je Rechenſchaft geben zu dürfen, nur ſein Vermögen, jeden Wunſch erfüllen, jede Luſt genießen zu können. Täuſchend verſetzen wir uns ſelbſt in eine ſolche, der Einbildungskraft ſchmeichelnde Lage, bemeſſen die Gefühle des Herrſchers nach denen, die wir ſelbſt haben würden, wenn wir plözlich aus unſerer Beſchränktheit zu dieſer Ungebundenheit übergingen. Jeder mahlt ſich dann das Glück eines Königs aus, je nachdem er ungezähmte Befriedigung ſinnlicher Begierden, oder ein höheres ganz nach ſeinem Ideal eingerichtetes geiſtiges Leben, eine große, durch nichts aufgehaltene Thätigkeit, eine unge-

hemmte

hemmte Ausführung seiner Entwürfe, als das höchste Gut des Lebens betrachtet. Jeder traut sich selbst leicht die Fähigkeit zu, alle Vortheile einer solchen Lage auf das vollkommenste für sich und für Andere zu benutzen, die Mängel und Fehler derselben aber zu melden; und je nachdem der beurtheilte Herrscher sich ohngefähr eben so benommen hat, wie wir nach dem Gaukelspiel unserer Phantasie uns in seiner Lage zu benehmen gedachten, findet er mehr oder weniger unsere Beistimmung. Aber diese Täuschung ist nicht der Gesichtspunkt, aus dem die eignen Gefühle und der wahre Werth des zum Throne Gebornen gewürdigt werden dürfen. Ganz anders sieht dieser die Menschen neben sich, und die, welche unter ihm stehen. Was uns ein so großer Vorzug seiner Lage scheint, ist es nach seinen Gefühlen nicht. Dessen gewohnt, bemerkt er ihn weniger. Dies ist Folge der menschlichen Natur. Wünsche und Begierden, die wir jeden Augenblick befriedigen können, werden abgestumpft; andere minder leicht zu erfüllende treten an deren Stelle. In keiner Lage fehlt es an solchen. Auch die dem Schein nach ungebundene Freiheit hat ihre Schranken, nur ganz andere, als derjenige ahndet, der im engern Kreise lebt. Auch auf dem Gipfel der Hoheit und Macht werden Sorgen gefühlt; auch auf dem Thron sind

Rücksichten und Beziehungen zu beachten, nur andere, als die des Privatmanns. Wer alles dieses erwägt, sollte vielleicht zu dem Urtheil gebracht werden: nur Könige vermögen Könige zu beurtheilen. Doch ohne dieses behaupten zu wollen, noch die Schwierigkeiten, die sich auch hiebey finden, zu verkennen, ist es höchst natürlich, nur mit Schüchternheit an die Beurtheilung dessen sich zu wagen, der in äußern Verhältnissen sich befand, die von denen, welche wir selbst aus Erfahrung kennen, so ganz verschieden sind, und in die uns hinein zu denken uns so äußerst schwer wird. Wie viel gerechter aber ist noch diese Schüchternheit, wenn der Monarch, der geschildert werden soll, weniger durch seinen hohen Rang, als durch die Hoheit seines Geistes und Charakters über die Mehrheit der Menschen erhaben ist! Wer vermag die Annäherung zu solcher Erhabenheit auch nur auf kurze Zeit sich zuzutrauen? Und doch ist solche Annäherung, wenigstens in gewisser Maße, durchaus nothwendig, um gerecht zu würdigen.

Noch ein Umstand kommt hinzu, welcher das richtige Auffassen der Eigenthümlichkeiten gerade dieses Monarchen, den man den Einzigen genannt hat, noch schwieriger macht. Friedrich hat

sechs

ſechs und vierzig Jahre regiert, hat in den mannigfachſten, in den ſchwierigſten Lagen ſich befunden, die je ein Herrſcher erlebte. Er iſt dem gänzlichen Untergange ſeines Staats nahe gekommen, hat aber Alles überwunden, hat dann zu einem Glanz des Ruhms, zu einem Anſehen in ganz Europa ſich erhoben, das alle ſeine Zeitgenoſſen, auch die auf Thronen ſaßen, mehr oder minder willig anerkannten. Er hat mächtig auf die Menſchen, die neben und nach ihm lebten, gewirkt. Er hat enthuſiaſtiſche Anhänger, erbitterte Feinde gehabt. Unendlich mannigfache ſich einander widerſprechende Urtheile ſind aus dieſen durch ihn angeregten Leidenſchaften hervorgegangen. Wer jezt, nachdem dieſe Leidenſchaften meiſtens, doch noch nicht ganz, ausgeſtorben, Friedrich zu ſchildern unternimmt, muß alle dieſe gegen einander ſtreitenden Urtheile kennen und würdigen. Aber er muß ſie auch wieder vergeſſen, und ſich rein dem Eindruck überlaſſen, den des Königs eigne Thaten auf ihn machen. Wahrlich, dieſes iſt nicht leicht!

Durchdrungen von allen dieſen abſchreckenden Schwierigkeiten, verkennt jedoch der Verfaſſer dieſer Geſchichte auch nicht die Vortheile, die ihm zu Theil geworden ſind, und die vielleicht nicht vielen der noch lebenden Zeitgenoſſen des großen Königs in noch

höherm Grade wurden. Er hat Friedrich oft gesehen er hat auch mit ihm geredet. Noch steht das Bild seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Haltung vor ihm; noch fühlt er durch den tief eindringenden, doch bald ermunternden Blick seiner Augen sich getroffen, durch die Freundlichkeit seiner Anrede, das Angenehme seiner Stimme sich belebt. Aber vermessen wäre es, nach dem augenblicklichen Eindruck, den der große Herrscher während einer kurzen Zeit auf den jungen ins Leben erst eintretenden Mann gemacht, noch jezt dieses Herrschers Werth während seines ganzen Lebens bemessen zu wollen. Wichtiger ist dem Verfasser der Vortheil, daß er sechs Jahre bey einem Departement gearbeitet hat, das vorzüglich der unmittelbaren Leitung Friedrichs genoß. Während dieser Zeit sind wenige Tage vergangen, an welchen er nicht des Königs eigenhändige oder von ihm diktirte, zum Theil ausführlich ausgearbeitete Befehle und Entscheidungen gesehen, einzelne Züge seines Geistes und Charakters vernommen hätte. Auch ist es wichtig, daß er die Erzählungen so vieler Menschen von jedem Stande, die dem König in Geschäften des Krieges und Friedens nahe gewesen, gehört, daß er endlich aus den Akten des Archivs Friedrichs Geschäftsführung auch während der frühern Perioden kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt hat.

Das

Das Bild, das der Verfasser sich nach allem diesem von Friedrich gemacht, ist durch das Lesen der langen Reihe eigner Schriften desselben, die wir nach seinem Tode erhalten haben, noch sehr vervollständigt und berichtigt worden. Auch was Andre über den König geschrieben, ist seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, sondern Alles, was irgend erheblich, treu benuzt [1]).



1) In der Beilage M. haben wir alle uns bekannte einigermaaßen erhebliche Schriften über Friedrich zu würdigen versucht, und eine so viel möglich vollständige Litteratur seiner Geschichte geliefert. Da sich in derselben noch zu manchen Bemerkungen über Friedrichs Geschichte und seinen Charakter die bequeme Stelle gefunden hat; so dürfen wir auch diese nicht blos für den eigentlichen Litterator bestimmte Beilage der Aufmerksamkeit aller Leser empfehlen. Dem Kenner wird der Fleiß, welcher auf dieselbe gewandt ist, nicht entgehen. Kein Urtheil darin ist Andern nachgesprochen, sondern alle aufgeführten Schriften sind dem Verfasser nach eigner, zum Theil wiederholter Lesung bekannt geworden. Indeß wird er jede Berichtigung eingeschlichener Fehler, und jede Vervollständigung seiner Nachrichten mit großem Dank erkennen. Doch bemerkt er, daß seine Absicht nicht gewesen sey, jedes über Friedrich geschriebene Blatt, besonders nicht alles in Zeitschriften Zerstreute, sondern nur die in irgend einer Rücksicht erheblichen Schriften aufzuführen.

Dieſe Vortheile ſind wichtig genug, um d Verfaſſer zu bewegen, ſich über die Schüchternh mit der die Größe ſeines Helden und die angebeu ten Abſchreckungsgründe ihn erfüllten, wegzuſetz und eine allgemeine Schilderung Friedrichs II zu v ſuchen. Er unternimmt dieſelbe mit dem Gefühl d Ehrfurcht, die dem großen Manne gebührt, al auch mit dem feſten Vorſatz, der Wahrheit, wel er der Mitwelt und Nachwelt ſchuldig iſt, nichts vergeben. Die Mängel dieſer Schilderung wi ſchwerlich irgend ein Leſer tiefer fühlen, als der Ve faſſer. Aber wer ſie am meiſten fühlt, wird au weil er die in der Sache liegenden Schwierigkeit kennt, der Geneigteſte ſeyn, ſie zu entſchuldigen.

* * *

Wir fangen mit Beſchreibung des Aeußer an. Friedrich war ungefähr fünf Fuß fü Zoll groß. Der Bau ſeines Körpers war dieſ Größe angemeſſen, weder zu ſtark noch zu ſchmäch tig; der Wuchs gut proportionirt, die Bruſt erh ben und breit, der Kopf ein wenig nach der rechte Seite hangend, welches man von der Gewöhnun beim Flötenſpiel herleitete. Die Naſe war lang aber gut gebaut, die Augen von mäßiger Größe

blau

blau, feurig und lebhaft, durchdringend und scharf, zu gewissen Zeiten von einer eigenthümlichen sanften Lieblichkeit belebt. Diese Augen, so wie die Züge des ganzen Gesichts, drückten das Innere seines Gemüths ungemein stark, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Veränderungen desselben aus, so daß der Ausdruck des Zorns, Hohns und Unmuths äußerst schnell mit dem der Ruhe, der Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Er hatte seine Gemüthsbewegungen in vollkommner Gewalt, so daß er ihren Ausbruch augenblicklich zurück zu halten, dagegen auch wohl, wenn er es gut fand, ihn stärker, als er fühlte, zu äußern vermogte. Eine ganz gleichgültige, gar nichts sagende Miene hatte Friedrich wohl nur in höchst seltenen Augenblicken, vielleicht nie. Immer waren die Gesichtszüge der Rede angemessen. Sprach er geistvolle Worte, oder hörte er diese von Andern, oder auch eine ihn stark bewegende Musik; so waren seine Gesichtszüge vorzüglich beseelt. Der Mund war höchst angenehm, der ganze Anstand des Körpers, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, ausnehmend edel, der Gang durchaus nicht steif, etwas nachlässig, aber schnell und stolz, doch ohne dieses zu wollen, oder im mindesten zu affektiren. Im jüngern und mittlern Alter saß er vortreff-

trefflich zu Pferde, im höheren Alter aber etw
gekrümmt und nachläßig.

Wir fühlen, wie wenig alle dieſe Worte u
noch mehrere, die wir hinzufügen könnten, verm
gend ſind, ein Bild Friedrichs, wie es aus der E
innerung unſerer Einbildungskraft vorſchwebt,
die des Leſers zu zaubern. Um etwas nachzuhelf
haben wir von einem Gemählde, das vor viel
andern, die wir geſehen, das Eigenthümliche v
Friedrichs Phyſiognomie und Bildung uns vorzügli
auszudrücken ſcheint, einen Kupferſtich nehmen, u
dieſen dem gegenwärtigen Bande unſers Geſchich
buchs vorſetzen laſſen [2]).

Noch weit unvermögender aber ſind wir, Fri
drichs Geiſt als ſeinen Körper zu beſchreiben. Woll
ten wir auch noch ſo viele Worte, die geiſtige Ei
genſchaften ausdrücken, an einander reihen, ſo wür
den dieſelben doch bey dem Leſer keine Vorſtellun
her

2) Bey aller Mühe, welche wir uns deshalb gegeben, i
es nicht gelungen, den Künſtler zu erforſchen, welche
dieſes vorzügliche Bild gemahlt hat. Der Verf. beſi
es als gütiges Geſchenk eines Freundes, der daſſelb
auf einer Auktion in Wernigerode gekauft hat. Abe
von welchem Orte es dorthin gekommen, haben wi
nicht erfahren können.

hervorbringen, wie und in welchem Maaße alle dieſe Tugenden oder Fehler bey Friedrich wirklich vorhanden waren; wie eine Eigenſchaft die andere beſtimmte und beſchränkte, und wie durch dieſe gegenſeitige Wirkung und Miſchung gerade die Eigenthümlichkeit herausgekommen ſey, die ſich bey ihm fand. Statt alſo einzelne Tugenden und Mängel aufzuzählen, glauben wir unſern Zweck beſſer zu erreichen, wenn wir die äußeren Umſtände, in welchen ſich Friedrich von Jugend an befunden, die Wirkungen, welche dieſe in ihm hervorgebracht, andeuten, und angeben, wie er ſich in den bedeutenden Verhältniſſen des Lebens benommen habe. So werden wir, Lobes und Tadels uns enthaltend, es der eigenen Einbildungskraft des Leſers überlaſſen können, ſich ſelbſt ein Bild dieſes Charakters zuſammen zu ſetzen, das der Wahrheit näher kommen wird, als jede von uns verſuchte allgemeine Schilderung es vermögte.

Friedrich II, geboren den 24ſten Jan. 1712, war das vierte Kind und der dritte Sohn der fruchtbaren Ehe 3) Friedrich Wilhelms I, zweiten Königs

3) Vierzehn Kinder ſind aus dieſer Ehe geboren, zehn derſelben bis zu erwachſenen Jahren, die meiſten bis zu ho-

nigs von Preußen 4), und Sophien Dorotheens, der Tochter König Georgs I von Großbritannien 5).

Jener war ein Mann von sehr gesundem Verstande, einem außerordentlichen Gedächtniß, und richtigem Urtheil in Sachen, die er hinlänglich kann

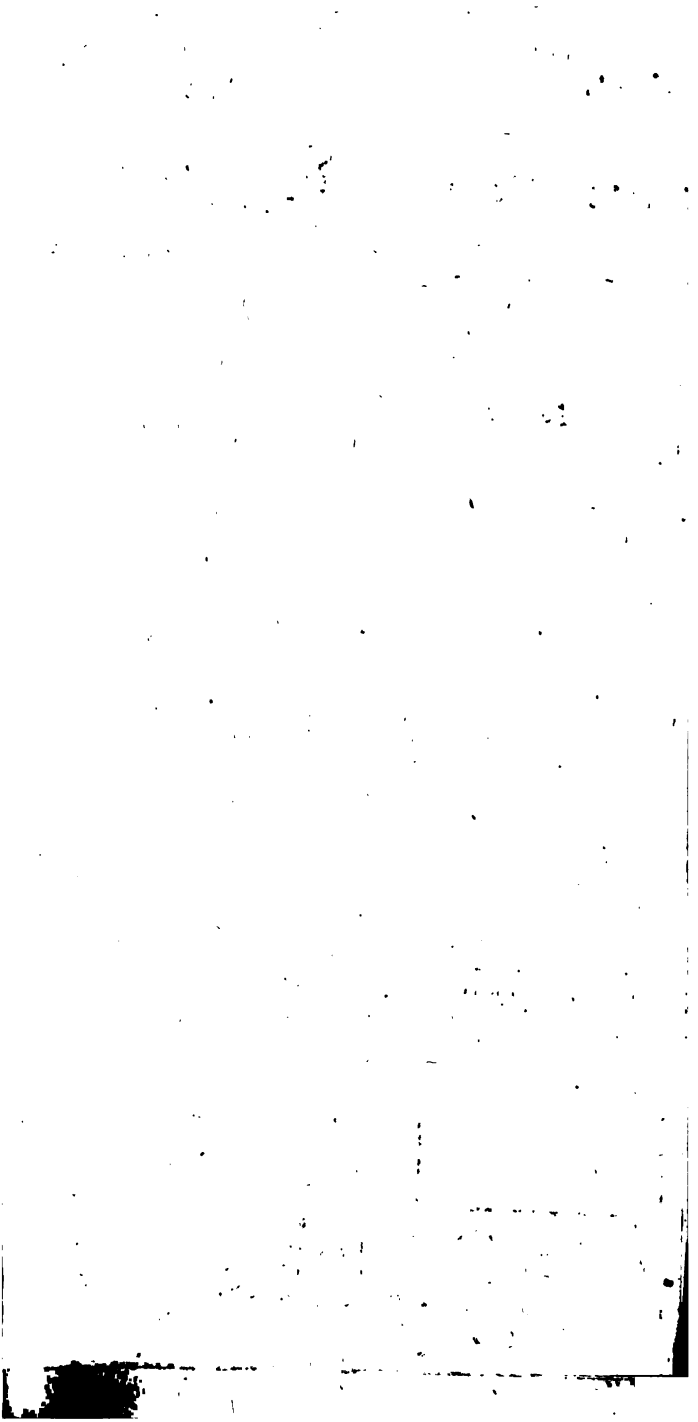
Ni

---

hohem Alter gelangt. Viere starben noch in der Kindheit, darunter zwey Söhne, welche schon vor Friedrich geboren, aber auch vor ihm gestorben sind, so daß dieser von seiner Geburt an muthmaßlicher Thronfolger gewesen ist. In der Beilage N. haben wir eine genealogische Tabelle geliefert, welche die Vorfahren Friedrichs bis zum dritten Grade hinaufwärts, und seine Geschwister mit deren sämmtlichen Nachkommen enthält, insofern leztere noch vor Friedrichs Tode geboren sind. Sie ist mit Genauigkeit gemacht, und man findet derselben alle in unserm Geschichtbuche genannte Friedrichs Familie gehörige Personen. Beilage O. enthält die Folge der Regenten der übrigen europäischen Staaten, welche Friedrichs Zeitgenossen gewesen sind. Ein zuweilen auf diese beiden Tabellen geworfner Blick wird dem Leser angenehm seyn, indem er ihn mit dem Zeitalter, in welches unsre Geschichte ihn einführt, vertraut erhält.

4) Er war geboren 1688, kam zur Regierung 1713 und starb 1740.

5) Sie war geboren 1687, wurde vermählt 1706, ist gestorben 1757.



Nicht ausgebildet durch Wissenschaften, die er gering achtete, war er doch sehr begierig nach Kenntnissen, wenn sie ihm nüzlich schienen, insofern er dieselben durch eigne Beobachtung und Erforschen von Andern, ohne Bücherlesen erwerben konnte. In solchem Erforschen war er unermüdlich. Er liebte genaue Wahrheit und strenge Gerechtigkeit, und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäfften, bekümmerte sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er fand sich leicht beleidigt, und war geneigt zum Jähzorn, doch reuete es ihn bald, und er suchte wieder gut zu machen, wenn er Jemandem Unrecht gethan zu haben glaubte. Widerspruch konnte er nicht ertragen, und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Indeß wurde es den Verschlagenen, die sich in seine Laune zu schicken wußten, leicht, ihn einzunehmen und zu täuschen, und so war er oft, ohne es zu ahnen, das Werkzeug der Leidenschaft Anderer; doch wurde er sehr erbittert, sobald er merkte, daß dies der Fall gewesen sey. So fest er an den Religionsmeinungen hing, in denen er erzogen war, so billigte er's doch, wenn Andere ihren Meinungen eben so treu blieben, wie er den seinigen; auch erlaubte er sich's von manchen erlernten Begriffen abzugehen, wenn sein Menschenverstand sich in dieselben

ſelben nicht finden konnte. Die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen zu vereinigen, war ſein lebhafter Wunſch; und bey aller Duldſamkeit machte die Begierde, dieſe Vereinigung zu Stande zu bringen, ihn beinahe unduldſam gegen gar zu eifrige Lutheraner [6]) oder gar zu eifrige Reformirte. Er dachte ſich Gott nach dem Bilde ſeines eignen Charakters, als einen höchſt gerechten, aber ſtrengen Herrn, deſſen Gunſt er durch eifrige Erfüllung ſeiner Pflichten zu gewinnen, deſſen Zorn und Strafen aber durch bezeugte Reue und Bitten abzuwenden ſuchte. Er liebte ſeine Gemahlin und Kinder, und ſorgte eifrigſt für derſelben Beſtes; verlangte aber von beiden die ſtrengſte Unterwerfung unter ſeinen Willen, und geſtattete nie die mindeſte Widerrede. Den Staat wollte er wie ſein Haus regieren, und wünſchte ernſtlich ſeine Unterthanen glücklich zu machen, aber, gleich ſeinen Kindern, nach eigner Art und Einſicht, ohne daß Unterthanen oder Kinder dabey ein Wort mit zu reden hätten. Als ein vortrefflicher Staatswirth hielt er pünktlich auf die eingeführte ſtrenge Ordnung und achtete es für höchſt wichtig, zu jeder Zeit mit baarem Gelde wohl verſehen

6) Die Schriften der Wittenberger orthodoxen Theologen waren deshalb in ſeinen Landen verboten.

sehen zu seyn. Doch wollte er seine Unterthanen nicht mit übertriebenen Auflagen gedrückt wissen. Er liebte daher die indirekten Abgaben, weil diese, dem gemeinen Mann weniger fühlbar, mehr den Wohlhabenden und auch den Fremden treffen. Mit Strenge hielt er darauf, daß die einmal angeordneten Abgaben zur gehörigen Zeit ohne allen Nachlaß beigetrieben wurden. Eifrigst bemüht, durch zunehmende Bevölkerung und vermehrte Thätigkeit der Unterthanen den Wohlstand seiner Lande zu befördern, unterstüzte er freigebig alle Unternehmungen, welche neue Erwerbsquellen öffneten, aber er schrieb dann auch gern den Gang dieser Unternehmungen vor, und erlaubte nicht, von diesem abzuweichen. In den Ausgaben war er äußerst sparsam, schonte aber das Geld nicht, wo er es nöthig und für das allgemeine Beste wohl angewandt glaubte. Pracht und äußerer Prunk, Ceremoniel und Etikette waren ihm in höchstem Grade zuwider, und er liebte ganz wie ein Privatmann zu leben. Er war zuweilen Anfällen bittern Ueberdrusses des Lebens und schwarzer Melancholie unterworfen. Während seines lezten Lebensjahrs war es sein ernstlicher Vorsaß, die Regierung niederzulegen, und mit seiner Familie in Holland zu leben, einem Lande, das ihm wegen des Fleißes, der Sparsamkeit und Reinlichkeit seiner

Bewohner besonders wohl gefiel. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft die Liebe des Soldatenwesens, oder eigentlich das Vergnügen, wohlgebildete, über das gewöhnliche Maaß lange Soldaten zu haben. Alles wandte er an, um dieselben aus allen Landen von Europa zu bekommen; die Garde war wirklich eine Sammlung von Riesen 7). Diese Leidenschaft zu befriedigen, verlezte Friedrich Wilhelm auch die ihm sonst immer heilige Gerechtigkeit, und ließ gegen Unterthanen und auch gegen Fremde, oft Handlungen unmenschlicher Härte verüben, die seinen Namen verhaßt gemacht haben. Auch seine Sparsamkeit konnte ihn nicht abhalten, ganz übertriebene Ausgaben für große Soldaten zu machen 8); und

7) Nach seinem Tode haben sich wirklich einige von Friedrich II abgedankte Soldaten der Garde wegen ihrer außerordentlichen Größe in verschiedenen Hauptstädten von Europa für Geld sehen lassen.

8) Man hat behauptet, daß binnen zwey und zwanzig Jahren, von 1713 bis 1735, die Werbungen in fremden Landen dem Könige zwölf Millionen Thaler gekostet haben. Am lezten Tage seines Lebens verbrannte er die Rechnungen über die Kosten seines Regiments Garde, weil er fühlte, daß er für dieses Spielwerk zu viel ausgegeben habe. Im Jahre 1735 kaufte er sechs und vierzig große Menschen mit 43,000 Rthl. und im Jahre 1732 bezahlte er einen einzigen Riesen mit 5000 Rthl. und

und er hielt sich wirklich überzeugt, Gott habe ihm die großen Männer auf der ganzen Erde so gut wie vermacht, weil er sie zu schätzen und zu behandeln verstehe 9). Er ereiferte sich daher nicht wenig, wenn andere Landesherren Schwierigkeiten machten, große Leute ihm zu überlassen, da sie dieselben doch nicht zu gebrauchen wüßten, noch sie so gut wie er



und gab noch obendrein der Schwester des Grafen von Schmettau, welcher denselben verschafft hatte, eine Stifts-Stelle. Fremde Mächte, welche sich dem Könige gefällig beweisen wollten, pflegten ihm vorzüglich große und schöne Menschen zum Geschenk zu machen. Bey den Traktaten, welche Friedrich Wilhelm schloß, war gewöhnlich noch in einem geheimen Artikel die Nebenbedingung, daß dem Könige eine gewisse Anzahl ungewöhnlich langer Menschen versprochen wurde, und diese Nebenbedingungen machten zuweilen, daß sonst schwierige Punkte durchgingen. Die großen Soldaten erhielten auch außer dem gewöhnlichen Solde noch eine besondere Zulage, die oft sehr bedeutend, doch bey den Einzelnen verschieden war, je nachdem es sich ein Jeder bey der Annahme ausbedungen hatte.

9) In Friedrich Wilhelms engerm Kreise war es sehr gewöhnlich, den Werth der Menschen nur nach körperlicher Länge zu schätzen. Einst kam einer seiner Officiere aus Paris zurück; auf die Frage des Königs, wie er die französische Königl. Familie gefunden habe? erwiederte jener: Ah! Ew. Majestät, es ist alles kleines Zeug, keiner mißt über fünf Fuß.

zu bezahlen und zu unterhalten vermögten. Ueber die groben Gewaltthaten, welche seine Werber sich in fremden Landen erlaubten, und welche er nie bestrafte, zerfiel er fast mit allen Mächten. Ungemeine Sorgfalt wandte er an, seine Truppen im Gebrauch der Waffen und in allen Bewegungen höchst fertig und geschickt zu machen. Doch vermied er zu starke Ermüdung und Alles, was das äußere gute Ansehen der Soldaten verderben konnte. Die Sorge hierfür machte ihn friedfertig; er wich dem Kriege wirklich mit Aengstlichkeit aus; ertrug deshalb eine fast unwürdige Behandlung, und mit der wohlgeordnetsten Staatswirthschaft und der geübtesten Armee seiner Zeit behauptete er durchaus nicht das ihm im europäischen Staaten-System gebührende Ansehn. So sehr er im Privatleben und in der innern Regierung, insofern es nicht auf lange Männer und Soldatenwesen ankam, Wahrheit und strenge Gerechtigkeit liebte, so hatte seine Politik gegen andere Staaten doch etwas Unsicheres und Schwankendes. Er wollte sich nicht in die Verhältnisse eines deutschen Reichs-Standes schicken, noch seine Unterordnung unter ein Oberhaupt erkennen; und doch hielt seine Rechtlichkeit, auch die Scheu vor weit aussehenden Händeln ihn ab, dieses deutlich zu erklären. So war sein Benehmen gegen den

kaiſerlichen Hof fortdauernd voll innern Widerſpruchs [10]).

Die Königin Sophia Dorothea, Friedrichs Mutter, hatte ein gutes Herz und war zum Wohlthun ſehr geneigt. Ihr Verſtand war mehr gebildet als der ihres Gemahls, ſie liebte Wiſſenſchaft und Künſte. Aber ihre guten Eigenſchaften waren auch mit nicht geringen Fehlern verbunden. Sie war ſtolz, eigenſinnig, und in hohem Grade herrſchſüchtig. Wenn ſie nicht offen ihren Willen durchſetzen konnte, wandte ſie kleine Künſte und böſe Ränke an, um ihre Abſichten zu erreichen. Sie liebte ihren Gemahl, aber fürchtete ihn noch mehr. Ohne daß er ihr irgend Anlaß dazu gegeben hätte, war ſie übertrieben eiferſüchtig und mißtrauiſch, quälte ſich ſelbſt mit unnützen Sorgen. Sie fand ſich leicht beleidigt, und war dann unverſöhnlich. Zugleich hatte ſie eine unglaubliche Schwachheit in zu leichter Bewilligung ihres Vertrauens, und von Menſchen, die ſie zu leiten verſtanden, ließ ſie ſich zu Allem bewegen. Es war ihr unmöglich, ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren, auch wenn die Gründe zu



10) In der Beilage P. ſind die erheblichſten Schriften über die Geſchichte dieſes Monarchen angedeutet und gewürdigt.

deſſen Verſchweigung noch ſo wichtig für ſie ſelbſt waren. Durch dieſen Fehler beſonders hat dieſe Königin ihr eignes und ihres Gemahls Leben verbittert, und die Jugendjahre ihrer Kinder ſehr trübe gemacht [11]).

Wenn man den Charakter des Vaters und Sohns vergleicht, ſo ſcheint es, daß lezterer die raſtloſe Thätigkeit, die große Liebe der Ordnung in allen Geſchäfften und der ſtrengen Gerechtigkeit, auch die

11) Wir haben beide Eltern vorzüglich nach dem Gemählde ihrer älteſten Tochter (in den Mémoires de la Marggrave de Bayreuth, à Bronsvic 1810, ſ. Beil. M. Nr. 1.) geſchildert. Wenn gleich die Nacherinnerung der bittern Leiden, welche Folge der Fehler ihrer Eltern waren, dieſe Prinzeſſin in deren Beurtheilung vielleicht etwas zu ſtreng gemacht haben kann; ſo iſt doch zu vermuthen, daß ſie die Wahrheit der Thatſachen nicht ſehr übertrieben, oder gar abſichtlich verfälſcht habe. Das Bild Königs Friedrich Wilhelm 1 iſt durch die Tradition eben ſo erhalten, wie ſeine Tochter daſſelbe darſtellt. Aber von der Königin Mutter hatte man, nach den mündlichen Erzählungen derer, die ſie gekannt, eine ungleich beſſere Meinung, ehe die Mémoires der Markgräfin erſchienen waren. Wir ſchließen hieraus, daß die Fehler der Königin den Kindern am meiſten fühlbar geworden, bey dem übrigen Publikum aber, das dieſe Prinzeſſin in gröſſerer Ferne ſah, ihre guten Eigenſchaften einen die Fehler übertragenden Eindruck gemacht hatten.

die entschiedne Neigung, selbst zu regieren, vom erstern geerbt hat. In der Neigung zum Kriegswesen waren Vater und Sohn sehr verschieden; jenem waren Soldaten und deren Uebungen ein ihn höchst angenehm unterhaltendes Spielwerk, dieser achtete die Krieger nur um des Zwecks willen, für den er sie unterhielt. Zwar liebte er auch die Fertigkeit in den Bewegungen und äußere Schönheit der Soldaten, aber dies war ihm nie Hauptsache. Zum Jähzorn war Friedrich auch, seinem Temperament nach, geneigt, doch hatte er diese Leidenschaft weit mehr wie der Vater gebändigt; die Ausbrüche derselben waren bey ihm seltener und minder heftig; er hatte in allem Betracht die Leidenschaften besser in seiner Gewalt. An mannichfacher Geistesbildung übertraf er den Vater weit, doch wenn er die Wissenschaften, welche Friedrich Wilhelm mit wenigen Ausnahmen verachtete, um ihrer selbst willen liebte, und in ihnen seinen schönsten Genuß fand, auch durchaus von keiner Art von Kenntnißen gering dachte; so schäzte er doch, gleich seinem Vater, diejenigen vorzüglich, die für die menschliche Gesellschaft unmittelbar nüzlich sind. Von seiner Mutter hatte Friedrich die bey ihm vorzüglich herrschenden sanftern Empfindungen geerbt. Er liebte, wie diese, von allen, selbst kleinen, Umständen und Verhält-

niſſen der Menſchen und Familien genau unterrichtet zu ſeyn, und er hörte oft ſogar ins Kleinliche gehende Erzählungen über dieſelben gern an, doch hatten dieſe nicht den Einfluß auf ſein Betragen gegen andre Menſchen, den ſie bey der Mutter bewieſen. Friedrich wachte ſtrenge über ſich, daß ungünſtige Nachrichten, ehe er ſie genau geprüft, ihn nicht zu Urtheilen und Handlungen beſtimmten.

Eine ganz vorzügliche Geiſtes-Verwandtſchaft iſt unverkennbar zwiſchen Friedrich und ſeiner väterlichen Großmutter, der erſten Preußiſchen Königin, Sophie Charlotte, einer durch körperliche Schönheit und hohe Geiſtesbildung gleich ausgezeichneten Frau [12]). In Beiden lebte dieſelbe Begierde von Al-

12) Sie war Tochter des erſten Churfürſten von Hannover, Ernſt Auguſt, und Sophiens, Tochter des Churfürſten Friedrichs V von der Pfalz, geboren 1668, vermählt mit Friedrich I als Churprinz 1684, geſtorben 1705. Friedrich hat ſeine hohe Achtung für dieſelbe in den Mémoires de la Maison de Brandebourg und bey jeder Gelegenheit auf das ſtärkſte ausgedrückt: „C'était, ſagte er, une Prin„cesse d'un mérite distingué, qui joignit tous „les appas de son sexe aux graces de l'esprit „et aux lumières de la raison. Elle amena „en Prusse l'esprit de société, la vraie po„li-

Allem, was einem denkenden Wesen das Wichtigste ist, gründlich unterrichtet zu seyn, und bis zu den ersten Ursachen der Dinge hinaufzudringen [13]); aber Beide hatten auch dasselbe Gefühl, durch die Forschungen der tiefsinnigsten Weisen, denen die Großmutter wie der Enkel nachgegangen waren, unbefriedigt



„litesse et l'amour des arts et des sciences; „elle avait l'ame forte; sa réligion était „épurée, son humeur douce, son esprit orné „de la lecture de tous les bons livres français „et italiens.“ An einer andern Stelle sagt er: „Cette Princesse avait le génie d'un grand „homme, et les connoissances d'un savant.“ Wir besitzen ein sehr lesenswerthes Werk über diese Frau: Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, reine de Prusse par Erman, à Berlin 1801. Dieser Gelehrte hat mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt alle zu seiner Zeit, hundert Jahre nach dem Tode von Sophie Charlotte, noch aufzutreibenden Nachrichten gesammelt, und er verstand, wie nicht viele Geschichtschreiber, die Kunst, durch Benutzung auch dürftiger Nachrichten und oft kleiner Umstände ein deutliches Bild von dem Eigenthümlichen der Personen und dem Zusammenhange der Verhältnisse zu geben, und seine Leser ganz vertraut mit dem Zeitalter zu machen, von dem die Rede ist.

13) Zu dem pourquoi du pourquoi, worüber Sophie Charlotte Leibnitz befragte, ohne durch des Weltweisen Antwort ganz befriedigt zu werden.

digt geblieben zu seyn. Daher bey Beiden ein fortgehender Zustand des Zweifels, der zwar unbehaglich war, aber nicht ängstigte, weil man erkannt hatte, daß menschliches Vermögen zu dessen völliger Lösung nicht hinreiche. Daher bey Beiden Duldung und sogar Achtung der verschiedensten Ansichten Anderer, auch das Bestreben, durch lebhafte Aeußerungen der Einwürfe gegen angenommene Meinungen sich zu belehren. In dem Charakter Beider findet sich eine philosophische Heiterkeit, welche über die Verhältnisse des Lebens erhebt, und dessen Widrigkeiten erträgt, indem sie dieselben minder wichtig darstellt, äußern Glanz und vermeinte Größe gering achtet, und sich dem lästigen Ceremoniel und eitlem Prunk gern entzieht. In Beiden war ein sehr feines Gefühl alles Schönen, eine vorzügliche Liebe aller Wissenschaften, besonders der französischen Litteratur, weil es sowohl zur Zeit der Großmutter, als während der Jugendperiode des Enkels, in Deutschland noch keine schöne Litteratur gab. Bey Beiden war das Gefühl des Lächerlichen und Ungereimten sehr geschärft, und der Witz, mit welchem sich dasselbe äußerte, konnte Manchem wehe thun, wenn gleich dies nicht beabsichtigt war. Auch die wenige Achtung, welche Sophie Charlotte für ihren Gemahl hatte, scheint sich auf den Enkel fortgepflanzt zu

ha-

haben, dessen Neigung mit der Liebe zu Ceremoniel, Etikette und äußerer Pracht, die bey König Friedrich I herrschend war, zu wenig übereinstimmte, als daß er nicht geringschätzig von demselben hätte denken sollen, worin er jedoch etwas zu weit gegangen, und wirklich verkannt zu haben scheint, daß sein Großvater, bey unstreitig großen Fehlern, doch ein menschenfreundlicher und wirklich guter, auch in auswärtigen Verhältnissen staatskluger Regent gewesen ist [14].

Wenn gleich die philosophische Königin die Geburt ihres Enkels Friedrich nicht erlebt hat, so hat sie doch mittelbar einen sehr wesentlichen Einfluß auf dessen früheste Bildung gehabt. Sie wählte nämlich für ihren geliebten einzigen Sohn Friedrich Wilhelm die erste Erzieherin, eine geborne Duval, aus einer angesehnen adlichen Familie der Normandie stam-

14) Mit Vergnügen bemerken wir, daß unter dem Titel: „Friedrich III. Churfürst von Brandenburg, „erster König von Preußen, von Franz „Horn, Berlin 1816," eine Geschichte dieses Regenten erschienen ist, welche demselben volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von eben diesem Schriftsteller haben wir auch ein gut geschriebenes Leben Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen, Berlin 1814, erhalten. Beide Schriften sind schätzbare Bereicherungen der brandenburgischen Geschichte.

ſtammend, welche als verwittwete Montbail mit den erſten franzöſiſchen Proteſtanten, die Ludwig XIV aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, nach dem Brandenburgiſchen kam, und an Sophie Charlotte, deren Achtung ſie bald erwarb, eine vorzügliche Beſchützerin fand. Dieſe Dame heirathete in zweiter Ehe einen würdigen Landsmann, Pelet Seigneur de Rocoules, Obriſt des blos aus franzöſiſchen Proteſtanten errichteten Regiments des grands Mousquetaires. Sie verlor auch dieſen Mann bereits 1698. Noch vorher aber hatte Sophie Charlotte den König, ihren Gemahl, bewogen, die Erziehung ihres einzigen Sohns der Rocoules zu vertrauen, welche dieſelbe bis ins ſiebente Jahr des Prinzen beſorgte. Sie erwarb die Zufriedenheit der Eltern und die Liebe und Achtung des Zöglings in hohem Grade, welche bey lezterm auch über die Kinderjahre fortdauerte. Der ſtärkſte Beweis hiervon war, daß Friedrich Wilhelm I, als er ſelbſt Vater wurde, der noch lebenden Rocoules die Oberaufſicht über die Erziehung aller ſeiner Kinder, den älteſten Sohn Friedrich aber ihrer beſondern Fürſorge anvertraute. Dieſer wurde derſelben ſogleich nach ſeiner Geburt übergeben, und ſie blieb bey ihm bis zum Jahr 1718. Auch dieſes ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung wußte dieſe Frau ſo

ſehr

ſehr zu gewinnen, daß deren Gefühle in ſeinem Herzen bis ins männliche Alter lebendig blieben. Als Kronprinz, und auch noch als König, brachte Friedrich jede Woche einen Abend bey ſeiner erſten Erzieherin zu, in Geſellſchaft geiſtvoller Hofleute und Gelehrter, die er gewöhnlich ſelbſt wählte, und die meiſtens aus Gliedern der franzöſiſchen Kolonie beſtanden. Dieſe achtungsvolle Anhänglichkeit an die erſte Erzieherin, und das Vergnügen, das er in ihrem Umgange fand, machen der ernſten Denkungsart Friedrichs eben ſo viel Ehre, als ſie einen günſtigen Begriff von der Geiſtesbildung der Rocoules geben müſſen, welche noch in ihrem Alter einen geiſtvollen jungen Fürſten ſo gut zu unterhalten wußte. Sie hatte die Freude, noch den erſten Glanz der Regierung ihres zweiten Zöglings zu erleben, und ſtarb hoch betagt im Oktober 1741. Wie von Friedrich war ſie auch von allen andern Geſchwiſtern deſſelben, die ſie erzogen hatte, hochgeachtet, und wie theuer ſie dem Andenken jenes bis in ſein Alter geblieben ſey, wird durch einen kleinen Umſtand, den wir gern aufbehalten, bewieſen. Noch kurz vor ſeinem Tode erfuhr der König zufällig, eine alte Herzensfreundin ſeiner erſten Erzieherin, eine Wittwe Barbier, lebe noch. Sogleich ſchrieb er derſelben freundlich und machte ihr ein Geſchenk.

Auch

Auch der erste männliche Lehrer Friedrichs wurde aus den französischen Protestanten gewählt; er hieß Duhan de Jandun, war in Champagne 1685 geboren, und kam mit seinem Vater, den die Aufhebung des Edikts von Nantes aus dem Vaterlande trieb, noch als Kind nach dem Brandenburgischen. Obgleich er sich den Studien gewidmet hatte, trat er doch freiwillig in Kriegsdienste und wurde 1715 bey der Belagerung von Stralsund dem Könige Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt, daß derselbe sich bewogen fand, ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anzuvertrauen, bey dem er bis zu dessen funfzehnten Jahre blieb. Duhan war ein Mann von sehr ernstem, sittlich religiösem Charakter, der dem jungen Prinzen hohe Achtung einflößte. Einige hinterlassene und später gedruckte Briefe Friedrichs an Jandun [15]) sind Beweise hiervon. Daß auch, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, eine genaue Verbindung zwischen beiden geblieben sey, erhellet daraus, weil Jandun die Ungnade theilte, in welche, wie bald erwähnt werden wird, der Kronprinz bey seinem Vater fiel, vermuthlich, weil lezterer Jandun, wahrscheinlich mit Unrecht, in Verdacht hatte, um die vorgehabte Flucht des Prinzen

ge-

15) S. von denselben Beilage M. Nr. 2.

gewußt zu haben. Dieser verschaffte seinem Lehrer eine Zuflucht am Hofe zu Blankenburg, wo er bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I blieb. Sobald Friedrich zur Regierung gekommen war, berief er Jandun zu sich und gab ihm, nebst einer Stelle bey dem auswärtigen Departement, mehrere öffentliche Beweise seiner Achtung und Dankbarkeit. Jandun genoß eines großen Vertrauens bis zu seinem Tode, der zu Anfang des Jahrs 1746 erfolgte.

Die ersten achtungs- und liebenswürdigen Menschen also, denen Friedrich im Leben begegnete, denen er weit mehr als seinen Eltern seine ersten entwickelten Begriffe, und seine ersten guten und edlen Gefühle verdankte, waren französische Protestanten, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, im Brandenburgischen Zuflucht gefunden hatten. Darf man sich wundern, oder darf man gar tadeln wollen, daß Friedrich während seines ganzen Lebens Zuneigung zu einer Nation behielt, der diese ihm früh lieb gewordenen Menschen angehörten, daß er immer eine Sprache vorzüglich liebte, in welcher er seine ersten Gedanken und Gefühle auszudrücken gelehrt war, daß er sie einer andern Sprache vorzog, welche er nur in rauhen Tönen vernahm, welche

er

er meiſtens nur zu dem gemeinſten Gebrauch, und von Leuten, die er wenig achten konnte, angewandt ſahe? Friedrich iſt dieſen Eindrücken ſeiner Kindheit bis ins Alter treu geblieben, und gewiß nichts iſt natürlicher, nichts menſchlicher! Der denkende Beobachter bemerkt immer gern in der Geſchichte den oft nahen Zuſammenhang von einander fern ſcheinender Begebenheiten. Einen ſolchen machen wir aufmerkſam, daß Ludwigs XIV unweiſe Politik Preußens großem Könige Erzieher verſchafft habe, wie er ſie wahrſcheinlich ſonſt nicht erhalten hätte, und, wie des Aeltervaters ſchöne Handlung den wohlthätigſten Einfluß auf die erſte Bildung Friedrichs gehabt habe, und dadurch im edelſten Sinne belohnt ſey [16].

Vom ſiebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufſicht über deſſen Erziehung zwey wür-

16) Wir haben uns durch dieſen wichtigen Einfluß bewogen gefunden, von der Aufnahme der franzöſiſchen Proteſtanten im Brandenburgiſchen einige Nachricht zu geben, und wir dürfen hoffen, daß dieſe Abſchweifung in einen etwas frühern Zeitraum unſern Leſern nicht unintereſſant ſeyn werde. Sie betrift eine Begebenheit, welche in ihrem ganzen Zuſammenhange im lebhaften Andenken der Nachwelt erhalten zu werden verdient. S. dieſe Nachricht in der Beilage Q.

würdigen Militairs anvertrauet, dem General der Infanterie Grafen von Finkenstein [17]) und dem Obrist von Kalkstein [18]). Der Prinz wurde strenge

17) Er war 1660 zu Saberau in Preußen aus altadlichem Geschlecht geboren. Nachdem er in holländischen und französischen Kriegsdiensten gewesen, zeichnete er sich in dem brandenburgischen Dienst durch Tapferkeit, Muth und Einsicht ganz vorzüglich aus, besonders während des spanischen Erbfolge-Krieges, worin er den Kronprinzen, nachher König Friedrich Wilhelm I, begleitete, zu dessen Oberhofmeister er bereits 1701 ernannt war. Der glänzende Sieg bey Malplaquet wurde durch seinen geschickten Angriff der feindlichen Verschanzungen entschieden. Seiner Verdienste wegen erhob ihn Kaiser Joseph I im J. 1710 in den Reichsgrafen-Stand. 1733 wurde er zum General-Feldmarschall ernannt, und starb als solcher 1735. Er ist der Vater des vieljährigen ersten Kabinets-Ministers Friedrichs II, mit dem dieser erzogen wurde.

18) Stammte aus altpreußischem Adel und war 1682 zu Ottlau in Ostpreußen geboren. Nachdem er in hessischen Diensten während des spanischen Erbfolgekrieges Adjudant des damaligen hessischen Erbprinzen (nachmals König Friedrich I von Schweden) gewesen, erwarb er im Preuß. Dienst Ruhm und die vorzügliche Achtung Königs Friedrich Wilhelm I. Auch in den beiden ersten schlesischen Kriegen unter Friedrich II zeichnete er sich durch rühmliche Thaten aus, und wurde 1747 zum General-Feldmarschall ernannt. So gern er auch noch am siebenjährigen Kriege Theil genommen hätte, so erlaubten dies doch Alter und

strenge ökonomisch erzogen. Zu allen seinen kleinen Ausgaben waren anfangs jährlich nur 360 Thaler bestimmt, die jedoch der König bald bis zu 600 vermehrte. Diese kleine Summe wurde aber nicht dem Prinzen selbst anvertrauet, sondern es mußte über dieselbe, unter Aufsicht der beiden Hofmeister, eine genaue Rechnung geführt werden, worin auch die kleinsten Ausgaben, Trinkgelder und dergleichen, aufgeführt waren. Am Ende jeden Monats bescheinigten beide Hofmeister durch ihre Unterschrift die Richtigkeit der geführten Rechnung, und am Ende des Jahrs sahe sie der König selbst durch, und bezeugte eigenhändig seine Zufriedenheit, welche um so gewisser erfolgte, da das Bestimmte nicht nur immer völlig zureichte, sondern noch Ueberschuß blieb, der dann der Einnahme des folgenden Jahrs zugesezt wurde [19]). Auch diesen seinen beiden Hofmeistern hat

Schwäche nicht; aber wie der Prinz von Preußen, August Wilhelm, im J. 1758 starb, übertrug ihm der König, mit Bezeugung sehr großen Vertrauens, die Oberaufsicht über die Erziehung der hinterlassenen Kinder, und empfahl besonders die Aufmerksamkeit auf den ältesten Sohn, nunmehrigen Thronfolger. Kalkstein unterzog sich dieser neuen Pflicht mit großem Eifer, starb aber im folgenden Jahre 1759.

19) Wir haben dieses Ausgabe-Buch in der Beilage R. näher beschrieben.

hat Friedrich bis an ihren Tod immer besondre Zuneigung und große Achtung bewiesen.

Der Prinz erhielt in Wissenschaften nothdürftigen, in körperlichen Uebungen, in denen er große Gewandheit bewies, wahrscheinlich einen etwas sorgfältigern Unterricht. Duhan de Jandun unterrichtete ihn in der Geschichte, Philosophie und französischen Litteratur; ein Major von Sonning in der Mathematik und in Kriegswissenschaften. Auch diesen leztern behielt der Prinz, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, an seinem Hofe zu Rheinsberg bey sich, und nachdem er zur Regierung gekommen ernannte er ihn zum Obrist, und bewies ihm bis zu seinem Tode, der 1743 erfolgte, große Achtung. In der Religion wurde Friedrich von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche unterrichtet [20]).



20) Wir schließen dieses daraus, weil der zu Friedrichs Lehrern gehörende Hofprediger Andreä, der auch die Prinzessin Friederike unterrichtet hat, in dem von ihm für leztere angefertigten und gedruckten Glaubensbekenntniß die reformirte Lehre von der Gnadenwahl in so harten und auffallenden Ausdrücken vorgetragen hatte, daß ihm deshalb öffentliche Vorwürfe gemacht, und ausdrücklich bemerkt worden: es sey dieses des Kö-

Doch weit mehr als seinen Lehrern und dem mündlichen Unterrichte verdankte Friedrich dem eigenen frühen Lesen von Büchern aller Art, und dem durch dasselbe gereizten eigenen Nachdenken. Zu diesem Lesen wurde er durch seine ersten Erzieher, die Madame de Rocoules und Duhan de Jandun, gewöhnt. Wahrscheinlich waren Geschichtbücher die ersten, die er mit Theilnahme las. Aus der vorhin erwähnten Ausgabe-Rechnung erhellet, daß auch diese Bücher aus des Prinzen kleiner Kasse angeschafft wurden; es kommen aber nur sehr wenige vor. Das bedeutendste Buch, das wir in der Rechnung bemerkt finden, ist eine Geschichte Königs Karl XII von Schweden in zehn Bänden, welche im Januar 1721 angeschafft, also von Friedrich während seines zehnten Jahrs gelesen ist. Ohne Zweifel billigte dies der Vater, weil der kriegerische Geist des Knaben durch solche Lesung angefacht werden konnte.

Aber mehr als aller Unterricht und als eignes Studieren haben unstreitig zu der Bildung von Friedrichs

---

Königs eignen Grundsätzen gar nicht gemäß. Dies war wirklich der Fall, und jene Lehre dem Könige Friedrich Wilhelm I höchst zuwider. Während der Gefangenschaft Friedrichs zu Küstrin trug er dem an denselben abgesandten Feldprediger Müller sehr ernstlich auf, den Prinzen von dem Irrthum jener Lehre zu überzeugen.

drichs Charakter die harten Leiden beigetragen, welche er während ſeiner Jugend beſtehen mußte. Sie waren Folge des vorher beſchriebenen widerwärtigen Charakters der beiden Eltern, und des Misfallens, das Friedrich Wilhelm über die ſich entwickelnden, den ſeinigen widerſprechenden, Neigungen ſeines Sohns empfand. Dieſer junge Prinz war in der Kindheit körperlich ſchwach, meiſtens in ſich ſelbſt verſchloſſen, und, wie es ſchien, langſamen Begriffs. Schon früh zeigte ſich bey ihm eine überwiegende Neigung zu ſanften Vergnügungen, und zu ſtillen Beſchäftigungen, aber entſchiedner Widerwille gegen Alles, was Geräuſch und Lärmen machte, alſo auch gegen Kriegsübungen. Die Neigungen des Vaters ſchienen durchaus nicht die ſeinen zu ſeyn. Je mehr dieſes ſich offenbarte, um ſo mehr wurde Friedrich ein Gegenſtand der Abneigung, und nachdem er ſich noch mehr ausgebildet hatte, ſogar des wirklichen Haſſes ſeines Vaters, den derſelbe oft ſehr hart ihn fühlen ließ. Wol noch nie hat ein zum Thron Geborner, und wol nur ſelten hat im Privatſtande Jemand eine ſo harte Jugend gehabt, wie ſie Friedrich geworden. Schon erwachsner Jüngling wurde er nicht nur mit den härteſten Worten, ſondern ſogar mit Schlägen mishandelt; der Vater riß ihn bey den Haaren herum und ſtieß ihn mit Füßen. Die

älteste Tochter Friederike war gleicher Mishandlung ausgesezt. Die widerstreitenden Wünsche der Eltern wegen der Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder gaben am öfterſten zu ſo barbariſchen Handlungen Anlaß. Die Königin wünschte angelegentlich das Haus, aus welchem ſie abſtammte, und das, in welches ſie eingetreten war, durch neue Bande zu verknüpfen; ihr Kronprinz Friedrich ſollte mit einer Tochter ihres Bruders, des Königs Georg II von Großbrittannien [21]), und ihre älteſte Tochter Friederike mit deſſen älteſtem Sohne [22]) vermählt werden. Der König Friedrich Wilhelm, welcher von Kindheit an einen Widerwillen gegen ſeinen Schwager König Georg II hatte [23]), war dieſer Verbindung

21) Es war, wie man glaubt, die zweite Tochter Amalia, geb. 1711; ſie iſt unvermählt geblieben. So wie ſie nicht lange vor Friedrich, 1711, geboren war, iſt ſie auch kurz vor ihm, im J. 1785, geſtorben.

22) Friedrich Ludwig, Prinz von Wallis; er war geboren 1707, und iſt, ohne den Thron beſtiegen zu haben, 1751 geſtorben.

23) Wirklich war die große Abneigung beider Monarchen gegen einander aus Spielen der Kindheit erwachſen. Friedrich Wilhelm wurde in ſeinem fünften Jahre nach Hannover gebracht, um mit ſeinem Vetter, dem nachmaligen König Georg II, unter den Augen der gemeinſamen Großmutter, der Churfürſtin Sophia, erzogen

dung höchst abgeneigt, doch sagte er dieses nicht immer grade heraus, und ließ sich zuweilen durch die Gemahlin bereden, einzuwilligen. Aber nicht weniger abgeneigt war König Georg II. Jeder der beiden Könige knüpfte seine Einwilligung an Bedingungen, welche der Andere verwarf. Die jungen Personen, welche Gegenstände dieses Zanks waren, mußten darunter viel leiden. Je nachdem Friedrich und Friederike sich geneigt bewiesen, oder auch oft nur geneigt zu seyn schienen, entweder den Willen des Vaters oder der Mutter zu erfüllen, wurden sie von dem Einen oder der Andern auf das härteste mishandelt. Da König Friedrich Wilhelm seinem Sohn zuweilen eine geheime Neigung für die englische Prinzessin beimaaß, so vermehrte dieses seine gehässige Gesinnung, und da er außerdem noch vorauszusehen glaubte, daß sein Sohn die Absicht habe, nach vollzogener Heirath sich von ihm unabhängig zu machen, und in Hannover zu residiren, dessen



zogen zu werden; aber die Unverträglichkeit zwischen den beiden Knaben war so groß und so beharrlich, daß es nothwendig wurde, sie wieder zu trennen. Nach etwa einem Jahre wurde Friedrich Wilhelm wieder nach Berlin gebracht, doch der widrige Eindruck, den beide auf einander gemacht, blieb das ganze Leben hindurch, und hatte auch auf das politische Verhältniß unter einander den übelsten Einfluß.

Statthalterschaft ihm Georg II abtreten werde, er auch als gewiß annahm, daß Friedrich einst nach ganz andern Grundsätzen wie die seinigen regieren, und besonders den Soldatenstand nicht genug in Ehren halten werde; so wünschte er sehr, ihn dahin zu bringen, dem Thron zu entsagen, den der Vater alsdann dem von ihm vorzüglich geliebten zweiten Sohne August Wilhelm [24]) bestimmte. Aber da der Kronprinz sehr nachdrücklich äußerte, daß ihn nichts bewegen werde, seinem Rechte zu entsagen, wenn nicht der König öffentlich erklärte und bewiese, daß er nicht seiner Mutter Sohn sey; so erbitterte dies den Vater auf das Aeußerste, und der achtzehnjährige Friedrich, durch die tyrannische Behandlung endlich zur Verzweiflung gebracht, versuchte auf
1730 einer Reise, die er mit dem Könige ins Reich machte, zu entfliehen, und hoffte in England Schutz gegen den harten Vater zu finden, vielleicht auch (doch ist dieses ungewiß) dort die von der Mutter gewünschte Vermählung zu vollziehen. Aber sein Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt. Der höchlich entrüstete König ließ den Kronprinzen gefangen nach Berlin bringen, wo derselbe, wie auch die Prinzessin Friederike

24) Er war 1722 geboren, also zehn Jahre jünger als Friedrich, und schien ganz die Neigungen des Vaters zu haben.

derike und die Königin, welche Friedrich Wilhelm einverstanden mit dem Vorhaben seines Sohns glaubte, den königlichen Zorn auf das härteste empfinden mußten. Der höchst erbitterte Monarch war nahe daran, das scheusliche Schauspiel zu erneuern, welches einst Philipp II von Spanien und Peter I von Rußland gegeben hatten. Durch ein Kriegsgericht wollte er seinen Sohn als einen Deserteur zum Tode verurtheilen, und dieses Urtheil wirklich vollziehen lassen. Die Fürsprache, welche Kaiser Karl VI und König Friedrich I von Schweden durch eigenhändiges Schreiben einlegten, mit der auch die General-Staaten die ihrige vereinigten, und vorzüglich die sehr nachdrücklichen mündlichen Vorstellungen, mit welchen der kaiserliche Gesandte Graf von Seckendorf die Verwendungen seines Herrn unterstützte, trugen am meisten bey, die Gräuelthat zu verhindern. Doch wurde Friedrich in strengem Gefängniß zu Küstrin gehalten, und mußte ansehen, wie vor seinem Fenster sein Liebling und Mitwisser der Flucht, der Lieutenant von Katt, enthauptet wurde [25]). Durch bezeugte Reue, und durch das



25) Ueber diese merkwürdige Geschichte, von der hier nur die Hauptumstände angedeutet werden können, ist sehr Vieles und darunter auch sehr Unrichtiges und wirklich recht

Versprechen völliger Unterwerfung besänftigte der junge Prinz endlich den erbitterten Vater, doch mußte er noch ein ganzes Jahr in Küstrin bleiben, zwar nicht im engen Gefängniß, aber doch unter strenger Aufsicht. Ein junger Officier de la Motte Fouqué erbot sich, die Gefangenschaft zu theilen und der Gesell-

recht Albernes geschrieben. Die zuverlässigsten Nachrichten von derselben enthalten die Mémoires der Markgräfin von Baireuth; die Mémoires des quatre derniers Souverains de Brandebourg des Baron von Pöllnitz; die Lebensbeschreibung des Grafen von Seckendorf; endlich ein Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Berlin 1788, eine kleine Schrift, welche die Correspondenz Friedrich Wilhelms I mit dem zur Bekehrung des Kronprinzen abgesandten Feldprediger Müller enthält. Auch in Büschings Charakteristik und in Nicolai Anekdoten finden sich noch erhebliche Nachrichten. Doch würde diese Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange noch vollständiger entwickelt werden, wenn einst die officiellen Akten über dieselbe, welche im Königl. Kabinets-Archiv zu Berlin aufbewahrt werden, bekannt gemacht werden sollten. Friedrich als König hat diese Akten einmal abfordern lassen, aber sie versiegelt zurückgesandt mit der Weisung, dieselben im Archiv aufzubewahren, aber ohne ausdrücklichen Befehl des Monarchen nie wieder zu eröffnen. Dies ist nunmehr vor länger als einem halben Jahrhundert geschehen. Höchst wahrscheinlich lebt also in diesem Augenblick kein Mensch mehr, der diese Akten gelesen hat.

sellschafter des Prinzen zu seyn; er erhielt hierzu die Erlaubniß des Königs, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, und trug wirklich bey, dem Kronprinzen seinen Zustand erträglicher zu machen [26]). Derselbe wurde nachher einer der geachtetsten Feldherren und der Vertrautesten Friedrichs, dem dieser bis zu dessen Tode die bewiesene Anhänglichkeit mit zärtlichster Freundschaft gedankt hat [27]). Der König schickte dem Kronprinzen, während des Küstriner Aufenthalts, oft Kriminal-Urtheile, um sie Nahmens seiner entweder zu bestätigen, oder zu reformiren. Außerdem arbeitete der Prinz, nach dem Willen des Vaters, bey der Neumärkschen Kammer als ein Rath [28]). Er erhielt hierdurch von der Ver-

faß

26) Man erzählt, daß jeden Abend zu einer bestimmten Stunde, um das nächtliche Studieren des Prinzen zu hindern, dessen Licht vom wachthabenden Officier hat ausgelöscht werden sollen; aber Fouqué sey der Verlegenheit dadurch begegnet, daß er auch für sich ein eignes Licht verlangte, und dann behauptete, dessen Auslöschen sey nicht befohlen.

27) In der Beilage M. unter Nr. VII. 8. ist mehr über Fouqué gesagt.

28) Vor einigen Jahren fanden sich noch im Archiv des ehemaligen General-Direktoriums, und vermuthlich sind noch aufbewahrt, einige Berichte der Neumärkschen Kam-

faſſung des Landes, der Anwendung allgemeine Einrichtungen auf eine beſtimmte Provinz, den Verhältniſſen der Menſchen unter einander, überhaupt von der Art, wie Geſchäffte betrieben und allgemeine Vorſchriften ausgeführt werden, mehr Kenntniß, als es bey Thronerben gewöhnlich der Fall ſeyn kann, er benuzte dieſe Gelegenheit und wandte auf die ihm obliegenden Geſchäffte vielen Fleiß. Auf ausdrücklichen königlichen Befehl mußte auch der Kammerdirektor Hille dem Prinzen theoretiſchen Unterricht über das Finanzweſen in der Neumark nach einem kurzen Aufſaz geben, der dem König vorher eingeſandt und von ihm genehmigt war [29]). Alle Zeit welche dem Prinzen von dieſen Geſchäfften übrig blieb, widmete er dem Studium ſeiner Lieblings-

wiſ-

Kammer, die Friedrich in der Reihe der Räthe mit unterzeichnet hatte, und ſogar ein Paar, bey welcher er als Referent angegeben war.

29) Dieſer Aufſaz iſt durch eine neuere Schrift, in welcher man ihn nicht vermuthen ſollte, bekannt geworden nämlich in Herrn Grävell's drey Briefen über Preßfreiheit und Volksgeiſt. Berlin 1815. Dieſer Unterricht hat den Prinzen allerdings zum Nachdenken über Finanzweſen veranlaſſen können, wenn er gleich nicht geeignet war, den Geiſt zu erweitern und edle Grundſäze der Regierungskunſt einzuflößen.

wissenschaften, der Geschichte, Philosophie und schönen Litteratur, doch mußte er, um dem Vater nicht zu misfallen, diese Neigung nur im Verborgenen befriedigen, und seine Bücher sehr geheim verwahren, denn der König hatte alles Lesen und Schreiben, was nicht auf die Kammeralgeschäffte Bezug hatte, verboten. Dieses harte Schicksal, welches Friedrich erdulden, der Zwang und die Einsamkeit, in welcher er leben mußte, haben ohne Zweifel sehr beigetragen, ihn zu einem ernstlichen und reifen Nachdenken über sich selbst zu bringen, und feste Vorsätze in ihm erweckt; künftig alle seine Handlungen mit größerer Vorsicht einzurichten. Das Unglück hat seinen Charakter gegen Widerwärtigkeiten gestählt, seine praktischen Kenntnisse sehr erweitert, unstreitig aber auch Bitterkeit in sein junges Herz gebracht, da er sich bewußt war, den Zorn seines Vaters, wenn er leztern überhaupt beleidigt hatte, doch gewiß nicht in dem Grade, wie er ihn erfahren mußte, verdient zu haben. Denn das Vorhaben, sich unmenschlichen Mishandlungen zu entziehen, war nicht strafbar, und daß er etwas weiter, als dieses bezielt habe, davon findet sich keine Spur. Die Grausamkeit, welche er wegen dieses Vorhabens erdulden mußte, und die Bereitwilligkeit mehrerer Männer, ihn zum Tode zu verurthei-

urtheilen [30]), mußten ihn mit Menschenhaß erfüllen, und wahrlich, es ist ein Beweis seiner schönen Seele, daß dieser Haß nicht tiefer bey ihm gewurzelt, und daß sein Charakter, nach so schrecklichen Erfahrungen, dennoch die Heiterkeit und Milde behalten hat, die wir in seinem folgenden Leben bey ihm finden. Endlich, nach einem Jahre, da es Friedrich Wilhelm gelungen war, seine älteste Tochter, nach seinem Wunsch, mit dem Erbprinzen von
1731 Nov. Bayreuth zu vermählen, wählte er derselben Hochzeittag, um Friedrich die Freiheit wieder zu geben, und durch dessen unerwartete Erscheinung die Mutter freudig zu überraschen. Der König hielt seinem Sohn sein Vergehen nun nochmals sehr ernstlich vor, sagte ihm aber zugleich, daß dieses nun das lezte Mal sey, und er von nun an das Vorgegangene ganz vergessen und nie wieder von demselben reden werde.

Er

30) Es läßt sich, obgleich die officiellen Akten nicht bekannt geworden, nach Allem, was man sonst weiß, wol nicht bezweifeln, daß die meisten Stimmen des Kriegsgerichts das Todesurtheil über Friedrich wirklich ausgesprochen haben, wie es über Katt geschehen war; nur Wenige hatten den Muth, diesem Urtheil als ungerecht zu widersprechen. Man hat als solche den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und den General von Buddenbrock genannt.

Er hielt Wort, und behandelte von diesem Augenblicke an den Sohn, mehr wie bisher, mit väterlicher Liebe. Er bezeugte ihm oft Wohlwollen und Vertrauen, wie es ein Thronfolger erwarten kann, und hatte von nun an eine günstigere Meinung von des Sohns Fähigkeiten und Einsichten. Der vielleicht nicht erwartete Eifer, mit welchem Friedrich sich bemühte, sein Regiment in guter Ordnung zu halten, und es in allen erforderten Fertigkeiten wohl geübt, der Zufriedenheit des Königs würdig, ihm vorzuführen, trug hierzu ohne Zweifel am meisten bey, und bey verschiedenen Gelegenheiten äußerte Friedrich Wilhelm seine gute Hoffnung, sein Sohn werde einst die Würde des Throns behaupten, und wegen mancher dem Vater angethanen Beleidigungen sich Genugthuung verschaffen. Der Kronprinz bewies dagegen die höchste Achtung für seinen Vater, und gab bey jedem Anlaß die große Zufriedenheit zu erkennen, welche er über dessen gute Einrichtungen empfand. So machte er einst, da er den Vater nach Preußen begleitete, in einem Briefe an Voltaire eine Schilderung der Wiederherstellung des durch die Pest verwüsteten Preußischen Litthauens, die der Vater mit unendlicher Sorge bewirkt habe. Er beschreibt dieses mit dem Enthusiasmus eines Sohns, dem es Freude macht, von den Tugenden

ſeines Vaters zu reden [31]). Daß dieſes keine erheuchelte Geſinnung geweſen ſey, haben Friedrichs Handlungen nach des Vaters Tode bewieſen. Als König ehrte er bey jeder Gelegenheit das Andenken ſeines Vorfahren, behielt deſſen Einrichtungen und Regierungsart bey, und machte nur langſam, ſo wie es die Umſtände zu erheiſchen ſchienen, Aenderungen in denſelben. Auch die Art, wie er als Geſchichtſchreiber von ihm redet [32]), beweiſt die hohe Achtung, die er für ihn hegt. Wahrlich, wenn man bedenkt, wie empfindlich Friedrich durch die Härte dieſes Vaters gelitten hatte, wie grauſam er von ihm mishandelt war; ſo kann man nicht ohne tiefe Rührung die Worte (die einzigen, mit welchen er die häuslichen Mishelligkeiten berührt) leſen: on doit avoir quelque indulgence pour les fautes des enfans en faveur des vertus d'un tel père. Ein feinſinniger neuerer Geſchichtforſcher hat die Bemerkung gemacht, daß die Misverhältniſſe zwiſchen Re-

31) Dieſer ſchöne im J. 1739 zu Inſterburg geſchriebene Brief findet ſich in keiner Ausgabe von Friedrichs Werken; aber er verdient ſehr in den Oeuvres de Voltaire, édit. de Deuxpont T. LXXV. p. 29. nachgeleſen zu werden.

32) In den Mémoires de Brandebourg.

Regenten und ihren Nachfolgern, welche in manchem Fürstenhause Verderben und Verbrechen hervorbrachten, im Brandenburgischen nie solche unglückliche Folgen gehabt haben. „Fehler und Härten „der Väter," sagt derselbe 33), „haben immer „den Churprinzen Gelegenheit gegeben, „Tugenden zu zeigen, und nie verletzten diese „die kindliche Ehrfurcht." Von Keinem kann dieses mit mehr Wahrheit gesagt werden, als von Friedrich. Auch seiner Mutter, durch deren Fehler Friedrichs Jugend so unglücklich wurde, bewies er bis an deren Tod die zärtlichste Liebe, und während seines ganzen Lebens ist ihm ihr Andenken theuer geblieben. Noch in seinem Alter äußerte Friedrich einst in einer Unterredung mit dem Weltweisen Garve, daß der Schmerz über seiner Mutter Tod einer der empfindlichsten gewesen, die er in seinem Leben gelitten habe 34).

Wären uns nichts, als diese Züge der kindlichen Liebe Friedrichs aufbehalten, so würde es genug seyn, um

33) S. v. Woltmann das Brandenburgische Haus, Berlin 1801. S. 65.

34) S. Garve Fragmente über Friedrich II. Th. I. S. 315.

um alle Verläumder seines sittlichen Charakters zu widerlegen. Wahrlich! wer durch sein ganzes Leben Vater und Mutter ehrt und liebt, wer dieses schöne Gefühl, auch troz der härtesten und unwürdigsten Behandlung, die er von den Urhebern seines Daseyns erdulden müssen, in sich lebendig erhält, der ist — ein guter Mensch; diese Gefühle sind die Bürgschaft aller übrigen Tugenden. Die dankbare Anhänglichkeit, die zärtliche Achtung, welche Friedrich für Alle, die mit seiner Erziehung zu thun gehabt, bis in seine reifern Jahre behalten hat, bestätigen eben dieses. Mit besonderm Vergnügen haben wir deshalb die zerstreuten Nachrichten hiervon gesammelt und aufbewahrt.

Bald nach dem Küstriner Arrest gab der König dem Kronprinzen ein eignes Regiment und erlaubte ihm meistens bey demselben in Ruppin oder dem nahe gelegenen ihm geschenkten Lustschloß Rheinsberg mit minderm Zwange nach eignet Neigung zu leben. Von nun an hatte also Friedrich eine mehr heitere Jugend, und wahrscheinlich hat er in seinem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt, als während dieses Zeitpunkts, vom Ende des Küstriner Arrests bis zur Thronbesteigung. Er genoß nun alle Vergnügungen, die seinem Alter und Stande angemessen

waren. Die ihm wichtigsten waren der ungezwungene Umgang mit Freunden, die er um sich hatte, Männern von Bildung und Gesinnungen, die mit den seinigen übereinstimmten. Mit den Wissenschaften beschäfftigte er sich sehr ernstlich, und in den schönen Künsten fand er seine Erholung. Die Musik war sein Hauptvergnügen, und er brachte es in derselben zu hoher Vollkommenheit. Auch die Mahlerey wurde von ihm sehr geschäzt, und er bemühte sich, so weit es seine Umstände erlaubten, Meisterstücke der Mahlerey und Bildhauerkunst zu sammeln, und durch deren Betrachtung sein Gefühl des Schönen zu üben und zu erhöhen. Auch die schöne Baukunst wurde von ihm studiert, und die Gebäude, welche er durch seinen Freund v. Knobelsdorf [35]) noch



35) v. Knobelsdorf, ein geborner Schlesier, hatte seine Jugendzeit im Preuß. Kriegsdienst zugebracht, und, nachdem er den Abschied genommen, sich dem Studium der schönen Künste mit Eifer gewidmet und seine Kenntnisse besonders durch Reisen in Italien vermehrt. Nach seiner Rückkunft kam er in Verbindung mit Friedrich, die nach und nach zur engsten Freundschaft wurde. Er gehörte zu dem vertrauten Kreise von Rheinsberg und blieb bey dem Könige bis zu seinem Tode, der im Jahr 1753 erfolgte. Friedrich hat durch eine Lobschrift ein Denkmahl seiner Gesinnungen für ihn hinterlassen.

noch als Prinz und im Anfang seiner Regierung zu Rheinsberg, Potsdam und Berlin aufführen lassen, zeugen von einem edlen einfachen Geschmack, dem Friedrich freilich nicht treu geblieben ist. Daher seine Gebäude aus spätrer Zeit den frühern weit nachstehen.

Wie weit er es in den ernsten Wissenschaften gebracht, und wie sehr ihn schon früh das Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände beschäfftiget habe, beweisen die Briefe, welche er noch als Jüngling geschrieben hat, und die ersten Schriften, welche von ihm noch aufbehalten sind. Man findet in denselben nicht nur große Belesenheit und umfassende Kenntnisse, sondern auch eine Reife des Verstandes, eine Schärfe des Urtheils, die in der That ganz bewundernswürdig sind. Manche Jünglinge seines Standes sind in diesem Alter kaum fähig, die Vorstellungen und Urtheile Anderer richtig zu fassen und sich eigen zu machen; aber der junge Friedrich hatte durch sein Nachdenken bereits ihm eigne Vorstellungen über die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse erworben. Die früheste dieser jugendlichen Schriften, welche noch vorhanden, von ihm im vier und zwanzigsten Jahre entworfen ist, und schon damals zur öffentlichen

Be-

Bekanntmachung bestimmt war [36]), enthält: „Be„trachtungen über die damalige politische Lage von „Europa;“ sie entwickelt die Grundsätze und Absichten der bedeutendsten Mächte, und bewährt, mit welcher Einsicht er schon damals alte und neue Geschichte studiert habe. Die hierauf zunächst folgende Schrift, zwey Jahre später geschrieben, ist philosophischen Inhalts; sie hat den Zweck, zur Duldsamkeit und Nachsicht gegen die Meinungen Anderer, welche von den unsern abweichen, zu ermuntern, aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil alle Meinungen der Menschen von Umständen abhängen, die gar nicht in ihrer Gewalt sind, also bey verschiedenen Menschen, die gleich aufrichtig die Wahrheit suchen, auch bey demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten nothwendig sehr verschieden seyn müssen, welches uns das Geständniß abdringt, daß die Erkenntniß der innern Beschaffenheit der Dinge nicht Bestimmung dieses Lebens seyn könne, daß es aber eben deshalb die höchste Thorheit sey, wegen Verschiedenheit spekulativer Meinungen sich zu hassen, oder gar zu verfolgen [37]). So einfach diese Wahrheit und so einleuch-



36) Sie ist erst nach Friedrichs Tode bekannt geworden. S. von derselben Beil. M. I. 1.

37) S. von dieser Schrift Beil. M. IV. 1.

tend sie dem gesunden Menschenverstande ist, so beweist doch die feste Ueberzeugung, die Friedrich schon in so früher Zeit von derselben erworben hatte, und die von damals herrschenden Ansichten sehr abwich, wie sehr er im Selbstdenken schon geübt war.

Daß der Unterricht, welchen Friedrich über Religion erhalten hatte, ihn nicht befriedigen konnte, ist sehr begreiflich. Er fand in demselben, und in den Predigten, die er nach des Vaters Willen regelmäßig anhören mußte, unüberwindliche Schwierigkeiten, Ungereimtheiten und offenbare Widersprüche. Die Vorstellungen, welche seine Religions-Lehrer ihm von dem Verfahren der Gottheit mit dem Menschengeschlecht, von den Geheimnissen des Glaubens, und von den Bedingungen gaben, an welche unser Heil jenseits dieses Lebens geknüpft seyn soll, konnten mit seinen Begriffen von der höchsten Weisheit und Güte des Urhebers aller Dinge sich unmöglich vereinigen. Dieses gab ihm von den herrschenden Religions-Systemen die nachtheiligste Idee, und Alles, was ihn umgab, mußte ihn in derselben bestärken, und besonders ihm die Ueberzeugung geben, daß der Kirchenglaube sehr geringen, oft sogar höchst nachtheiligen Einfluß auf Sittlichkeit und Veredlung der Menschen habe. Denn er bemerkte, daß

eben

eben diejenigen, welche die größte Anhänglichkeit an diesen Glauben vorgaben, und die ihnen beigebrachte Religion immer im Munde führten, doch zugleich Sklaven der unwürdigsten Leidenschaften waren, und sich sehr schlechte Handlungen gegen Andere erlaubten, ja, daß sie in ihrer sittlichen Verderbtheit wol gar noch dadurch bestärkt wurden, weil sie durch blinde Anhänglichkeit an den in der Jugend erlernten Kirchenglauben, und durch fleißige Abwartung des äußern Gottesdienstes besondere Verdienste zu erwerben, auch ihre Laster und groben Vergehungen gut zu machen wähnten. Diese Bemerkung mußte nothwendig einen Jüngling empören, der in seinem Innern sich zu jedem Guten und Edlen hingezogen fühlte, und der, wenn er diesem Zuge folgte, sich durch seine eigene Billigung unendlich höher belohnt fand, als es durch alle verheißenen willkürlichen Belohnungen je möglich gewesen wäre. Das Ehrgefühl war in seinem Herzen sehr früh entwickelt, und er glaubte durch seine Geburt und seine Bestimmung sich zu Allem berufen, was edel und gut sey, und schämte sich jeder unwürdigen Handlung. Wie sehr dieses wirklich der Fall gewesen, wird durch viele Stellen seiner Schriften, und besonders auch durch den hohen Werth bewiesen, den Friedrich immer auf möglichst frühe Entwickelung und Ver-

feinerung des Ehrgefühls gesezt, und durch die Lebhaftigkeit, mit der er dieselbe empfohlen hat. Die Vermuthung, daß solche Entwickelung des Ehrgefühls bey den Kindern des Adels gewöhnlich früher und vollkommner geschehe, als es bey den niedrigern Ständen angenommen werden könne, wär der alleinige Grund des Vorzugs, welchen er in seiner Vorstellung dem Adel gab. Dagegen konnte das Gefühl eines religiösen Bedürfnisses, welches in jedem gutgearteten jungen Gemüth, sobald dasselbe zu einigem Nachdenken gelangt, ohnfehlbar sich entwickelt, und durch welches wir sittlich gedrungen werden, eine höhere Bestimmung unsers Daseyns, und einen weisen und gütigen Urheber desselben als wirklich vorhanden anzunehmen — —; dies Gefühl konnte in des jungen Friedrichs Seele unmöglich aufkommen. Der Unterricht, den er erhalten, und alle äußern Umstände waren demselben durchaus entgegen. Die Religion war also bey ihm allein Sache des Verstandes und des Nachdenkens; je reifer aber jener wurde, und je länger er lezteres fortsezte, je mehr nahmen seine Zweifel an der Wahrheit des Kirchenglaubens, der ihm gelehrt war, zu, und er bekam gegen denselben bald einen großen Widerwillen. Wir halten uns überzeugt, daß dieser Zweifel und dieser Widerwille die natürliche und nothwendige Folge von

Frie-

Friedrichs frühern eigenen Nachdenken und Forschen nach Wahrheit unter den widrigen Umständen, in denen er sich befand, gewesen ist. Seine ersten Umgangs-Genossen haben ihm diese Zweifel nicht beigebracht, wenn gleich einige derselben spätehin zu ihrer Erhaltung und Befestigung allerdings mitwirkten; Jordan [38]) mag am meisten hiezu beigetragen haben. Voltaires Bekanntschaft mit Friedrich, nicht nur die persönliche, sondern auch die frühere durch Briefwechsel, trat erst dann ein, wie des lezten religiöse und philosophische Ueberzeugungen schon zu viel Festigkeit gewonnen hatten, als daß Voltaire auf deren Bildung noch sehr hätte wirken können, wenn gleich in spätern Jahren dieser Mann gewiß vorzüglich beigetragen hat, daß Friedrich sich immer mehr bey seinem Skepticismus beruhigte, den er als das unvermeidliche Loos des denkenden Menschen betrachtete. Gewiß hat auch Voltaire mehr als irgend ein Anderer dazu gewirkt, daß alles Aufkommen religiösen Gefühls bey Friedrich unterdrückt,



38) Er lebte von 1736, d. i. von Friedrichs vier und zwanzigsten Lebensjahre an, bey ihm in Rheinsberg und nach der Thronbesteigung immer in seiner Nähe, und war bis zu seinem Tode, der 1746 erfolgte, Friedrichs vertrautester Freund. S. mehr von ihm in Beil. M. VII. a.

und bald aller Religions-Glaube ihm nicht n
zweifelhaft, sondern auch verächtlich und lächerli
wurde. Doch hat Voltaire, so groß auch sein A
sehn bey Friedrich war, es nie dahin gebracht, se
nen eigenen fanatischen Haß gegen diesen Glaube
dem Könige beizubringen, der vielmehr den Grund
sätzen ächt philosophischer Duldung, die er schon f
früh gehabt, immer treu geblieben ist. In den frü
hern Jahren suchte Friedrich auch bey Geistlichen
für deren Einsicht und Charakter er Achtung hatte,
Belehrung. Er besuchte ihre Predigten, gab ihne
selbst wol die Materie derselben auf und legte ihne
nachher die Gedanken vor, welche jene bey ihm ver
anlaßt hatten. Die Geistlichen, welche er am mei
sten schäzte, waren, die französisch-reformirten Pre
diger Isaac Beausobre (den er vorzüglich ehrte
und das glücklichste Genie unsers Jahrhunderts
nannte), Achard und der lutherische Probst Rein
beck. In spätern Zeiten faßte Friedrich gegen alle
Theologen eine große Abneigung, und hatte eine
sehr nachtheilige Meinung von derselben Einsicht
und moralischem Charakter. Ob Voltaire,
la Metrie und andre Umgangsgenossen, oder ob
die Erfahrungen hierzu am meisten beigetragen ha
ben, welche Friedrich selbst über den Dünkel, die
Anmaaßungen, Unwissenheit und Verfolgungssucht

mancher Geistlichen gemacht zu haben glaubte, lassen wir unentschieden.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf Friedrichs frühe philosophische Forschungen hatte seine Verbindung mit dem Grafen von Manteuffel, gewesenen sächsischen Staats-Minister, der, nachdem er seine Entlassung genommen, in Berlin privatisirte [39]), und mit von Suhm, Churſächsischen Gesandten am Preußischen Hofe. Für beide Männer hatte Friedrich sehr hohe Achtung; sie waren eifrige Verehrer der Wolfischen Philosophie, und bewogen auch den Prinzen, dieselbe eifrig zu studieren. Die Verbindung mit Suhm wurde auch nach dessen Abgange von Berlin, und nachdem derselbe als Gesandter sei-

39) Graf Manteuffel war ein geborner Pommer, früh in Hofdiensten Königs Friedrich I, die er wegen einiger gehabten Unannehmlichkeiten verließ, und nach Sachsen ging, wo er es bis zu der Stelle eines ersten Ministers brachte, nach deren Niederlegung lebte er seit 1731 in Berlin. Die Freundschaft Friedrichs für diesen Mann scheint anfangs sehr warm gewesen zu seyn, aber nachher, wir wissen nicht aus welchen Gründen, erkaltete dieselbe, und nach seiner Thronbesteigung ließ der König ihm sogar bemerklich machen, wegen der politischen Verhältnisse werde er wohl thun, Berlin zu verlassen. Graf Manteuffel begab sich nach Leipzig, wo er 1749 gestorben ist.

und sein ganzes Leben hindurch fleißig gelesen hat 42) bestärkte ihn sehr in dieser Ueberzeugung. Er fand in demselben klar dargestellt und durch Beispiele bewiesen, wie zu allen Zeiten die Meinungen denkender Menschen so unendlich verschieden gewesen, wie der Eine als entschieden, wenigstens als höchst wahrscheinlich angesehn, was dem Andern die höchste Ungereimtheit war, und wie ein und derselbe Mensch oft eben das zu einer Zeit für ausgemachte Wahrheit gehalten hatte, was ihm zu einer andern Zeit entschiedener Irrthum schien. Friedrich versank also immer tiefer in gänzlichen Zweifel an Allem, und ergab sich darin, daß auch für ihn, wie für die tiefsinnigsten Denker, nichts anders übrig bleibe, als sich mit dem Glauben an Wahrscheinlichkeit des zwar Unbegreiflichen, aber nicht Ungereimten zu begnügen, ein Glaube, der jedoch oft durch fortgesetztes Nachdenken erschüttert wurde. In diesem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels ist Friedrich sein ganzes Leben hindurch geblieben. Gewiß war ihm dieser Zustand sehr unbehaglich, und ernstlich hat er von der Jugend an bis ins Alter gearbeitet, sich von demselben zu befreien. Deshalb war das freie und ganz offene Gespräch über diese Materien ohne

42) S. was hierüber Beil. M. IX. 1. gesagt ist.

ohne alle Zurückhaltung seiner Zweifel der Lieblings-gegenstand seiner Unterhaltungen; doch dieses nur mit Männern, bey denen er voraussetzen konnte, daß sie selbst über diese Dinge gedacht hatten und von deren Einsicht er also zu lernen hoffen durfte, ohne zu fürchten, sie in eignen beruhigenden Ueberzeugungen zu irren. Jeder mit Gründen unterstüzte Widerspruch war ihm lieb, und platte Beistimmung zu seinen eignen Behauptungen war keinesweges das Mittel, ihm zu gefallen. Mit Personen, von denen er vermuthen konnte, daß sie über diese Dinge nie gedacht hatten, oder bey ihren einmal festen Ueberzeugungen ruhig waren, vermied er sorgfältig jede Unterhaltung dieser Art. Er übte in diesem Punkt die Duldung, welche er empfahl. Weit entfernt, seine Zweifel Andern mittheilen oder gar aufdringen zu wollen, hielt er sie zurück, so oft er dadurch Jemand zu beunruhigen oder zu ärgern fürchtete. In seinen Briefen an Männer dieser Art kommt nie der mindeste Spott vor über Dinge, die mit religiösem Glauben zusammenhängen, so geläufig ihm derselbe auch in dem Briefwechsel mit solchen war, die mit ihm gleich dachten. Noch mehr, er hat Männer sehr hoch geachtet, deren Ueberzeugungen den seinigen ganz entgegengesezt waren, und dieses verdient um so mehr bemerkt zu werden, je seltner

diese

diese Bescheidenheit gefunden wird, da gewöhnlich Uebereinstimmung mit unsern eignen Ansichten die Bedingung der guten Meinung ist, die wir von dem Verstande Anderer haben. Aber Friedrich dachte keineswegeS geringer von dem Verstande derer, welche sich durch Ueberzeugungen befriedigt fanden, deren Möglichkeit ihm selbst unbegreiflich war. Ja, wir glauben behaupten zu können, daß der Anblick solcher beruhigenden Ueberzeugung bey Andern ihm erfreulich war, und er diejenigen, die sie hatten, glücklich pries. Er hat dieses zuweilen so stark geäußert, daß man in seinen spätern Jahren wohl geglaubt hat, seine eignen Ansichten über diese Dinge hätten sich geändert. Dieses ist aber wirklich bis zu seinem Tode nicht der Fall gewesen. Er ist während seines ganzen Lebens ein redlicher Zweifler geblieben, der das, was er eifrig suchte: — Wahrheit, nicht gefunden hat. Gewiß muß er uns als solcher ehrwürdig erscheinen, unendlich mehr, als so Viele, welche dem Glauben, der ihnen in der Kindheit beigebracht worden, nur deshalb während ihres ganzen Lebens treu bleiben, weil er ihnen nie wichtig genug geworden, um ihn zum Gegenstande ihres Nachdenkens zu machen. Jeder, der selbst von dem aufrichtigen Suchen der Wahrheit aus eigner Erfahrung Begriff hat, der je selbst die Irrgänge beunruhigen-

ruhigender Zweifel durchwandert ist, wird Friedrich nicht tadeln, weil er die Gewißheit, um die er so eifrig bemüht war, nicht erlangen konnte, weil er, der nur seltene, den mannichfachsten Beschäftigungen abgewonnene Stunden diesem Nachdenken widmen konnte, darin nicht weiter gelangt ist, als so viele tiefdenkende Männer, die nach dem ernstlichsten Forschen eines ganzen allein dem Nachdenken gewidmeten Lebens zuletzt doch mit dem Geständniß endigen mußten, „eine völlige Gewißheit sey auf den „Wegen, auf welchen man sie seit Jahrhunderten „gesucht, nicht zu finden, und Beweise durch an ein„ander gekettete folgerechte Schlüsse seyen, dem Wesen „und der Natur der Sache nach, unmöglich; unsere „Beruhigung könne vielmehr nur Folge innerer An„schauung und Gefühls seyn; eine Beruhigung, die „uns aber um so mehr auch hier genügen müsse, da „wir auch für die Ueberzeugung von unserm eignen „Daseyn und für die Wahrheit unserer sinnlichen „Wahrnehmungen, an denen doch kein Gesunder je „wirklich gezweifelt hat, keine andere Beruhigung „als eben diese haben.“ Diese Ansicht, bey welcher die tiefsten Denker, nachdem sie die Eitelkeit alles spekulativen Forschens und die Unmöglichkeit schulgerechter Beweise erkannt, stehen geblieben sind, würde, wie wir gar nicht zweifeln, auch Friedrich

ganz beruhigt haben, hätte ein günstigeres Geschick ihn frühe mit Männern in Verbindung gebracht, die ihm solche Aussicht zu eröffnen, oder ihn in solcher festzuhalten im Stande gewesen wären. Sein Geist war dieser Beruhigung empfänglich, sein edles Herz, sein dringendes Verlangen nach Wahrheit war ihrer würdig, und, wir getrauen uns es zu behaupten, — es ist in seinen besten Stunden nicht ohne diese Ahnung geblieben! — Doch wir glauben genug gesagt zu haben, um jeden denkenden und billigen Leser zu überzeugen, daß nicht die mindeste Schuld auf Friedrich deshalb lastet, weil er zu einer Gewißheit, die er so angelegentlich wünschte, nicht gelangt ist. Nur einen Fehler hat er freilich in dieser Hinsicht als Regent begangen. Er war, wie wir bereits bemerkt, äußerst vorsichtig, um die beruhigende Ueberzeugung derer, mit welchen er nähern Umgang hatte, nicht zu stören, aber er bewies nicht gleiche Vorsicht in Rücksicht der Wirkung seiner nicht zurückgehaltenen religiösen Meinungen im Allgemeinen und auf Entferntere, weil er deren Einfluß auf das Volk und dessen Sittlichkeit nicht genug beachtete. Doch weiter unten wird der geeignete Ort seyn, von diesem Fehler noch etwas zu sagen.

Eine Begebenheit, welche noch während der ersten Jugend Friedrichs den bedeutendsten Einfluß auf seine Ansicht der Welt und seinen sittlichen Charakter gehabt hat, und welche den schon berührten Begebenheiten nach einige Jahre vorherging, war die erste Reise, welche er zu Anfang des Jahrs 1728 mit seinem Vater nach Dresden zum Besuch des Königs von Polen, Churfürsten von Sachsen, August II [43]), machte. Hier eröffnete sich dem eben aufblühenden Jünglinge von sechszehn Jahren eine neue, ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Welt. Nichts konnte einander mehr entgegen gesezt seyn, als der damalige Dresdner und Berliner Hof. Am Leztern herrschte, nach dem Vorgange des Monarchen, strenger militairischer Ernst, immer rege Thätigkeit, große Ordnung und



43) August II, geboren 1670, wurde 1694 Churfürst von Sachsen und, nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen, im Jahre 1697 König von Polen, verlor durch Karl XII, König von Schweden, 1706 die polnische Krone, erhielt sie nach der Schlacht von Pultawa 1710 wieder und starb 1733. In einem dem bekannten Baron von Pöllnitz zugeschriebenen Buch la Saxe galante, à Amsterdam 1734, sind einige der vielen Liebesabenteuer August II auf eine zwar etwas romanhafte Art beschrieben, doch ist der Grund historische Wahrheit, und dieses Königs persönlicher Charakter scheint richtig geschildert. Man hat behauptet, derselbe habe 352 natürliche Kinder gehabt.

Sparsamkeit bey den Männern, Sittlichkeit, äußerer Anstand und Häuslichkeit bey den Frauen. Viele besaßen diese Tugenden wirklich, bey andern wurde wenigstens der Schein derselben angenommen. Dagegen war der Hof Königs August II der glänzendste, aber auch der sittlich verdorbenste, den man damals in Deutschland, vielleicht in Europa, kannte. Das Laster und der sehr weit getriebene Leichtsinn zeigten sich an demselben ganz unverhüllt, und dieses um so mehr, da der Regent durch sein Beispiel aufmunterte. Statt der strengen, fast kleinlichen, Sparsamkeit der Hauswirthschaft seines Vaters sah der junge Friedrich an dem Dresdner Hofe Pracht und Ueberfluß jeder Art mit der üppigsten Verschwendung dargelegt. Die Erfüllung der Geschäfte der Regierung, welche an Friedrich Wilhelms I Hofe immer das Erste und Wichtigste blieb, war in Dresden eine kaum bemerkbare Nebensache, die in Zwischenstunden eilig abgemacht wurde. Der höchste Genuß jedes sinnlichen Vergnügens schien alleinige Bestimmung des Lebens zu seyn. Ein Fest drängte das Andere, und jede Kunst wurde aufgeboten, um das, was man am meisten fürchtete, Sättigung und Ueberdruß, möglichst lange fern zu halten. Ein solcher Anblick mußte auf den jungen Prinzen um so lebhafter einwirken, je mehr sein Alter ihn für

für die neuen, ungewohnten Genüsse empfänglich machte, und je verführerischer derjenige war, der ihn zu denselben einlud. August II war ein Herr von vielem Geist, glänzendem Witz, einer hochherzigen, ritterlichen Gesinnung, dem edelsten äußern Anstande, den feinsten Sitten, der in jede seiner Bewegungen Grazie, in alle seine Unterhaltungen die höchste Anmuth zu legen wußte. Der eigne Genuß der Wollust genügte ihm nicht, er sah ungern, wenn Andere, gegen die er freundschaftlich gesinnt war, die Theilnahme an diesem Genusse weigerten, und durch ihre störrische Sittlichkeit ihm wegen seiner Ausschweifungen stillschweigend Vorwürfe machten. Es wäre für ihn ein großer Triumph gewesen, den König von Preußen zu bewegen, von seinen strengen Grundsätzen in Absicht ehelicher Treue etwas nachzulassen, und auch dessen Kronprinz die erste Anleitung zum Genuß der Wollust zu geben. Er machte deshalb einen Versuch, der aber bey dem Vater keinen guten Erfolg hatte. König Friedrich Wilhelm I fand sich sehr beleidigt, und drohete Dresden sofort zu verlassen, wenn je etwas Aehnliches unternommen würde. Dagegen gelang es ihm nur zu gut, die Unschuld des jungen Prinzen zu verführen 44).



44) Die Markgrafin von Bayreuth erzählt diesen zugleich auf die Keuschheit des Vaters und des Sohnes unternom-

Derſelbe verliebte ſich in eine der natürlichen Töchter des Königs von Polen, von welcher dieſer aber ſich durch

nommenen Angriff in folgender Art: (S. Mémoires I. p. 103) Un soir, qu'on avoit sacrifié à Bacchus, le roi de Pologne conduisit insensiblement le roi dans une chambre très-richement ornée, et dont tous les meubles et l'ordonnance étoient d'un goût exquis. Ce Prince, charmé de ce qu'il voyoit, s'arrêta pour en contempler toutes les beautés, lorsque tout-à-coup on leva une tapisserie, qui lui procura un spectacle des plus nouveaux. C'étoit une fille dans l'état de nos premiers pères nonchalamment couchée sur un lit de repos. Cette créature étoit plus belle qu'on ne dépeint Vénus et les Grâces; elle offroit à la vue un corps d'ivoire, plus blanc que la neige et mieux formé que celui de la belle statue de Vénus de Medécis, qui est à Florence. Le cabinet qui enfermoit ce trésor, étoit illuminé de tant de bougies, que leur clarté éblouissoit, et donnoit un nouvel éclat à la beauté de cette déesse. Les auteurs de cette comédie ne doutèrent point que cet objet ne fit impression sur le coeur du roi, mais il en fut tout autrement. A peine ce prince eut-il jeté les yeux sur cette belle, qu'il se tourna avec indignation, et

durchaus nicht trennen wollte; er überließ ihm dagegen ein anderes sehr schönes Mädchen, welches



et voyant mon frère derrière lui, il le poussa très-rudement hors de la chambre, et en sortit immédiatement après, très-faché de la piège, qu'on avoit voulu lui faire. Il en parla le soir même en termes très-forts à Grumbkow, et lui déclara nettement, que si on renouvelloit ces scènes, il partiroit sur-le-champ. Il en fut autrement de mon frère. Malgré les soins du roi, il avoit eu tout le temps de contempler la Vénus du cabinet, qui ne lui imprima pas tant d'horreur, qu'elle en avoit causé à son père. Il l'obtint d'une façon assez singulière du roi de Pologne.

Mon frère étoit devenu passionnément amoureux de la comtesse Orzelska, qui étoit tout ensemble fille naturelle et maîtresse du roi de Pologne: Sa mère étoit une marchande françoise de Varsovie. Cette fille devoit sa fortune au comte Rutowsky, son frère, dont elle avoit été maîtresse, et qui l'avoit fait connoître au roi de Pologne, son père, qui, comme je l'ai déja dit, avoit tant d'enfans, qu'il ne pouvoit avoir soin de tous. Cependant il fut si touché des charmes de la

Or-

dem Prinzen ohne des Vaters Wiſſen nach Berlin folgte und deſſen erſte Maitreſſe wurde. Diese Dresdner Reiſe brachte eine ſehr große Veränderung in dem Charakter Friedrichs hervor. Er ergab ſich für einige Zeit, wie ſeine Schweſter erzählt, den Ausſchweifungen der Wollust mit ſolcher Unmäßigkeit, daß ſeine Geſundheit dadurch litt. Es fehlt uns hierüber an allen nähern Nachrichten, und dieſer Mangel allein beweiſt ſchon genug, daß dieſe jugendlichen Verirrungen nicht ſehr lange gedauert haben können, und Friedrich bald von ihnen zu ſeiner gewöhnlichen Art zu leben zurückgekehrt ſeyn müſſe. Denn die Ausſchweifungen der Großen bleiben nie unbemerkt, und ſie würden dieſes um ſo weniger an einem Fürſten geblieben ſeyn, der nachher die Aufmerkſamkeit der Welt in einem ſo hohen Grade aufgeregt hat, und

---

Orzelska, qu'il la reconnut d'abord pour sa fille; il l'aimoit avec une passion excessive. Les empressements de mon frère pour cette dame, lui inspirèrent une cruelle jalousie. Pour rompre cette intrigue, il lui fit offrir la belle Formera à condition qu'il abandonneroit la Orzelska. Mon frère lui fit promettre ce qu'il voulut, pour être mis en possession de cette beauté, qui fut sa première maîtresse.

und an dem Schwächen und Fehler irgend einer Art gewahr zu werden, und dieselben der Welt kund zu thun, so Viele sehr beflissen gewesen sind. Daß Friedrich nicht sehr lange Zeit, während seiner Jugend, sinnlichen Ausschweifungen im Uebermaas ergeben gewesen seyn könne, davon ist sein ganzes folgendes Leben der beste Beweis. Nur weil er seine Kräfte nicht früh vergeudet hatte, konnte er nachher einen so edlen Gebrauch von denselben machen; nur deshalb war er im männlichen Alter im Stande, so große, sein Gemüth oft hart angreifende, tief erschütternde Anstrengungen zu bestehen; nur dadurch wird seine wundervolle Thätigkeit, seine bis ins Alter aushaltende unerschöpfliche Heiterkeit erklärlich. Nie hat ein wüster Wollüstling, auch wenn er mit den gröbsten Ausschweifungen schon früh aufgehört und seinen Körper nicht ganz geschwächt hatte, eine solche Kraft, eine solche Thätigkeit und eine solche frohe Heiterkeit während seines ganzen Lebens bis ins Alter bewiesen, wie wir sie bey Friedrich bemerken. Diese unläugbaren Thatsachen, die kein Mensch verkennen kann, der Friedrichs öffentliche Thätigkeit im Kriege und im Frieden, und sein Privatleben in dieser langen Reihe von Jahren betrachtet, widerlegen alle Lästerungen, welche man zu verbreiten gewagt hat: „Es sey Friedrichs Jugend

„durch häufige grobe Ausschweifungen befleckt un
„dadurch ihm für das übrige Leben Kraft und Froh
„sinn benommen worden.“ — Lästerungen, zu
deren Behauptung auch nicht der mindeste historisch
Grund je hat angeführt werden können, und die
wider alle psychologische Wahrscheinlichkeit sind.
Doch wir weilen nicht länger bey solchen Unwürdig
keiten, verweisen aber auf das, was wir über die
selben in der Beilage M. an mehrern Stellen ge
sagt haben.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, in wel
chem Friedrich seine große Bestimmung eines Re
genten wirklich zu erfüllen anfangen sollte, um so
angelegener wurde es ihm, sich deren Pflichten
genau bekannt zu machen. So sehr er auch das
Nachdenken über die philosophischen Gegenstände,
welche dem Menschen die höchsten und wichtigsten
sind, liebte, und so eifrig er sich damit beschäftigte,
seine Gedanken über dieselben einigermaßen zu ord
nen; so fühlte er doch von früher Jugend an, daß
er nicht zum Grübeln, sondern zum Handeln be
stimmt sey, und zwar zu einem solchen, das für
das Wohl einiger Millionen Menschen von höchster
Wichtigkeit seyn werde. Dieses Handeln hat er
daher während seines ganzen Lebens dem Nachden

len immer vorgezogen. Jenes war ihm Beruf, dieses Erholung und Befriedigung seiner edlen Wißbegierde. Schon in früher Jugend, in der Stille von Rheinsberg, faßte er den Vorsatz, die Pflichten seiner künftigen Bestimmung, so gut wie irgend möglich, zu erfüllen und in dieser Erfüllung sein höchstes Vergnügen zu suchen, ein Vergnügen, dem jeder andere geistige, so wie sinnliche Genuß stets untergeordnet seyn sollte. Daß Friedrich seinen Lebensplan hiernach schon in der Jugend entworfen, ist eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor gewöhnlichen Menschen seiner und anderer Klassen auf das edelste auszeichnet. Diese pflegen in das thätige Leben einzutreten, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was durch dasselbe für sie selbst und für Andere eigentlich bewirkt werden soll. Ihre Handlungen haben keine andern Gründe, als die nächsten äußern Umstände und der Rath ihrer Umgebungen. Das Gewirre des Lebens reißt sie fort und sie sind schon in voller Thätigkeit begriffen, ehe sie nur einmal die Frage: zu welchem Ziel und Ende? sich selbst vorgelegt haben. Nicht so Friedrich. Es war sein angelegenstes Geschäft, sich deutliche Begriffe von dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und von dem Zwecke der Regierung zu machen. Deshalb las er Geschichte, verglich alte und neuere

Zeiten und machte Bemerkungen über die Fehle
welche von Regenten begangen, und über die Mi
tel, durch die sie vermieden oder verbessert worde
Seine früheste uns aufbehaltene Schrift, der wi
bereits erwähnt haben, bewährt, wie reif er scho
als Jüngling die Verhältnisse der Staaten und di
Absichten der verschiedenen Kabinette beurtheilte
Den stärksten Beweis aber seines ernstlichen Nach
denkens über die Staatswissenschaft gibt die Wi
derlegung des berüchtigten Buchs des Machia-
velli, vom Fürsten, die er im lezten Jahre vo
der Thronbesteigung mit reifster Ueberlegung ge
schrieben und die er zur Bekanntmachung, um da
durch zu nützen, bestimmt hatte. Durch diese Schrift
sind uns also ganz eigentlich die Gesinnungen und
Vorsätze dargelegt, mit denen Friedrich seine Re
gierung angetreten hat. Wir finden darin die hel
lesten Begriffe, die edelsten Grundsätze über die
Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft und der Regie
rung. „Nicht um der Regenten willen sind die
„Völker, sondern jene um dieser willen vorhanden. —
„Die Könige sind die ersten Diener der Staaten,
„und von jeder Verwendung ihrer Kräfte und ihrer
„Zeit Rechenschaft schuldig. — Die Erfüllung dieses
„edlen Berufs ist die wesentliche Bedingung, so
„wie der Sicherheit, also auch des persönlichen
„Glücks

„Glücks der Regenten. — Kein anderes Vergnügen,
„welches es sey, keine Befriedigung irgend einer
„Leidenschaft, kann den Regenten so glücklich ma-
„chen, als das Bewußtseyn, seine Pflichten mög-
„lichst vollkommen erfüllt zu haben; seine Thätig-
„keit muß unablässig auf dieses Ziel gerichtet seyn.
„Wer sein Glück in irgend etwas Andern finden
„kann, ist unwerth, auf der hohen Stelle des
„Oberhaupts eines Volks zu stehen. — Nichts in der
„Welt vermag einen Staat blühend und mächtig zu
„machen, als wenn alle seine Glieder sich bey ihrem
„Eigenthum vollkommen sicher und gegen jeden
„Druck geschützt wissen, und in allen ihren Hand-
„lungen, die dem gemeinen Wohl nicht widerspre-
„chen, der unbeschränktesten Freiheit genießen;
„wenn jeder Einzelne alle seine Rechte nach densel-
„ben allgemeinen Vorschriften geltend machen kann.
„Nur bey Unterthanen, die diese Folgen einer wohl-
„geordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genie-
„ßen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten,
„ist Vaterlandsliebe und Bereitwilligkeit, derselben
„Alles, auch das Leben zu opfern, denkbar. —
„Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in
„allen Fällen die einzig wahre Politik. Trug und
„Lügen können nur unsichere, vorübergehende Vor-
„theile gewähren und führen ihre Ausüber zum ge-

„wis-

„wissen Verderben. Jeder ehrsüchtige Versuch, d
„Gränzen seines Reichs mit Verletzung der Rech
„Anderer zu erweitern, ein fremdes Volk wid
„dessen Willen zu unterwerfen, oder das eigene se
„ner Rechte zu berauben — ist höchste Thorheit
„die sich allemal durch ihre Folgen fühlbar bü
„straft.“ — Dies sind die Grundsätze, welche Frie
drich in dem Anti-Machiavell [45]) niedergeleg
und mit höchster Klarheit und lebendiger Ueberzeu
gung vorgetragen hat, wie es vorher noch wohl nie
mals, von einem Thronerben gewiß nie, geschehen
war. Er ist diesen Grundsätzen sein ganzes Leben
hindurch unwandelbar treu geblieben, wie alle seine
folgenden Schriften [46]), seine vertrautesten Briefe,
noch mehr, wie es die Handlungen seiner Regierung
beweisen. Wäre Lezteres auch nicht in einem so
hohen Grade der Fall, wie es dieses wirklich ist;
hätte Friedrich auch noch öfterer, wie es geschehen,
sich zu Verletzung der sich selbst gegebnen Vorschrif-

ten

45) Mehreres über denselben, was wir hier nachgelesen wünschen, s. in der Beilage M. II. 1.

46) Die lezte Schrift politischen Inhalts, wenige Jahre vor Friedrichs Tode geschrieben, enthält ganz dieselben Grundsätze, zu denen er sich im Anti-Machiavell bekannte und mit gleicher Stärke ausgedrückt. S. Beilage M. II. 4.

ten hinreißen lassen; so würde dadurch nichts Anderes bewiesen, als daß er ein Leidenschaften und Irthümern unterworfener Mensch, wie jeder Andere, gewesen sey. Die Aufrichtigkeit seiner Urtheilszeugungen, der Ernst seiner gefaßten Vorsätze, der reine sittliche Adel seiner Seele würden nicht minder wahr seyn, hätten seine Aeußerungen auch noch öfterer den Grundsätzen widersprochen, deren Richtigkeit er in den heitern Stunden ruhigen Nachdenkens erkannt hatte.

Seit der lezten Aussöhnung Friedrichs mit seinem Vater, welche auf den Küstriner Arrest folgte, besonders seit er 1733 sich nach des Vaters Willen mit einer braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine[47]) vermählt hatte, wurde

47) Sie war die Tochter Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 1715, hat Friedrich überlebt und ist 1797 gestorben. Sie hat während ihres ganzen Lebens allgemeine Verehrung und Liebe genossen. Ihr Geist war sehr gebildet, und das Lesen guter Bücher war ihr Hauptvergnügen. Merkwürdig ist, daß auch sie, gleich ihrem Gemahl, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftiget hat, nämlich mit Uebersetzen ins Französische von religiösen und moralischen deutschen Schriften, die ihren vorzüglichen Beifall hatten. Meusel im Lexikon der vom

wurde sein Leben, wie wir bereits bemerkten, ru
higer und heiterer. Friedrich Wilhelm I hielt sei
gegebnes Wort, daß er über die unangenehme
Vorfälle seinem Sohn nie wieder Vorwürfe mache
werde. Er bezeugte ihm oft großes Wohlgefallen,
redete mit ihm zuweilen von Geschäften, ließ ihn
den Sitzungen der höchsten Staatsbehörden beiwoh
nen und gab ihm Beweise seines Vertrauens, seiner
Liebe und völliger Zufriedenheit, welches den Prin
zen allemal hoch erfreute [48]).

Friedrichs Briefe an seine Vertrautesten wäh
rend dieser Periode beweisen, wie inniges Vergnü
gen ihm das Studieren, die Ausbildung und Ver
edlung seines Geistes und Charakters, die Vorbe
reitung zu seiner künftigen Bestimmung gemacht
haben [49]). Nur einmal wurde dieses ruhige Leben
des

vom J. 1750 verstorbenen deutschen Schrift
steller Bd. III. gibt das Verzeichniß derselben, und
man bemerkt unter ihnen die Schriften von Spalding,
Sack, Gellert, Hermes, Sturm und Aspern.

48) Es ist dieses besonders in den Lettres avec Mr. de
Camas rührend ausgedrückt. S. Beilage M, Nr. 5.

49) So schreibt er am 15ten November 1737 an Suhm:
J'etudie de toutes mes forces, je fais tout ce
qui

des Kronprinzen unterbrochen, wie er im Jahr 1734 seinen Vater und dessen Hülfscorps an den Rhein begleitete. Wenn auch die Unthätigkeit des Feldzuges nicht erlaubte, in der Kunst des Kriegführens etwas zu lernen, so suchte der Prinz doch seinen Aufenthalt bey der kaiserlichen und Reichs-Armee möglichst lehrreich für sich zu machen, indem er von deren innern Einrichtungen und Oekonomie sich unterrichtete. Ein Gleiches versuchte er bey der französischen Armee, die zu sehen er die Erlaubniß erhielt. Die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen zu machen, war ihm natürlich sehr wichtig, und wenn gleich er diesen großen Feldherrn nur noch in der Hinfälligkeit des Alters und der Schwäche sehen konnte, so benuzte er doch jeden Augenblick, um von ihm zu lernen, und bezeugte dem-

que je puis pour acquérir les connoissances qui me sont nécessaires pour m'acquitter dignement de toutes les choses qui peuvent devenir de mon ressort; enfin je travaille à me rendre meilleur, et à me remplir l'esprit de tout ce que l'antiquité et les tems modernes nous fournissent de plus illustres exemples. S. Correspondance avec de Suhm II. p. 299.

demſelben hohe Achtung, nicht nur, weil der Vater ſie vorgeſchrieben hatte, ſondern weil er ſie wirklich empfand. Sein ganzes Leben hindurch iſt dieſe Achtung für Eugen bey Friedrich ungeſchwächt geblieben, und jener ſoll auch von dieſem vorausgeſagt haben, daß er zu einem großen Feldherrn geboren ſey.

Dieſe ſchöne Jugendzeit, die Friedrich ſo trefflich anwandte, dauerte nicht ſo lange, als bey der guten Conſtitution und dem noch nicht hohen Alter des Vaters gehofft werden konnte. Friedrich Wilhelm I ſtarb im ein und funfzigſten Jahre, und ſo gelangte Friedrich zur Regierung, nachdem er mannichfache Erfahrungen gemacht, Menſchenkenntniß erworben und in der Ruhe des Nachdenkens ſich zu ſeiner Beſtimmung vorbereitet, auch zugleich Vergnügen jeder Art genug genoſſen hatte, um, nachdem die Wahl nur von ſeinem Willen abhing, dieſe deſto ſicherer treffen zu können. Seine körperliche Geſundheit, die vorher mehrmalen Beſorgniſſe erregt hatte, war nunmehr geſtärkter. Friedrich ſtand in männlicher Jugend, dem acht und zwanzigſten Lebensjahre, als er zum Beſitz des Thrones gelangte. Sein Plan, welchen Gebrauch er von dieſem Beſitz machen wollte, war lange vor-

1740 d. 31ten May.

her

her gebildet. Man hat erzählt, daß Friedrich anfangs, gleich dem Herkules des Prodikus, zwischen den Annehmlichkeiten eines der Wollust gewidmeten Lebens, und zwischen Thätigkeit und Ruhm unentschieden gewankt, und nicht ungeneigt gewesen sey, sich für die erstere Seite zu bestimmen, als plözlich einer der ältern Räthe seines Vaters zu ihm eingetreten seh, und ihn mit dessen Entwürfen, welche Preußen zu Größe und Ehre führen sollten, bekannt gemacht habe, zu deren Ausführung alles vorbereitet sey. Friedrich, hiedurch erschüttert, habe sofort seinen ersten Entschlüssen entsagt, und entgegengesezte Vorsäze gefaßt, denen er während seines ganzen Lebens treu geblieben. Dieses Geschichtchen [50]) ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Erdichtung. Nicht erst nachdem er die Regierung angetreten, faßte Friedrich Vorsäze, zu welchem Ende und in welcher Art er dieselbe führen wollte. Schon längst hatte er,



50) Man findet dasselbe in: Histoire de l'anarchie de Pologne par Rulhière, à Paris 1807. T. IV. p. 142. einem sehr schäzbaren Buche, dessen Verfasser aber zu ächten Nachrichten über Friedrich, besonders während der frühern Jahre, keinen Zugang gehabt. Kein von Friedrichs Angelegenheiten besser unterrichteter Schriftsteller hat dieser Anekdote je erwähnt.

durch reifes Nachdenken gebildet, deshalb seine Plane gemacht, wie wir bereits bemerkt haben, und wie es der Anti-Machiavell und die während seiner Jugend geschriebenen Briefe unumstößlich beweisen. Er hatte der Regierung seines Vaters mit großer Aufmerksamkeit zugesehn, und war überzeugt, daß in den meisten Punkten dieselbe auf sehr weisen und wohl überdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhe. Er behielt diese Grundsätze bey und vermied durchaus alle auffallenden Reformen. Was er im Bestehenden zu ändern nöthig fand, geschah langsam, ohne Geräusch und nach reifer Ueberlegung. Alle Minister des vorigen Königs wurden bestätigt, und Friedrich hörte und achtete ihren Rath; aber die Grundmaxime Friedrich Wilhelms I, aus dem Kabinet selbst zu regieren, seine Minister nicht vereint im versammelten Rath, sondern jeden einzeln durch ihre schriftlichen Vorträge anzuhören, und in allen wichtigen Dingen die Entscheidung sich selbst vorzubehalten, behielt er bey, weil sie seinen Begriffen von den Pflichten eines Königs und von dem hierdurch zu bewirkenden größern Wohl des Staats gemäß war.

Diese

Diese Art der Regierung war damals dem preußischen Staate vor allen andern eigen. In frühern Zeiten war es im Brandenburgischen, wie wohl allenthalben, Sitte gewesen, daß der Regent über die wichtigsten Angelegenheiten mit einigen Räthen, denen er die besten Einsichten zutraute, und zu deren Gesinnungen er das vorzüglichste Vertrauen hatte, berathete, und nachdem er derselben einstimmige oder von einander abweichende Meinungen gehört, für dasjenige entschied, was ihm dem Wohl des Ganzen und der Gerechtigkeit am gemäßesten schien. Diese unstreitig natürlichste Art die Regierung eines Landes zu besorgen, nachdem sie im Brandenburgischen, wie überall, lange auf alter Sitte beruht hatte, wurde allmählig an festere Formen gebunden. Die Geschäfte wurden nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit unter mehrere Staatsbedienten vertheilt, deren jeder einen eigenen Wirkungskreis erhielt. Aber das Wesentliche blieb immer, der Regent selbst, in der Mitte seiner vertrautesten Räthe, denen die einzelnen Zweige der Verwaltung anvertraut waren, faßte, nachdem er alle gehört, die lezte Entscheidung ab, und ertheilte Vorschriften für die Bearbeitung aller derjenigen Angelegenheiten, welche nicht bis zu dem höchsten Rathe gebracht wurden, und die den untern Behörden über-

lassen blieben. Im Brandenburgischen bewirkte diese
1605 festere Ordnung zu Anfange des siebzehnten Jahr-
d. 5ten Jan. hunderts Churfürst Joachim Friedrich durch Errichtung eines geheimen Staatsraths, in welchem er selbst den Vorsitz führte. So natürlich und einfach diese Einrichtung war, so fehlte es derselben doch nicht an mancherley Unbequemlichkeiten, welche immer fühlbarer wurden, je mehr der Staat an Umfang, seine Verhältnisse und Angelegenheiten an Verwickelungen zunahmen, und auch die Angelegenheiten der einzelnen Unterthanen durch wachsenden Wohlstand und zugenommene Cultur vielseitiger und schwerer zu entscheiden wurden. Natürlich hatten nicht alle Regenten Geisteskraft und Neigung zu ihren Geschäften genug, um in Betreibung derselben eine nie nachlassende Ordnung und Thätigkeit zu beweisen; dagegen fehlte es unter den Räthen nie an solchen, welchen die bey der Sorglosigkeit des Herrn ihnen zufallende höchste Entscheidung aller Dinge sehr angenehm war, und die deshalb den Regenten gern aller Mühe enthoben. Unter diesen Räthen aber war nicht immer Einigkeit der Ansichten und Zwecke. Sie wurden durch verschiedene Leidenschaften bewegt, hierdurch entstanden Zwiste, zu deren Entscheidung die Einsicht des Oberhaupts nicht immer hinreichte. So kamen Stockungen aller

aller Art, die Ordnung, die Zeit, in welcher die Geschäfte im höchsten Rathe betrieben werden sollten, waren nicht bestimmt genug; die Gränzen der Wirkungskreise nicht immer entschieden. So konnte nicht Eins das Andere unterstützen, und der Fortgang des Ganzen wurde, statt befördert, vielmehr überall gehemmt. Man fand unaufhörlich Veränderungen und Nachhülfen der frühern Einrichtung nöthig; schwere Zeiten kamen hinzu, schwache und unthätige Regenten überließen die Geschäfte ihren vertrautesten Räthen, diese wieder untern Staatsbedienten, oft wirkten Lieblinge und Menschen ohne eigne Verantwortlichkeit ein. Kräftige und einsichtsvolle Herren wollten selbst regieren, entschieden nach eigener Einsicht oder mit Benutzung des Raths weniger Vertrauten. Der höchste Staats-Rath verlor hierdurch an Einfluß und Ansehn, Willkühr und Leidenschaft gaben öfterer den Ausschlag, als reife Ueberlegung und Einsicht [51]). Der Regent, welcher alles selbst sehen



51) Eine gründliche auf archivalischen Nachrichten beruhende Geschichte des brandenburgischen Staats-Raths nach seinen äußern Veränderungen hat Herr Cosmar, Archiv-Assistent, geliefert unter dem Titel: Der königlich preußische Churfürstlich brandenburgische wirkliche Geheime Staats-Rath

und entscheiden wollte, wurde mit Geschäften überhäuft, in kleinliche Ansichten verwickelt. Dies war sogar der Fall des großen Churfürsten, doch wurden unter ihm und seinem Nachfolger König Friedrich I die Geschäfte besser geordnet, besonders die verschiedenen Wirkungskreise zweckmäßig abgetheilt. König Friedrich Wilhelm I brachte hierin eine noch vollkommnere Einrichtung zu Stande, die aber in der bisher hergebrachten Art zu regieren eine wesentliche Veränderung zur Folge hatte. Er machte nämlich drey Hauptabtheilungen aller Geschäfte: 1) derer, die mit auswärtigen Staaten abzumachen waren; 2) die, welche die innere Verwaltung nach allen Rücksichten, Finanzen und Abgaben aller Art, betrafen; 3) die, welche die Justiz angingen, mit denen auch die Lehns-, geistlichen und Schulsachen verbunden waren. Jede dieser Abtheilungen wurde einigen obersten Räthen, welche den fremden Namen Staats-Minister schon

---

Rath an seinem zweihundertjährigen Stiftungstage. Berlin 1805. Die mannichfachen aus der Natur der Sache folgenden Gebrechen und Mängel, die öftern Veränderungen dieser obersten Staatsbehörde von ihrem Ursprunge an, bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts, sind in diesem Aufsatze sehr gut beschrieben, und dadurch ist bestätigt, was von uns hier im Allgemeinen gesagt worden.

ſchon unter dem groſſen Churfürſten erhalten hatten, anvertraut, und in jeder Abtheilung waren die Geſchäfte wiederum theils nach ihrer Natur, theils nach den Provinzen getrennt, und für jedes Fach wurden beſondere Miniſter mit ihnen zugetheilten Räthen beſtimmt. Das Oberhaupt aller blieb der König. Er behielt ſich ausdrücklich vor, den Verſammlungen aller oberſten Behörden perſönlich beizuwohnen. Es iſt dieſes aber wohl nur ſelten von ihm geſchehn, auſſer in derjenigen oberſten Behörde, welcher die Verwaltung der geſammten innern Angelegenheiten und der Finanzen anvertraut war, und welche den langen Namen General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Direktorium erhielt 52), von welcher der König ſich ausdrücklich zum Präſidenten ernannte, deshalb in den Sitzungen ein Seſſel immer bereit gehalten wurde, welcher in ſeiner Abweſenheit leer blieb. Aber die groſſe Mannichfaltigkeit der Geſchäfte, die von dieſer Behörde verhandelt wurden, machte bald



52) Mit dem Kriege ſelbſt hatte dieſe Behörde (ſo wie auch die derſelben in den Provinzen untergeordneten Kriegs- und Domainen-Kammern) eigentlich nichts zu thun, aber ſie verwaltete das Oekonomiſche der Armeen und auch diejenigen Steuern, welche zur Erhaltung des Heeres beſtimmt waren; daher der Name.

nothwendig, auch sie in mehrere Abtheilungen zu trennen. Unter Friedrich II, der diese Einrichtung ganz beibehielt, waren dieser Abtheilungen sechs deren jeder ein Minister vorstand, dem mehrere Räthe zugeordnet waren, welche die einzelnen Sachen bearbeiteten und vortrugen. Eben so waren die Justizgeschäfte unter die Minister dieses Faches (zu Friedrichs II Zeit vier) getheilt, die aber die einzelnen Sachen selbst bearbeiteten und im versammelten Rath aller Justiz-Minister sie vortrugen und entschieden. Unter der Leitung und Aufsicht dieser obersten Behörden wurden die innern Geschäfte in den Provinzen von den Landes-Collegien betrieben, von denen diejenigen, welche die Rechts-, Lehns- und geistlichen Sachen besorgten, Regierungen, und die, denen die innere Verwaltung und die Finanzen anvertraut waren, Kriegs- und Domainen-Kammern hießen. Unter diesen Landes-Collegien standen die Unterbeamten in den Städten und auf dem platten Lande.

Durch diese Vertheilung gewann die Betreibung der Geschäfte sehr an leichterer Uebersicht, pünktlicher Ordnung und Schnelligkeit der Ausführung. Aber der bis dahin gewesene höchste Staats-Rath mußte an Bedeutsamkeit und Einfluß nothwendig ver-

verlieren. Da alle Geschäfte von den besondern Abtheilungen der errichteten obersten Behörden ohne Zuziehung der andern abgemacht wurden, so blieben für den gesammten Staats-Rath nur diejenigen übrig, bey welchen alle Abtheilungen, oder doch mehrere derselben, ein Interesse hatten. Nur in diesen seltenen Fällen traten die Chefs aller, oder doch mehrerer Haupt-Abtheilungen zur gemeinsamen Berathung zusammen. Eine solche Versammlung hieß unter Friedrich II der große Staats-Rath, der in der Regel jeden Monat nur Einmal statt fand. Die schon bemerkte Versammlung sämmtlicher Justiz-Minister aber hieß der kleine Staats-Rath, und wurde wöchentlich zweimal gehalten. In eben der Art kam sogar auch das ganze General-Direktorium nur selten zusammen, nämlich nur dann, wenn ein Geschäft mehrere Abtheilungen desselben anging. In der Regel machte jede besondere Abtheilung dieser obersten Behörde die ihr angewiesenen Sachen für sich allein ab, ohne daß eine der andern dabey zu trat, oder nur daran Kenntniß nahm.

König Friedrich Wilhelm I hat diesen Versammlungen der obersten Behörden nur sehr selten, und Friedrich II, so viel uns bekannt, niemals bei-

beigewohnt, es müßte denn in den frühern Zeit
seiner Regierung bey dem General-Direktorium z
weilen der Fall gewesen seyn. Dagegen mußt
unter beiden Monarchen alle Sachen von Wichti
keit von den Chefs der Abtheilungen, für die sie g
hörten, dem Könige in schriftlichen Berichten vorg
tragen und seine Entscheidung eingeholt werden
Auch jedes Provinzial-Collegium und jede Unter
behörde und Corporation, ja jeder einzelne Unter
than, hatten die Erlaubniß, in jeder Angelegen
heit und mit jedem Gesuche sich unmittelbar an den
König zu wenden. Diese Erlaubniß wurde häufig
benuzt und unter Friedrich II wurde es mit der
Selbstregierung, die er vom Vater beibehielt, in
folgender Art gehalten: Jeden Tag gingen Be
richte, Schreiben und Vorstellungen in großer
Menge ein. Die dazu bestellten Kabinets-Se
cretarien (in der Folge Geheime Kabinets-
Räthe betitelt) nahmen dieselben an. Bey den
Sachen, welche von den verschiedenen Ministerien,
Generalen, Gesandten und überhaupt öffentlichen
höhern Behörden kamen, hatten sie nichts weiter
zu thun, als alles zu einem Fache Gehörende zu
sammen zu legen und am frühen Morgen uneröffnet
zum Könige zu befördern. Alle diese von öffent
lichen Behörden kommende Sachen las der König
ein

inſam und ſezte an den Rand mit kurzen Worten
ine Entſcheidung. Die Kabinets-Räthe hatten
ann auch hierbey nichts weiter zu thun, als jede
inzelne Sache wieder an die Behörde zu befördern,
on der ſie gekommen war. Forderte jedoch ein
egenſtand längere Antwort, ſo diktirte ſie der
önig entweder wörtlich, oder gab einem der Ka-
inets-Räthe auf, die Antwort, deren Hauptinhalt
r vorſchrieb, in eine Kabinets-Reſolution zu faſ-
en. Nach Abmachung dieſes Geſchäfts ging der
önig zu den von Privatperſonen eingegangenen
orſtellungen über. Die Kabinetsräthe hatten die-
elben bereits erbrochen und geleſen. Sie kamen mit
enſelben einer nach dem andern, wenn ſie gerufen
urden, zum König und trugen ihm jede einzelne
ache vor. Der König erklärte hierauf, was ge-
ntwortet werden ſollte, welches der Kabinetsrath
it kurzen Worten auf die Eingabe bemerkte, und
iernach den Beſcheid entweder ſelbſt ausfertigte, oder
urch einen andern Kabinetsſecretair ausfertigen
ieß, den der König nachher unterzeichnete. Die-
en Geſchäften waren allemal die erſten Morgen-
unden jedes Tages gewidmet. Die Antworten,
ie der König vorgeſchrieben hatte, wurden noch
m ſelbigen Tage ausgefertigt, allemal vom Kö-
ige ſelbſt unterſchrieben oder, wenn Unpäßlichkeit

die-

dieſes verhinderte, in ſeiner Gegenwart mit dem Kabinetsſiegel unterſiegelt, und daß dieſes aus dem eben erwähnten Grunde geſchehn ſey, ward daneben bemerkt. Noch am Abend deſſelben Tages gingen alle dieſe Antworten ab, es blieb alſo nie etwas liegen. In höchſt ſeltenen Fällen, wo ein angebrachtes Geſuch ſehr ungereimt war, ließ der König eine ſolche Eingabe ſogleich vernichten und antwortete auf dieſelbe gar nicht. Bey dieſer Ordnung und Pünktlichkeit konnte jeder, der ſich an den König wandte, nach Verhältniß der Entfernung ſeines Wohnortes von der Reſidenz des Monarchen und des Poſtenlaufs mit Gewißheit den Tag beſtimmen, an welchem er die Antwort erhalten mußte; bekam er ſie alsdann nicht, ſo erhielt er ſie nie [53]).

Dieſe regelmäßige Thätigkeit ging ganz unausgeſezt fort. Kein Feſttag, keine Reiſe, kein fremder Beſuch, keine Unpäßlichkeit des Königs konnte denſelben je bewegen, ſein Geſchäft auch nur einen einzigen Tag auszuſetzen. Alles wurde auf der Stell

53) z. B. wer in Berlin Abends 6 Uhr ſeine Vorſtellung zur Poſt gab, hatte am Abend des andern Tages zu gleicher Stunde die Antwort des Königs, vorausgeſezt, daß dieſer in Potsdam war.

Stelle entschieden, insofern es die Lage einer jeden Sache erlaubte [54]). Der König ging darin fast zu weit, daß er alle und jede Sachen beantwortete, besonders that er dieses bey den Klagen der Leute gemeinen Standes, gegen die er (weil er glaubte, daß ihre Angelegenheiten von den Behörden öfters vernachläßigt und mehr begünstigten nachgesezt würden) eine fast unglaubliche Nachsicht und Geduld bewies. Es sind uns Fälle bekannt, daß solche Leute ganz unvernünftige Beschwerden dem Könige mit denselben Umständen binnen ganz kurzer Zeit vier- bis fünfmal vorgebracht haben, und eben so oft von ihm umständlich die Gründe ihnen vorgehalten sind, warum die Bitte nicht gewährt werden könne, oder die Behörden, für welche die Sache sich eignete, immer wiederholte Aufträge erhielten, alle und jede Umstände nochmals mit größter Genauigkeit zu untersuchen und über deren Bewandniß

zu

54) Es versteht sich also von selbst, daß diese Entscheidungen in sehr vielen, ja wohl den meisten Fällen, nicht definitiv seyn konnten. Sie bestanden sehr oft nur in der Benachrichtigung, es sey von der geeigneten Behörde Bericht erfordert, nach dessen Eingang weiter verfügt werden solle, oder, es sey dieser Behörde Untersuchung und Abmachung der Sache aufgetragen, oder auch, der Beschwerdeführende habe zuvörderst noch diesen oder jenen Umstand zu erläutern, u. s. w.

zu berichten. Bey dem unvergleichlichen Gedächtniß, das der König besaß, erinnerte er sich solcher Aufträge oft auch nach geraumer Zeit, und er unterließ gewiß nicht, die aufgegebenen Berichte anzuerinnern, wenn sie ihm länger, als erforderlich, auszubleiben schienen. Allemal nahm er es sehr übel auf, wenn bey Untersuchung der Klagen der Unterthanen nicht die größte Sorgfalt bewiesen und durch Fahrläßigkeit oder gar üblen Willen neue Beschwerde veranlaßt wurde. Es war zwar mehrere Male befohlen, es solle kein Unterthan sich unmittelbar an den König wenden, wenn nicht vorher sein Gesuch der geeigneten Behörde vorgetragen und von derselben ein Bescheid ertheilt wäre, welcher der Vorstellung an den König beigelegt werden sollte. Aber es wurde auf Beobachtung dieser Verordnung keinesweges strenge gehalten, und wir glauben, daß wegen deren Verletzung nicht oft Jemand gestraft sey. Die große Nachsicht des Königs, welcher auch die unbegründetsten Beschwerden der Unterthanen immer annahm, hatte die üble Folge, daß die Unterbehörden durch sehr unangenehme Berichts-Erstattungen ermüdet wurden, und diejenigen, von welchen dergleichen Berichte oft gefordert werden mußten, und welche in deren Erstattung nicht völlig befriedigten, mußten besorgen, daß gegen sie ein

üble

übler Eindruck beim Könige gemacht sey. Denn derselbe hatte nun einmal die Meinung, welche er sich nicht nehmen ließ, daß öftere Klagen der Unterthanen, wenn auch der Grund derselben im einzelnen Falle nicht immer erwiesen werden könne, doch nicht leicht ohne Schuld der vorgesezten Behörden gemacht würden. Doch war dieses wirklich gar nicht selten der Fall. Die große Nachsicht des Königs brachte noch den Misbrauch hervor, daß schlechte, aber des Geschäftsganges einigermaßen kundige Menschen, ein eigenes Gewerbe daraus machten, für Klage führende Unterthanen Bittschriften zu entwerfen. Diese Leute zogen im Lande umher, lockten durch ihre Gespräche Beschwerden heraus, und hezten, die Einzelnen sowohl als ganze Gemeinden, zu deren Vorbringung auf, deren Besorgung bis an den König sie selbst übernahmen und die darauf ertheilten Antworten dann im Triumph zurückbrachten. Es wurde dieses Verfahren zwar verboten, aber selten ist ein solcher Winkelschriftsteller (wie man diese Leute nannte) ernstlich bestraft. Das Justiz-Ministerium machte einst dem Könige Vorstellung über diesen Unfug und über die Nothwendigkeit, demselben mit mehr Nachdruck zu steuern; aber der König antwortete: „er könne „hierunter nicht noch schärfere Verordnungen geben,

„als bereits erlaſſen wären; die armen Leute,“ fügte er hinzu, „haben zwar ſehr oft Unrecht, aber „ich muß ſie doch hören, denn dazu bin ich „da.“

Dieſe Art zu regieren, wo alle und jede Angelegenheiten von dazu beſtimmten Behörden reiflich erwogen, die lezte Entſcheidung aber dem Könige ſelbſt vorbehalten war, und wo es von den Staatsbedienten und auch von den betheiligten Unterthanen ſelbſt abhing, jede Sache bis zur Kenntniß des Regenten zu bringen und ſie ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen, hatte, wenn ſie mit einer ſolchen nie nachlaſſenden Thätigkeit, Ordnung und Aufmerkſamkeit, wie Friedrich bewies, betrieben wurde, unſtreitig ihr großes Gute. Der König konnte nicht durch mündliche Vorträge ſeiner oberſten Räthe überraſcht, noch durch dieſelben zu einſeitigen Anſichten und unangemeſſenen Entſcheidungen verleitet werden. Einſam und ohne fremden Einfluß erwog er ſelbſt die vorgebrachten Gründe, ließ das Mangelhafte in den ihm gemachten Vorſtellungen ergänzen, und faßte ſeinen endlichen Entſchluß nicht eher, bis er ſich von allen bey einer Sache eintretenden Umſtänden vollſtändig unterrichtet glaubte. Die Miniſter oder andere Behörden wandten auf ihre

ſchrift-

schriftlichen Darstellungen den sorgfältigsten Fleiß, und bestrebten sich, in denselben Vollständigkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit zu vereinigen, da sie wußten, welchem prüfenden Auge dieselben unterworfen wurden. Der König erforderte auch oft noch die Ansichten anderer Staatsdiener über dieselbe Sache, und, wenn sich irgend ein Widerspruch ergab, beruhigte er sich nicht eher, bis derselbe aufgeklärt war. Da auch der König die möglichste Kürze liebte, und von einer obern Behörde nicht gern einen Bericht las, der über eine, höchstens zwey Folio-Seiten lang war, so wurde die Kunst, mit wenig Worten, doch ohne Nachtheil der Deutlichkeit, auch die verwickeltsten Sachen vorzutragen, sehr geübt, und die in den preußischen Kanzeleyen aufgesezten Berichte unterschieden sich hierdurch vortheilhaft von allen andern. Da auch die Entscheidungen des Königs mit den sie veranlassenden Berichten aufgehoben wurden, so konnte über deren wahren Sinn in der Folge nicht leicht Zweifel entstehn, weil das Verhältniß, worin sich ein Geschäft in jedem Zeitpunkt befunden, in den darüber geführten Verhandlungen immer völlig entwickelt vor Augen lag, und die Gründe, welche die Entscheidung bewirkt hatten, auch nach langer Zeit nicht verborgen oder verdunkelt werden konnten. Der Gedanke der Möglichkeit,

daß jede Sache irgend einmal vom Könige selbst, auch in ihren kleinsten Beziehungen, untersucht und jeder begangene Fehler von ihm bemerkt werden könne, gab allen Beamten eine heilsame Scheu, und war Beweggrund zu der möglichsten Aufmerksamkeit; den Unterthan aber belebte es mit dem zuversichtlichsten Vertrauen, daß er sich versichert hielt, es hange nur von ihm selbst ab, seine Sache bis zur Kenntniß des Königs zu bringen, und bey diesem werde kein Einfluß eines Mächtigern, kein näherer Zutritt, keine persönliche Gunst einer gerechten Entscheidung je nachtheilig seyn. Die große Strenge, welche der König hierin bewies, war allgemein bekannt; auch die täglichen Umgangsgenossen durften ihm ihre Privat-Angelegenheiten nie mündlich vortragen, wenn sie es schriftlich versuchten, wurden ihre Vorstellungen an die Behörden verwiesen, für die sie sich eigneten, und deren Entscheidung, ohne alle Einwirkung des Königs, überlassen. Wir haben mehrere Male Vorstellungen von Personen, die der König als seine Gäste zu sich gebeten hatte, aus Sanssouci datirt gesehn, die ohne alle Empfehlung an die geeignete Behörde zur Untersuchung und Bescheidung gesandt waren, wovon dann der Bittende, gleich jedem andern Unterthan, schriftlich unterrichtet wurde, ohne daß der

König

König ein Wort mit demselben über die Sache geredet hätte.

Diese Art der Geschäfts-Betreibung fand in Absicht aller und jeder Angelegenheiten statt. Friedrich bewies für jede Gattung derselben gleiche Aufmerksamkeit, für keine hatte er eine besondere Vorliebe. Daß er die größern Staatsangelegenheiten und die Verhältnisse mit fremden Mächten seiner eignen aufmerksamsten Leitung vorbehielt und in Kriegssachen neue Einrichtungen und Bestimmungen allemal selbst, und meistens aus eigner Bewegung, entschied, auch über die ununterbrochene Ordnung in der Armee selbst die wachsamste Aufsicht führte, lag in der Natur der Sache. Aber auch über diese Dinge hörte er gewöhnlich den Rath der dazu angestellten Beamten und entschied für deren Meinung, so oft er von ihren Gründen überzeugt wurde. Auch wiederholte Vorstellungen, welche seinen eignen Ansichten widersprachen, nahm er nie übel auf, und auch ein schon entschieden gefaßter Entschluß konnte noch neuen Ueberlegungen unterworfen und zuweilen abgeändert werden.

Die Verhältnisse mit fremden Mächten waren dem Departement der auswärtigen Ange-

legenheiten, auch Kabinets-Ministerium genannt, anvertraut, dem während Friedrichs Regierung immer zwey Staats-Minister (einige Jahre im siebenjährigen Kriege auch nur Einer) vorstanden. Zwischen diesen und dem Könige fanden täglich in der bereits bemerkten Art Mittheilungen über alle dahin gehörige Gegenstände statt. Auch erhielt der König an jedem Posttage, und in besondern Fällen durch Estafetten und Kouriere, von jedem seiner Gesandten an fremden Höfen Berichte sowohl über die laufenden politischen Geschäfte, als über einzelne dem Gesandten aufgetragene Angelegenheiten. Der König antwortete auf jeden Bericht jeden folgenden Posttag, und theilte seine Antworten dem Kabinets-Ministerium abschriftlich oder im Auszuge mit, damit dasselbe immer in vollständiger Kenntniß seiner Entschließungen bliebe. Die Gesandten richteten die an den König erstatteten Berichte in einer besondern Ausfertigung auch an das Kabinets-Ministerium, doch gewöhnlich etwas umständlicher; über kleinere Sachen berichteten sie an das Ministerium allein und wurden auch allein von diesem beschieden. In einigen seltenen Fällen hat der König wohl einem Gesandten befohlen, über gewisse Aufträge nur an ihn allein zu berichten. Wir haben oben (im ersten Bande) ein Beispiel gegeben, daß er in einer sehr wichtigen Angelegenheit (nämlich dem

dem Streite über die baierische Erbfolge) die dem Grafen Görz aufgetragene Unterhandlung eine geraume Zeit allein, ohne Mitwirkung des Ministeriums leitete. Am Anfange jeden Jahrs schickte der König seine sämmtlichen in dem vergangenen Jahre mit den Kabinets-Ministern und den Gesandten geführten Correspondenzen an jene, um sie im geheimen Archive niederlegen zu lassen. Mündliche Conferenzen mit beiden Kabinets-Ministern zugleich hat der König wohl nur äußerst selten gehabt. Schreiber dieses erinnert sich aus der Zeit, da er bey dem auswärtigen Departement angestellt gewesen, keines einzigen Falles. Aber sehr oft berief er bald den einen, bald den andern dieser Minister zu sich, um sich mit ihm über die in Bewegung seyenden politischen Angelegenheiten zu berathen und ihm seine Ansichten zu eröffnen. Die schriftlichen Befehle, durch welche in der Regel Alles abgemacht wurde, waren gewöhnlich an beide Minister gerichtet, so wie auch die Berichte derselben an den König in beider Namen abgefaßt und von beiden unterzeichnet waren. Doch hatte der König überdem noch mit jedem Minister eine besondere immer fortgehende vertrauliche Correspondenz über die laufenden Geschäfte, die nicht sowohl Entscheidungen und Befehle, als Ansichten und Ideen enthielt oder dergleichen zu hören verlangte.

Friedrich hat nie einen Kriegs-Minister gehabt, und was diesem in andern Staaten obzuliegen pflegt, besorgte er selbst. Während der Friedenszeit ertheilte er über die Angelegenheiten aller einzelnen Regimenter seine Befehle an die Chefs derselben und erhielt deren Berichte. Nach dem siebenjährigen Kriege war der Zustand der Armee äußerst zerrüttet, weil von den an alte Ordnung gewöhnten Offizieren und Soldaten nicht viele übrig geblieben waren. Um sich die aus diesem Grunde ganz unglaublich vermehrten Geschäfte einigermaßen zu erleichtern, vertheilte der König das ganze Heer, sowohl Infanterie als Kavallerie, in Inspektionen, zu deren jeder gewisse Provinzen und sämmtliche in denselben befindliche Truppen gehörten. Der König gab die sehr wichtigen Stellen der General-Inspekteurs an diejenigen Feldherrn, welche er zu denselben am fähigsten hielt, ohne auf ihr Dienstalter zu sehen, so daß in dieser Rücksicht oft der ältere Regiments-Chef dem weit jüngern untergeordnet war. Die Pflicht eines General-Inspekteurs war, von dem wirklichen Zustande der Truppen und allen darin vorgehenden Veränderungen immer die genaueste Kenntniß zu haben, und deshalb in jedem Fall Rechenschaft geben zu können, auch über strengste Beobachtung der vorgeschriebenen Ordnung und aller erlassenen Verfügungen

gen zu halten. Zu diesem Zweck mußte er jedes Jahr zwey, auch mehrere Male seinen Kreis bereisen, den Zustand jeder einzelnen Truppenabtheilung, sowohl was die Kriegszucht, als das Oekonomische betraf, auf das genaueste untersuchen. Alle Beschwerden wurden alsdenn an den General-Inspekteur gerichtet, alle Gesuche der Einzelnen ihm vorgetragen. Vieles entschied er selbst, das Wichtigere aber berichtete er an den König und bereitete die Untersuchungen vor, welche dieser bey den jährlichen Revüen selbst anstellte. Ueber die allgemeinen Angelegenheiten des Kriegswesens, besonders wenn etwa ein neuer Krieg wahrscheinlich wurde, oder irgend eine bedeutende Veränderung vorgenommen werden sollte, berathete sich Friedrich der Regel nach auch immer schriftlich, in frühern Zeiten mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, und am öftersten und vertrautesten wohl mit dem General von Winterfeld, in spätere Zeit aber mit dem Herzoge von Braunschweig, den Generalen von Saldern, von Seidlitz, von Möllendorf und Andern. Die ökonomischen Sachen der Armee wurden durch das Militair-Departement des General-Direktoriums, die militairischen Justizsachen aber, und alle Beförderungen bey der Armee, durch das General-Auditoriat unter

unmittelbarer Aufsicht des Königs besorgt. Zu allen diesen Geschäften war eine besondere geheime Kriegs-Canzley bestimmt, die immer am Wohnort des Königs sich aufhielt, und diese Geschäfte wurden um desto mehr Ordnung und Beschleunigung betrieben, weil ohne Zwischen-Behörden alles vom Könige selbst und, mit Vermeidung aller Weitläuftigkeiten, mit größter Einfachheit abgemacht wurde, und er immer in der genauesten und anschaulichsten Kenntniß von allen Verhältnissen, über welche zu entscheiden war, sich erhielt. In diesem Fache besonders hat man es empfunden, welche Vortheile unverkennbar sind, wenn ein so einsichtsvoller und thätiger Regent wirklich selbst regiert, aber freilich sind solche Einsicht und solche Thätigkeit auch unumgängliche Bedingungen solcher Vortheile.

In die innere Landes-Verwaltung und in die Finanz-Angelegenheiten ging der König sehr tief ein. Die lezten Entscheidungen behielt er sich selbst vor und manche neue Einrichtungen gab er selbst an; aber jeder Einwurf einer Behörde, oder auch eines einzelnen Staatsdieners, wurde mit Aufmerksamkeit angehört, und durch denselben wurden oft Abänderung bewirkt. Ein Mal in jedem Jahr, nämlich im Monat Junius, hielt der König eine Conferenz mit

mit allen Finanz-Ministern, mit denen er die vorher eingesandten Rechnungen vom verflossenen Etatsjahr (das mit dem ersten Junius jeden Jahrs anfing) und die wichtigsten in demselben zu Stande gebrachten Unternehmungen genau durchging, über Alles, was er etwa noch zu erinnern fand, über dabey gefundene Schwierigkeiten sich Erläuterungen geben ließ, dann über die Vorschläge und Entwürfe für das neu angefangene Jahr prüfte und deshalb seine Instruktionen ertheilte. Außerdem aber wurden diese Finanz-Minister oft einzeln zum Könige berufen, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Fachs zu bereden und ihnen seine Willensmeinung zu erklären. In der Regel wurde aber auch in diesem Fache alles schriftlich, und zwar mit jedem Minister und Departements-Chef besonders, verhandelt.

Die Entscheidung von Rechtssachen überließ der König ganz den dazu bestimmten Gerichten, und erlaubte sich in der Regel keine Eingriffe in deren Wirkungskreis. Mündliche Conferenzen mit den einzelnen Justiz-Ministern fanden deshalb auch nur sehr selten, nämlich nur dann Statt, wenn es auf Gesetzgebung oder allgemeine neue Einrichtungen ankam. Mit allen Justiz-Ministern zusammen hat er dergleichen nie gehabt. Die bey ihm in Rechtssachen kla-

klagenden Unterthanen verwies der König immer
die gehörigen Gerichte und ermahnte diese nur, oh
in die Sache selbst einzugehen, zu möglichster B
schleunigung. Die Ausnahmen hievon sind selt
gewesen. Diejenige, welche er in dem durch sei
Folgen so merkwürdig gewordenen Falle des Mäll
Arnolds gemacht hat, wurde allein durch seine
Eifer für eine ganz unpartheiische Justiz, und dur
die Meinung hervorgebracht, welche der König
durch verschiedene Umstände veranlaßt, damals ge
faßt hatte, daß die Justiz-Behörden die ihnen zu
gestandene Unabhängigkeit zu misbrauchen, und unte
dem Schuß ihrer dem König oft unverständliche
Formen das Recht zum Nachtheil des Geringern z
beugen wagten 55). Alle Streitigkeiten, die übe
Besitzungen oder Rechte des Königs gegen die seine
Unterthanen entstanden, waren der rechtlichen Ent
scheidung der Justiz-Behörden unterworfen, und le
tere durften hiebey nicht die mindeste Partheilichkei
für das königliche Interesse beweisen; die Bewah
rung von diesem leztern war allein Sache der Finanz
behörden, keinesweges der Gerichte. Sogar war
gleich zu Anfang der Regierung Friedrichs, aus
drück

55) Dieser Vorfall ist bereits im ersten Bande Ka
pitel VI. und Beilage L. umständlich erzählt.

rücklich vorgeschrieben, daß, wenn in irgend einem Fall die Ansprüche des königlichen Fiskus zweifelhaft oder verdunkelt wären, dieselben von den Finanz-Behörden gar nicht in Anregung gebracht, oder, wenn dieses geschehen wäre, von den Gerichten ohne Weiteres gegen dieselben entschieden werden sollte. Ueberall durfte ein vermeintliches Recht des Fiskus nie zu weit ausgedehnt, noch mit zu großer Strenge verfolgt, vielmehr mußte ein dagegen klagender Unterthan immer vollständig gehört werden. Hatten die Gerichte je hierin gefehlt, so war mit Gewißheit die Mißbilligung des Königs, sobald er davon Kenntniß erhielt, zu erwarten, und wer mit einer Beschwerde dieser Art sich an denselben wandte, konnte in der Regel, wenn sein Recht nur nothdürftig bewiesen war, auf Hülfe ohne Weitläufigkeit hoffen. Man hat der Beispiele viele, daß Processe gegen den König entschieden oder deren Betreibung, auch wenn die Finanz-Behörden dafür waren, von ihm ausdrücklich untersagt wurden. Ein Beispiel seiner gerechten Entfernung von aller Willkühr in einem kleinen Vorfall verdient aufbehalten zu werden. Als einst der König eine nahe bey Sanssouci belegene Mühle und deren an seine Gärten gränzenden Grundstücke zu erwerben wünschte, und dem Eigenthümer deren Abtretung gegen eine mehr als zureichende

Ent-

Entschädigung antragen ließ, weigerte sich dieß
sey es aus Gründen oder nur aus Anhänglichkeit
das ererbte Eigenthum, darauf einzugehn. D
König, welcher die Sache sehr wünschte, trug di
selbe dem Manne, wie er ihm einst zufällig bege
nete, selbst an, und versprach ihm die besten B
dingungen. Wie derselbe aber bey der Weigerun
schlechtweg beharrte, sagte jener: „aber wie, wen
„ich ihm die Mühle nun wegnähme?“ — „Ja,“
war die kecke Antwort, „wenn kein Kammergerich
„in Berlin wäre; so könnten Ew. Majestät das woh
„thun.“ Der König freuete sich der Antwort un
der Mann blieb bey seinem Besitz.

So unläugbar groß auch die Vortheile eine
Selbstregierung sind, wenn sie mit Friedrichs un
nachlassender Thätigkeit und stets sorgsamer Aufmerk
samkeit geführt wird; so finden sich bey derselben
doch auch sehr erhebliche Bedenken, wie die Erfah
rung auch bey Friedrich es bewiesen hat. Zuerst ist,
wenn es mit derselben gut gehen soll, ganz unerläß
liche Bedingung, daß der Selbstherrscher mit einem
immer gleichen Eifer, einer nie nachlassenden Auf
merksamkeit sich den Geschäften der Regierung widme.
Fehlt es hieran auch nur zuweilen und nur auf kurze
Zeit, so sind die Nachtheile ganz überwiegend, ihre
Fol

folgen unübersehbar. Und wer kann dafür stehen, daß dieser so menschliche Fall nicht auch bey den besten und weisesten Regenten zuweilen eintreten werde? Wer darf dem Regenten etwas sagen, wenn körperliche Unpäßlichkeit, oder irgend ein anderer Grund ihn unthätig oder läßig machen, wenn Unlust und Ueberdruß an dem oft langweiligen, einförmigen Geschäftsgange ihn beschleichen? wenn angenehmere Unterhaltung ihn abzieht? Wer darf ihn an Gerechtigkeit erinnern, wenn er aus irgend einem Grunde für oder wider Jemand sich partheiisch beweist? Wer vermag jeden Einfluß zu bewachen, und zu wehren, daß die Ansichten und Entschlüsse des Monarchen, ohne daß er es selbst gewahr wird, nicht von Andern bestimmt werden? Auch der Weiseste, auch der über sich selbst Wachsamste wird betrogen. Auch bey Friedrich ist dieses zuweilen der Fall gewesen, so aufmerksam er sich dagegen auch gesichert zu haben glaubte. Seinen Kabinetsräthen war zwar vorgeschrieben, bey ihren Vorträgen sich durchaus jedes Urtheils, jeder Einmischung eigener Meinung zu enthalten. Aber einem gewandten, alle Verhältnisse, besonders aber den, dem er vorträgt, genau kennenden Manne, kann es nicht sehr schwer fallen, auch der Darstellung von bloßen Thatsachen eine solche Wendung zu geben, welche auf ein gewisses

ſes Urtheil, auf eine gewünſchte Entſcheidung noth
wendig führen müſſen. Man hat behauptet, daß
auch die Kabinetsräthe Friedrichs dieſe Künſte ver
ſtanden haben, und in deren Anwendung oft nicht un
glücklich geweſen ſind. Auch wenn dieſes nicht durch
beſtimmte Fälle belegt werden könnte, macht es ſchon
die Natur der Sache wahrſcheinlich, und man kann
es, ohne dieſe Männer herabſetzen zu wollen, als
wahr annehmen. Denn es iſt begreiflich, daß das
äußerſt beſchwerliche Geſchäft eines vortragenden Ka
binetsraths nur dadurch für ihn ſelbſt intereſſant wurde,
wenn er zuweilen Dinge nach ſeinen eignen Anſichten
und Wünſchen durchſezte. Ein ſolcher Mann hatte
durchaus keine eigene, ihm ſelbſt überlaſſene, auch
ihm in der öffentlichen Meinung beigemeſſene Thätig
keit; ſein Name wurde bey keiner Sache, auch wenn
ihm dieſelbe noch ſo viele Arbeit gekoſtet hatte, ge
nannt. Die Entſchädigung für dieſe ihm aufgelegte
Selbſtverläugnung, für die Verbindlichkeit, immer
nur als Maſchine gebraucht zu werden, beſtand allein
in dem Einfluß, welchen er auf die Thätigkeit des
Regenten hatte. Nur durch dieſen konnte er unbe
merkt die Entwürfe Anderer ſcheitern machen, und
die ſeinigen auch gegen den Willen Anderer zur Wirk
lichkeit bringen. Die Verſuchung zu Anwendung
eines ſolchen Einfluſſes iſt für einen Mann, der

immer

immer mitten in Geschäften lebt, und also nothwendig Antheil an denselben nimmt, zu reizend, um anzunehmen, daß er derselben nicht zuweilen untergelegen habe. Es dürfen hiebey nicht gerade Beweggründe gemeinen Eigennutzes oder der Eitelkeit wirksam seyn. Auch die edelsten und wohlthätigsten Gründe können dabey statt finden. Ob und wann aber der geheime Rathgeber eines Regenten sich solchen Gebrauch seines Einflusses wirklich erlaubt habe, dieses kann durchaus nicht kontrollirt werden. So wie der ohne Zeugen gegebne Rath keinen Ruhm erwerben kann, so ist er auch keinem Tadel ausgesezt. Die Genehmigung des Regenten deckt alle Verantwortlichkeit dessen, der ihm einen befolgten Rath ertheilt, oder auch nur eine Ansicht angegeben hat, deren Folge ein vom Regenten gefaßter Beschluß gewesen ist; wenn der Rathgeber, wie in solchem Fall wohl zu vermuthen ist, mit der gehörigen Schlauheit und Kunst zu handeln gelernt hat; so wird auch selbst der wachsamste Regent nicht bemerken, in welchen Fällen er minder nach eigener, als nach des Rathgebers Ansicht entschieden habe. Dies ist unstreitig einer der größten Nachtheile, die mit der Selbstregierung aus dem Kabinette verbunden sind, und den auch sogar die große eigene Einsicht und die Wachsamkeit Friedrichs nicht ganz abzuwenden vermogt haben. Wir

wagen dieſes zu ſagen, wenn gleich unter ſeiner Regierung Fälle dieſer Art nicht oft eingetreten ſeyn mögen, oder, wenn ſie eintraten, nicht bekannt geworden ſind; aber daß ſie zuweilen vorgekommen, davon halten wir uns überzeugt. Einzelne dieſes beweiſende Fälle der Vergangenheit deckt ein Schleier, den wir aufzuheben nicht im Stande ſind, und wären wir es, nicht den Willen haben würden. Doch bemerken wir, daß die Staats-Miniſter Friedrichs, überzeugt von dem großen Einfluß, den der Vortrag der Kabinetsräthe auf die Entſchließungen des Königs hatte, immer eifrigſt bemüht waren, mit dieſen Kabinetsräthen in dem beſten Vernehmen zu ſtehen, und das Gelingen ihrer Entwürfe dadurch vorzubereiten, daß der König ſchon von weitem her denſelben geneigt gemacht, Einwürfen begegnet und der Miniſter genau von dem Zeitpunkt unterrichtet wurde, wann die meiſte Hoffnung war, einen Entwurf durchzuſetzen, und wenn es alſo rathſam ſchien, denſelben vorzulegen. Unter den kleinen Mitteln, die zuweilen angewandt ſeyn ſollen, eine Sache zu befördern, wird unter andern auch folgendes angegeben. Wenn der Kabinetsrath Jemand, ſey es einen Staatsdiener oder einen Privatmann, in einer Sache begünſtigen wollte; ſo ließ er ſich von demſelben eine Vorſtellung geben, deren Faſſung er zuvor ſelbſt ſo

angegeben hatte, wie er wußte, daß sie gerade bey der jetzigen Stimmung des Königs am besten wirken werde. Dann hielt er dieselbe unter den zum Vortrage bestimmten Sachen immer bereit, legte sie aber so lange zurück, bis er die jedesmalige Laune und Ansicht des Monarchen durch vorgelegte ähnliche Sachen erforscht hatte; kam der günstige Augenblick, so wurde jene Vorstellung sofort vorgelegt und die gute Stimmung benuzt, um eine Entscheidung, wie man sie wünschte, zu bewirken. Ferner, bey etwas verwickelten Angelegenheiten schrieb der König seine Entscheidung, wie wir bereits bemerkten, gewöhnlich nicht eigenhändig an den Rand des Berichts der vortragenden obern Behörde, sondern trug einem Kabinetsrathe auf, diese Entscheidung in eine besondere Antwort nach des Königs diktirten Vorschrift zu fassen. Hiebey blieb nun dem Kabinetsrath immer einige Freiheit, durch etwas stärkere oder schwächere Ausdrücke Jemand mehr zu begünstigen oder zu beschränken, als es vielleicht des Königs Wille gewesen war. Freilich pflegte Lezterer, bey der Unterschrift der nach seinem Befehl ausgefertigten Entschließungen, immer mehrere derselben noch wieder zu lesen, und wenn darin sein Wille nicht vollständig ausgedrückt war, mußten sie umgeschrieben werden, oder der König gab auch wohl durch

eigenhändigen Zusatz der Entscheidung noch die fehlende Bestimmtheit [56]). Aber bey der großen Menge der täglich ertheilten Entscheidungen konnte dieses bey weitem nicht bey allen oder auch nur bey den meisten geschehen. Auch war es unmöglich, daß der König, so groß und treu auch immer sein Gedächtniß war, sich bey jeder einzelnen, oft verwickelten Sache, deren Verhältniß ganz genau erinnerte. Etwas mußte hiebey immer dem Zufall überlassen werden, und freilich blieb es immer ein Wagstück, auf diese Art Friedrich täuschen zu wollen. Indeß haben kundige Männer behauptet, daß dergleichen Täuschung statt gefunden, und Friedrich zwar nicht oft, aber doch zuweilen Bescheide unterschrieben habe, die seinem erklärten Willen nicht gemäß waren. Im Fall der Entdeckung wäre freilich strenge Ahndung zu fürchten gewesen. Aber wer kann zweifeln, daß derjenige, der im Kabinet dieses Monarchen lange Zeit gearbeitet hatte, wenn er einmal sich entschließen konnte, sein Talent und das ihm gewordene Vertrauen auf diese Art zu misbrauchen, auch Gelegenheit gehabt hatte zu lernen, es auf die sicherste Art zu thun, und daß er im Fall der Entdeckung Vorwände zur Ent-

56) Wir haben Kabinetsordres gesehen mit eigenhändigen Zusätzen des Königs, weit länger als jene, und durch welche deren Sinn wirklich abgeändert wurde.

Entschuldigung eines begangenen Versehens bereit gehalten haben werde, die der König wohl gelten lassen mußte. Daß dieser wenigstens die Möglichkeit, er könne in solcher Art getäuscht werden, geahndet habe, erhellet daraus, daß er schon zu Anfang seiner Regierung allen Landesbehörden ausdrücklich aufgab, daß, wenn sie je einen Kabinetsbefehl unter des Königs Unterschrift erhielten, der einem Landesgesetze widerspreche, sie denselben nicht befolgen, vielmehr ihn als nicht erlassen ansehn und sofort an den König einsenden sollten. Ob ein Fall dieser Art je wirklich vorgekommen und leztere gewiß weise Vorschrift befolgt sey, ist uns nicht bekannt.

Gewiß ist, daß die Kabinetsräthe, so sehr auch Friedrich ihrer Einwirkung auf ihn Schranken zu setzen suchte, doch immer eine sehr große gehabt haben. Ganz vorzüglich ist dieses der Fall bey dem der Zeit nach erstem Geheimen-Kabinetsrathe Eichel gewesen, und vielleicht hat nie einer der Staatsdiener des Königs so viel auf denselben gewirkt, als dieser Mann, der schon unter König Friedrich Wilhelm I eine geraume Zeit im Kabinet gedient hatte. Er war hiedurch ohne Zweifel im Stande, Friedrich bey Antritt seiner Regierung über den Zusammenhang vieler Dinge gute Auskunft zu geben, hatte

große Einsicht und Menschenkenntniß, war in Ge
schäften aller Art sehr gewandt und ausnehmend ar
beitsam, Eigenschaften, durch welche er die Gunst
des Königs im hohen Grade erworben, und auch bi
zu seinem Tode ungeschwächt erhalten hat 57). Nac
ihm

57) Eichel war aus dem Halberstädtischen gebürtig und Secretair bey der Kammer zu Halberstadt. Wie er in dieser untergeordneten Stelle dem König Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt geworden, daß dieser sich bewogen fand, ihn in sein Kabinet zu ziehen, ist uns unbekannt. Er hat Friedrich II lange Zeit gedient, und ist erst 1770 in seinem Posten gestorben. Seine Einwirkung auf den König war so groß, daß alle Staats-Minister sich sehr um seine Gunst bewarben, und man hat gesagt, der Großkanzler von Cocceji würde seine Justiz-Reform, der sehr Viele entgegen arbeiteten, ohne Eichels Mitwirkung nie zu Stande gebracht haben. Gerüchte von dem bösen Gebrauch, den dieser Mann von seinem Ansehn zuweilen gemacht haben soll, welche durch das hinterlassene sehr bedeutende Vermögen desselben einiges Gewicht erhalten, mögen wir nicht nachschreiben, da wir von ihrer Wahrheit keine Ueberzeugung haben, aber eine edle Gesinnung ist ihm von der allgemeinen Meinung nicht beigemessen, und folgender kleine Zug, der uns zuverläßig bekannt ist, beweiset, daß er in Absicht des Gelderwerbs nicht fein gedacht habe. Als er ins Kabinet berufen wurde, bewirkte er bey Friedrich Wilhelm I den Befehl, daß sein kleiner Gehalt von dreihundert Thalern, den er als Halberstädtischer Kammer-Secretair gehabt, ihm auch noch ferner, wie er im Kabinet diente,

ihm hat kein Kabinetsrath wieder ein gleiches Ansehn und gleiche Bedeutsamkeit erhalten. Aber dieses Ansehn ist immer groß, doch natürlich bey verschiedenen Männern auch sehr verschieden, auch bey demselben Mann nicht immer gleich gewesen. Nur ein Beispiel ist uns bekannt, daß ein Kabinetsrath (Galster war sein Name) wegen gemisbrauchten Vertrauens und begangener grober Täuschung sich die Ungnade des Königs zugezogen und mit Festungsstrafe belegt ist [58]).



diente, verbleiben solle, und er brachte es bey beiden Königen dahin, daß dieses auch in der Folge bis an seinen Tod, zum Nachtheil eines Unterbedienten, dem der kleine Gehalt gehörte, beibehalten wurde. — Zuverläßige Nachrichten sowohl von Eichel als allen denen, welche neben und nach ihm den wichtigen Posten eines Kabinetsraths bey Friedrich bekleidet haben, würden interessant seyn; aber in gedruckten Schriften findet man hierüber nichts, und unsere Bemühung, deshalb auf anderm Wege Belehrung zu erhalten, ist vergebens gewesen.

58) Die Umstände dieses Vorfalls sind nicht genauer öffentlich bekannt geworden. Es scheint, daß der Mann nicht durch rechtliche Untersuchung, sondern nur durch Machtspruch des Königs zu der Strafe, die er erlitten, verdammt wurde. Daß ihm aber keinesweges Unrecht geschehen sey, war nicht nur allgemeine Stimme

des

Doch die Möglichkeit, durch böſen Willen, Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit derer, welche die Sachen vortragen, getäuſcht zu werden, iſt nicht die einzige Gefahr, welcher ein ſelbſt regierender Regent auch bey dem beſten Willen und der größten Einſicht ausgeſezt iſt, und gegen welche Gefahr ſich Niemand ganz geſichert glauben wird, da es ſogar Friedrich nicht immer geweſen iſt. Noch andere Gefahren ſind mit dem Vorbehalt der alleinigen höchſten Entſcheidung aller Sachen verbunden und um ſo bedeutender, da ſie auf unwandelbare Natur der Dinge und Beſchränktheit menſchlicher Fähigkeit ſich gründen. Wer nur einigermaßen im Stande iſt, von der Unermeßlichkeit der Fälle ſich einen Begriff zu machen, welche in der Regierung eines großen Staats ents

des Publikums, ſondern iſt auch mehrere Jahre nachher dadurch beſtätiget, daß bey der Unterſuchung gegen den, wegen grober Betrügereien entſezten und beſtraften Staats- und Finanz-Miniſter von Görne die Entdeckung gemacht wurde, Galſter ſey durch eine bedeutende Geldſumme erkauft, dieſen ganz unfähigen Mann dem König zum Miniſter zu empfehlen und nachher mitzuwirken, daß deſſen Unbrauchbarkeit und Vergehungen lange Zeit verborgen geblieben. Es iſt dieſes wohl der merkwürdigſte Fall, wie auch Friedrich, bey aller ſeiner wachſamen Aufmerkſamkeit, hintergangen worden.

ntſchieden werden müſſen, wer die Mannichfaltigkeit und die Gründlichkeit der Einſichten, die beſtändig gleich große Aufmerkſamkeit auf unzähliges Große und Kleine, das immer in gleicher Lebendigkeit zu erhaltende Intereſſe an den Sachen, die nie nachlaſſende Thätigkeit, die Geiſtes- und Körperkraft, die ſtets rege Wachſamkeit, um jede üble Stimmung und Laune, jede Ermüdung, jede Partheilichkeit für oder wider Perſonen und Sachen abzuhalten; — wer alle dieſe unumgänglich nöthigen Eigenſchaften erwägt; — wahrlich er wird zurück beben vor dem Gedanken, daß je ein einzelner Menſch, wäre er auch der edelſte, der weiſeſte und kräftigſte, ſich einem Berufe unterziehen könne, der ſo unendlich vielen Anläſſen zu Irrthümern und Fehlern ihn ausſetzen muß. Friedrich Wilhelm I und Friedrich II verließen ſich ohne Zweifel darauf, daß ſie die Regierung ihrer Lande doch eigentlich den beſtellten Landes-Collegien und Miniſterien übertragen, und für ſich ſelbſt nur die oberſte Aufſicht über die Gerechtigkeit und Wachſamkeit dieſer Behörden, und in den wichtigſten und ſchwierigſten Fällen die lezte Entſcheidung unter der Bedingung vorbehalten hatten, daß alle Gründe für und wider dieſelben ihnen mit größter Deutlichkeit und Beſtimmtheit vorgelegt würden, unter denen das Rechte zu

treffen, dem gesunden Menschenverstande und
reinen festen Willen, bey gehöriger Aufmerks
keit, nicht unmöglich fallen werde. Sie hat
diese lezte Entscheidung einsamer Ueberlegung v
behalten, um durch keine Uebereilung, keinen fre
den Einfluß oder Leidenschaft irre geleitet zu w
den. Aber welche Täuschungen blieben nicht h
noch möglich? Wie kann irgend ein Mensch
Kenntnisse von so unendlich verschiedener Art besize
welche zu einer richtigen Beurtheilung der versch
denartigsten Angelegenheiten einiger Millionen Me
schen nothwendig sind?. Wo soll besonders der zu
Regieren Geborne diese Kenntnisse hernehmen, e
der von den wirklichen Verhältnissen, Bedürfni
sen und Gefühlen der Menschen im Privat-Stand
durchaus keine anschaulichen Begriffe hat, der au
eigner Erfahrung nie wissen kann, wie es dem Men
schen im Pallast, im Bürgerhause, in der Bauern
hütte eigentlich ums Herz ist? Wie soll er alle di
unendlich verschiedenen Ansichten gewinnen, aus de
nen jede praktische Sache betrachtet werden kann?
Wie es einrichten, bey jeder Ansicht lange genug
aber auch nicht zu lange zu weilen, endlich die wahre
auszufinden und in ihr zu beharren? Wie soll er
endlich den Hindernissen wehren, die aus seinem
Innern entstehen? Der wechselnden Stimmung sei-

nes

s Gemüths, der Neigung oder Abneigung für und gen Personen und Sachen? Wer soll die ununterochene Aufmerksamkeit in ihm wecken, wenn seine ge Lust an der Arbeit aufhört? Wie soll er dem kel und Ueberdruß widerstehen, der aus der ewin Wiederkehr derselben Sachen, derselben Formen thwendig hervorgehen muß?

Ein sehr wichtiger Nachtheil der Regierung aus em Kabinet durch schriftliche Verhandlungen des egenten mit den einzelnen Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige, ohne daß die andern dabey ugezogen, und mit ihrer Meinung gehört werden, st auch der, daß die Uebersicht des Ganzen gehinert, die Verbindung der verschiedenen Maaßregeln er Regierung und die Uebereinstimmung aller mit inander erschwert wird. Keine allgemeine Verordnung, auch wenn sie zunächst nur ein Fach der Verwaltung angeht, kann ohne Folgen auf viele ndere Fächer seyn. Sehr begreiflich ist indeß, daß ein Staatsdiener, der nur mit einem Fach eschäftigt ist, diese vielseitigen Folgen einer von hm vorgeschlagenen Maaßregel oft selbst nicht kennt, enigstens nicht hinlänglich im ganzen Umfange würiget. Er trägt also dem Regenten nur die Vortheile or, welche die Maaßregel für sein Fach haben wird,

ohne

ohne bemerklich zu machen, daß dieſe Vorth
vielleicht durch Nachtheile in andern Fächern übern
gen werden, oder mit deren Einrichtungen nicht v
einbar ſind. Solche einſeitige und mangelhafte D
ſtellung wird oft eintreten, auch wenn ein Staat
diener nicht gerade die Abſicht hat, den eignen W
kungskreis über ſeine angewieſenen Gränzen zu
weitern, oder den Wirkungskreis Anderer zu
ſchränken. Und doch muß auch lezterer Fall zuw
len bey thätigen und das Fach der Verwaltung, de
ſie vorgeſezt ſind, liebenden Geſchäftsmännern, od
auf ihre Collegen eiferſüchtigen Miniſtern angenom
men werden. Die Nachtheile, die hieraus entſteh
müſſen, ſind einleuchtend. Der Regent, durch ei
ſeitige Darſtellung verleitet und an die mannichfach
Folgen einer vorgeſchlagenen Maaßregel nicht b
Zeiten erinnert, giebt vielleicht ſeine Einwilligun
und es wird nachher ſchwer, durch neue Verfügu
gen dem Uebel vorzubeugen, das vielleicht gar nicht en
ſtanden wäre, hätte die Sache vom Anfang an
einem gemeinſamen Rathe von Staatsdienern na
allen Rückſichten erwogen werden können. Dieſ
Nachtheil iſt auch unter Friedrich ſichtbar gewo
den. Es gelang zuweilen einem Departements-Che
durch ſeinen alleinigen Vortrag bey dem Könige ei
viel umfaſſende Verordnung zu bewirken, von de
di

übrigen Minister nicht eher Kenntniß erhielten, sie öffentlich bekannt gemacht wurde. Fand sich eine solche Verordnung mit andern bereits ergenen im Widerspruch, oder ergaben sich in der klichen Ausführung Schwierigkeiten und nachtheie Folgen, so entstand ein Kampf zwischen den schiedenen Departements-Chefs, der ohne aberligen Zutritt des Königs nicht beigelegt werden nnte, welcher indeß gewöhnlich für die von ihm erst genehmigte Maaßregel etwas partheiisch war, nd den später angeführten Gegengründen selten die öllig gleiche Aufmerksamkeit bewilligte. Wir bemerken jedoch, daß der König diesem Nachtheil oft durch zuvorkam, daß, wenn eine neue Einrichtung von einem Departements-Chef ihm vorgeschlagen wurde, er zuvörderst auch die Meinung der Chefs anderer Departements, auf welche die Sache einwirken konnte, hörte, und wenn sich dann Verschiedenheit der Meinungen oder streitiges Interesse fand, nicht eher als nach reifer Erwägung alles dessen, worauf es ankam, einen entscheidenden Entschluß faßte. Begreiflich ist jedoch, daß auch bey solchen schriftlichen Verhandlungen mit mehrern Einsichten es immer schwieriger blieb, die Punkte auszumitteln, durch welche verschiedene Ansichten mit einander in Uebereinstimmung gebracht werden konnten,

ten, als dieſes im vereinten Rath mehrerer Staatsdiener, wo Gründe und Gegengründe gegen einander vorgebracht und abgewogen werden, gleich vom Anfang möglich geweſen ſeyn würde.

Alle dieſe Nachtheile ſind bey Friedrich ſelten ſichtbar geworden, als es bey einem andern Regenten, der nach ſeiner Weiſe zu regieren hätte verſuchen wollen, wahrſcheinlich geſchehen ſeyn würde oder bey einigen, die ihm nachgeahmt, wirklich geſchehen iſt. Aber ganz ausgeblieben ſind ſolche Nachtheile auch bey ihm nicht. Auch von Friedrich ſind Entſcheidungen ausgegangen, die auf mangelhafter Kenntniß und einſeitiger Darſtellung der Sachen, auf einmal gefaßten oder, ohne daß er es ſelbſt gemerkt, ihm beigebrachten irrigen Anſichten, Launen des Augenblicks, Neigung oder Abneigung für oder gegen gewiſſe Perſonen beruhten, und waren dieſe Entſcheidungen einmal ausgeſprochen, ſo mußten ſie befolgt werden, weil der König, ſo aufmerkſam er jedes Bedenken und jeden Einwurf anhörte, ehe ein feſter Entſchluß genommen war, doch nachher, und beſonders wenn einmal die Verfügung erlaſſen war, Widerſpruch der Behörden dagegen nicht leicht mehr zuließ. Er wies denſelben wenigſtens in dem Falle gewiß ab, wenn er nur einigen

dum-

keln Verdacht hatte, daß aus nicht ganz lautern
sichten widersprochen werde, und forderte alsdann
den Gehorsam. Eine Eigenheit an ihm war
h, daß, wenn er hinterher selbst inne wurde, er
e eine Sache nicht richtig angesehen und deshalb
t das Angemessene verfügt, er dieses gewöhn-
nicht eingestand, sondern dennoch auf unverrück-
Befolgung des Befohlnen beharrte und den dar-
s entstehenden Nachtheilen durch später gegebne
erfügungen vorzubeugen suchte, deren wahre Ver-
lassung er dann wol zu verbergen pflegte. Denn
onsequenz der Regierung in allen ihren Verfügun-
n, und Behauptung ihres Ansehens hielt der Kö-
g für etwas sehr Wichtiges. Ein Misgriff in ei-
r einzelnen Sache und dessen Folgen schien ihm
niger nachtheilig, als wenn die Unterthanen das
ertrauen zu der Regierung verlören, und dieses
he er als unvermeidlich an, wenn leztere durch
tere Abänderungen in ihren eignen Grundsäzen
ht Festigkeit beweise und sich mit sich selbst im Wi-
rspruch zeige. In der leztern Zeit seiner Regie-
ng nahm diese Beharrlichkeit auf einmal gefaßten
ntschlüssen zu, und der König achtete weniger auf
e Vorstellungen seiner Minister und Staatsdiener,
ls es in früherer Zeit der Fall gewesen war. Die-
s war natürliche Folge davon, daß Friedrich die

Räthe

Räthe seiner spätern Zeit alle hatte aufwachsen l
hen, diese also bey ihm nicht dasjenige Ansel
hatten erwerben können, das er denjenigen bewilligt
die er beim Antritt seiner Regierung gefunden u
von denen er selbst noch gelernt hatte. Er fühlte si
in den leztern Jahren an Erfahrung und Ueberse
des Ganzen seinen meisten Staatsdienern überl
gen; er war dieses auch wirklich und hatte mit Re
zu seiner eignen Einsicht großes Vertrauen. Do
wurde der Nachtheil, den Uebertreibung hievon hät
haben können, wiederum dadurch sehr gemildert
daß Friedrich bis in seine spätesten Zeiten nie eine
entscheidenden Entschluß faßte, bis er über den Ge
genstand, auf den es ankam, bey Mehrern, di
desselben vollkommen kundig waren, sich hinlänglich
unterrichtet hatte.

Was aber den nachtheiligen Folgen der sic
vorbehaltenen Selbstregierung am meisten Gränze
sezte, war der wichtige Umstand, daß die meiste
Geschäfte wirklich von den dazu bestellten Behörde
abgemacht und nicht bis zur Kenntniß und Entschei
dung des Königs gebracht wurden. Dies war be
aller Freiheit, die dem Zutritt zum Monarchen ge
lassen war, eine natürliche Folge, theils der Meng
der abzumachenden Sachen, theils auch des Ver
trauen

rauens und der Gewohnheit, mit welcher die Unterthanen den Verfügungen ihrer Obrigkeit sich fügen. Dieses wurde dadurch befördert, weil Friedrich die Beschwerdeführer sehr oft an die Behörden zurückwies, oder wenn er auch in die Sache hineinging, die Entscheidung der leztern völlig bestätigte und dadurch das Ansehn der Obrigkeit bey dem Volke ungeschwächt erhielt. Man hat dieses oft nicht erkannt, und nach einigen einzelnen immer seltenen Fällen sich die Selbstregierung des Königs als willkührlich, und den Gang der angestellten Behörden ohne Noth hemmend und einschränkend gedacht. Dies war durchaus nicht der Fall. Friedrich wußte sehr gut, wie viel darauf ankomme, daß das Ansehn der Obrigkeit, bis auf die unterste Abstufung derselben herab, bey den Unterthanen aufrecht erhalten werde. Hiezu hat er immer auf alle Weise beigetragen. Viele an den König gebrachte Vorstellungen wurden von ihm, ohne daß er sich bey denselben aufhielt, blos der Behörde zugesandt, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. Oft geschah diese Zusendung von der obersten bis zur untersten Behörde, ohne daß irgend etwas dabey verfügt wäre. Z. B., ein Bauer gab eine Beschwerde in einer Rechtssache bey dem Könige ein; dieser ließ blos darauf schreiben: an den Justiz-Minister N. N., zu

deſſen Abtheilung die Sache gehörte. Der Juſtiz-Miniſter ließ die Vorſtellung in eben der Art an die Regierung der Provinz, und dieſe eben ſo an den Beamten gelangen, unter welchem der Bauer ſtand, und dieſer Beamte entſchied nun nach ſeiner alleinigen Einſicht, ohne hiebey durch irgend einen Höhern geleitet oder beſchränkt zu ſeyn, wie er gethan haben würde, wenn die Klage bey ihm unmittelbar angebracht wäre. Aber der klagende Bauer glaubte nun, weil ſeine Vorſtellung im Kabinet geweſen, ſey über deren Inhalt nach Vorſchrift des Königs entſchieden, und dieſer Glaube bewirkte, daß er ſich gern beruhigte. Die Unterthanen lernten auch endlich durch Erfahrung, daß ſie durch die Behelligung des Königs in ſehr vielen Fällen durchaus nichts bewirkten, vielmehr die Entſcheidung ihrer Sache in weit kürzerer Zeit erfolgte, wenn ſie dieſelbe ſogleich bey ihren nächſten Behörden nachſuchten. Nur in ſeltenen Fällen, wenn nach der Darſtellung des Beſchwerdeführers wirklich etwas Verkehrtes und Ungerechtes verfügt ſchien, ging der König tiefer in die Sache ein und ließ ſie in allen Beziehungen, oft durch ganz ungewöhnliche und alſo den Partheien ganz fremde Commiſſarien, unterſuchen. Wurde auf dieſe Art wirklich einmal etwas Unrechtes entdeckt und einer Klage im Sinn des Beſchwerdeführers abgeholfen, ſo machte ein ſolcher Fall auf lange Zeit und

weit

eit umher ſtarken Eindruck. Alle die, denen Gewalt wertraut war, wurden in deren Gebrauch noch beſamer, die Unterthanen aber in dem Vertrauen zu em gerechten Landesvater geſtärkt, zu dem auch ihm der Zutritt zu jeder Zeit frey war. So beſtand as Selbſtregieren Friedrichs keinesweges darin, daß r ſich um alle einzelnen Sachen wirklich bekümmert nd in den einmal vorgeſchriebenen Gang der Geſchäfte ſt eingegriffen hätte; ſondern Friedrich bewies ſich adurch als Selbſtregent, daß alles und jedes zu ſeiner Kenntniß gebracht werden konnte und durchaus Niemand wußte, in welchem einzelnen Falle er in eine Sache wirklich hineingehn und genau unterſuchen werde, ob in derſelben von den Behörden alles geſchehen ſey, was ihre Pflicht erfordere. Dieſe Ungewißheit erhielt Alle, vom oberſten bis unterſten Staatsdiener, in ſtets wachſamer Aufmerkſamkeit. Hieraus wird man erkennen, daß nur ſo außerordentliche Einſicht, unnachlaſſende Thätigkeit und Ordnungsliebe, als Friedrich beſaß, das Selbſtregieren bey ihm weniger nachtheilig machte, als es ohne dieſe Tugenden geweſen ſeyn würde.

Alle dieſe Betrachtungen über die gegen einander ſtehenden Vortheile und Nachtheile des Selbſtregierens müſſen zu der Ueberzeugung führen: „daß „die mit den mindeſten Unbequemlichkeiten und Nach-

und Verfassung bewiesen, dieselbe oft mit Weisheit, Nachdruck und eigener Aufopferung vertheidigt [1]). Aber bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gehörte Brandenburg nicht unter die mächtigsten deutschen Staaten. Oesterreich, Sachsen, Pfalz, Bayern gingen ihm an Umfang ihrer Lande und an Kräften vor [2]). Der dreißigjährige Krieg, der Brandenburg unter dem schwächsten Regenten, den es je gehabt, (dem Churfürsten Georg Wilhelm) traf und es

1) Daß und wie dieses fast von allen brandenburgischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern geschehen sey, ist in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift des leider! ohnlängst zu früh verstorbenen L. von Woltmann mit einer durch die Geschichte gerechtfertigten Begeisterung wahr und einleuchtend gezeigt: „Das Brandenburgische Haus. Historische Feier des „18ten Jänners 1801. Berlin 1801."

2) Es ist schwer, bey dem Mangel an Nachrichten das Verhältniß der statistischen Bedeutsamkeit unter den verschiedenen Staaten in verschiedenen Perioden mit einiger Genauigkeit anzugeben. Doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß bis zu dem dreißigjährigen Kriege die deutschen Staaten in der angegebenen Ordnung gefolgt sind, und Brandenburg bis dahin nur der fünfte Platz gebührte. Zwar hatte es 1618 das Herzogthum Preußen erworben, aber dies weitläuftige Land war menschenarm. Wahrscheinlich ist bis zu Churfürst Friedrich Wilhelms Tode (1688), ohngeachtet der wichtigen Erwerbungen durch den westphälischen Frieden, die Volksmenge aller brandenburgischen Lande nicht bis zu zwey Millionen gestiegen.

es grauſam zerrüttete, brachte es zur größten Unbedeutendheit herunter, und es gehörte ein ſo wahrhaft großer Mann dazu, wie Churfürſt Friedrich Wilhelm [3]) war, um dem tiefgeſunkenen Staat wieder aufzuhelfen, ihn durch die wichtigſten Erwerbungen zu vergrößern und durch eine ſtandhaft fortgeſezte Weisheit Brandenburg zu einem Wohlſtand zu erheben, den es nie vorher gekannt hatte. Unter dieſem Regenten wurde es nach Oeſterreich der mächtigſte deutſche Staat und erwarb die Aufmerkſamkeit der bedeutendſten Monarchen von Europa, gegen



3) Die Erhaltung des Andenkens der im Kriege und Frieden gleich denkwürdigen Regierung des großen Churfürſten war bisher faſt allein der Tradition überlaſſen. Denn Puffendorffs großes lateiniſches Werk, ſo zuverläßig und ſchäzbar es auch dem gelehrten Geſchichtforſcher iſt, da es faſt ganz auf archivaliſchen Nachrichten beruht, war doch dem großen Publikum unzugänglich. Auch Friedrichs II meiſterhafte und mit Begeiſterung geſchriebene Geſchichte des großen Ahnherrn (in den Mémoires de la maison de Brandebourg) wurde nicht ſo, wie ſie verdient hätte, geleſen, weil ſie in fremder Sprache geſchrieben und eigentlich nur für Staatsmänner beſtimmt war. Ganz neuerlich haben wir die erſte lesbare Geſchichte des großen Mannes, für das ganze gebildete Publikum beſtimmt, in unſrer Sprache erhalten: „Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürſten von Brandenburg, von Horn. Berlin 1814.“

Die Königswürde und Unabhängigkeit gründete sich nur auf den kleinsten Theil der Lande, deren Herrschaft Friedrich angetreten hatte. Alle übrige Lande, mit Ausnahme des Fürstenthums Neufchatel, das der Schweiz angehörte, waren Bestandtheile des deutschen Reichs. Der Churfürst von Brandenburg stand in der ersten Klasse der Stände dieses Reichs, hatte bey der Kaiserwahl eine Stimme und wirkte mit zu den Beschränkungen der Macht und der Rechte des Oberhaupts, Beschränkungen, die bey jeder neuen Wahl eines solchen vermehrt wurden. Von den übrigen deutschen Provinzen führte er die Titel: Herzog — Fürst — Graf. In jedem dieser Lande war eine besondere Verfassung, welche die Rechte des Regenten bestimmte und einschränkte, und wegen deren Beobachtung dieser dem Kaiser und Reich untergeordnet und verantwortlich war. Nur in dem Churstaate durften die Rechtssachen der Unterthanen nicht an die höchsten Reichsgerichte gebracht werden, sondern wurden durch das oberste Gericht des Landesherrn entschieden. In den übrigen Provinzen aber fand die Befreiung von dieser Gerichtsbarkeit nur mit Beschränkungen statt s). Erst

Frie-

s) Für Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Cleve, Mark, Ravensberg hatte bereits der König Friedrich I Privilegia de non appellando limitata erhalten.

Friedrich II erhielt eine unbeschränkte Appellationsfreiheit für alle seine deutschen Lande.

Diese wesentliche Verschiedenheit der Rechte, unter welchen die preußisch-brandenburgischen Lande regiert werden mußten, machte die Lage des Regenten verwickelt und schwierig. Nach der allgemeinen Natur des Menschen ist jede Einschränkung ein Reiz, von derselben sich zu befreyen. Dies war für den Churfürst von Brandenburg um so mehr der Fall, da er zugleich eine unabhängige Krone trug. Sehr natürlich wollte er in allen seinen Landen nach gleichen Grundsätzen regieren. Jede Hemmung, welche die verschiedene Verfassung einiger Lande in den Weg legte, war unangenehm. Das Ansehn, welches dieser Regent im allgemeinen Staats-System von Europa zu behaupten wünschte, war dem Gefühl seiner gesammten Kräfte angemessen, mit welchem er diesem Ansehn Gewicht zu geben vermogte, ohne hiebey an die Beschränkungen zu denken, unter denen er zu Anwendung eines Theils dieser Kräfte nur berechtigt war. Auch von andern Mächten wurde dieser Umstand nicht beachtet, wenn sie die Wichtigkeit des Beistandes berechneten, den dieser Regent seinen Bundesgenossen leisten konnte. Der große Churfürst hatte durch seine persönlichen Eigenschaften und seine

kräf-

recht überzeugen. Bey allem dem machte seine große Fürsorge für die Erhaltung seiner schönen Soldaten ihn doch äußerst behutsam, sich nicht in streitige Händel mit andern Staaten zu verwickeln, und wenn dieses wegen gewaltsamer Werbung oder anderer Dinge geschehen war, wandte er Alles, auch oft vieles Geld, an, um das Geschehene wieder gut zu machen. Solche bewiesene Schwäche mußte natürlich die Achtung anderer Staaten gegen ihn mindern. Friedrich Wilhelm I, obgleich im Besitz des geübtesten Heeres und eines wohlgefüllten Schatzes, mußte doch in seinen lezten Jahren erleben, daß auf seine Vorstellungen überall wenig gehört wurde; auch kleine Staaten begegneten ihm mit geringer Achtung, und der kaiserliche Hof beinahe mit Geringschätzung *). So vereinigten sich Oesterreich und Rußland über die Wiederbesetzung des polnischen Throns, als dieser durch

*) Friedrich II hat diese politische Lage seines Vaters im Anfange der Histoire de mon tems geschildert, so daß man erkennt, wie sehr er das Herabsetzende derselben gefühlt habe. Interessante Nachrichten über das Benehmen Königs Friedrich Wilhelm I findet man auch in dem Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, 1792, (gewesenen Gesandten bey König Friedrich Wilhelm I.) — S. über dieses unterrichtende Buch die Beil. P. 7. —

urch den Tod Königs August II erledigt wurde, ohne 1733
riedrich Wilhelm, den diese Sache doch nahe anug, nur einige Kenntniß von ihren Absichten zu geben. Dieser König, obgleich er solches schmerzlich empfand, ließ sich dennoch bewegen, an dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Kriege für August III 7), Churfürsten von Sachsen, Theil zu nehmen, verhehlte aber nicht, daß er dessen Nebenbuhler Stanislaus Leszinsky 8), lieber den Besitz

7) Friedrich August III war geboren 1696. Um sich zum polnischen Thron fähig zu machen, ging er auf einer Reise in Italien 1712 zur katholischen Religion über. Durch den Wiener Frieden 1738 erhielt er wirklich die polnische Krone. Er war ein gutmüthiger, aber ungemein schwacher König, der seinem Minister, Grafen Brühl, Alles überließ. Durch Fehler seiner auswärtigen Politik, durch weit getriebene Verschwendung und schlechte Einrichtungen brachte dieser Minister über beide Lande, Sachsen und Polen, viel Unglück. August III starb 1763, und Graf Brühl bald nach ihm noch im selbigen Jahre.

8) Stanislaus Leszinsky, ein polnischer Edelmann, geboren 1677. Im J. 1704 wurde durch König Karls XII Gewalt, nach August II Entsetzung, seine Wahl zum König von Polen bewirkt und allgemein anerkannt, jedoch schon 1709 wurde er wieder verdrängt. Er hielt sich dann in Zweybrücken und im Elsaß als Privatmann auf, und vermählte 1726 seine Tochter an Ludwig XV. Nach August II Tode 1733 wurde er von einer

ſitz des polniſchen Throns gegönnt hätte, deſſen Wa
auch der Staatsklugheit offenbar angemeſſener g
weſen wäre. Am empfindlichſten aber wurde Fri
drich Wilhelm vom kaiſerlichen Hofe in Rückſic
ſeiner Anſprüche auf die Jülich-Bergiſche Erbfolg
beleidigt. Dieſe Anſprüche im Fall des damals na
erwarteten Abſterbens des Churfürſten Karl Ph
lipp von der Pfalz waren höchſt gerecht 9). Kaiſe
Karl VI erkannte ſie dafür und hatte dem preuſſ
ſchen Könige ſeine Unterſtützung bei denſelben au
das bündigſte verſprochen, aber dennoch erfuhr lezte
rer, daß der Wiener Hof in geheimen Unterhand
lungen mit dem franzöſiſchen ſich verbindlich gemacht
habe,

---

einer Parthey in Polen wieder zum König gewählt,
kam aber, da er von Frankreich nur ſchwach unterſtüzt
wurde, nicht zum Beſitz, erhielt durch den Wiener Frie
den 1738 die Herzogthümer Lothringen und Bar mit
Bedingung, daß dieſe Lande nach ſeinem Tode an
Frankreich fallen ſollten. Er war ein Herr von guten
Einſichten, der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr liebte,
und bemühte ſich eifrig, ſeine Unterthanen glücklich zu
machen. König Friedrich Wilhelm I ſchäzte ihn ſehr
hoch, und Friedrich II ſchloß mit ihm noch als Kron
prinz eine ſehr enge Freundſchaft, die auf Uebereins
ſtimmung der Geſinnungen beruhte, und bis an Sta
nislaus Tod währte, der 1766 im hohen Alter er
folgte.

9) Das Verhältniß derſelben iſt B. I. S. 67 angegeben.

habe, die reiche Erbschaft dem Hause Pfalz-Sulzbach zuzuwenden.

In dieser Lage der Dinge kam Friedrich II auf den Thron. Er fühlte lebhaft, daß es seine Hauptsorge seyn müsse, das unter dem Vater so tief herabgesunkene Ansehn des Staats herzustellen, und Europa zu beweisen, die vom Großvater erworbene Königswürde werde unter ihm kein leerer Titel seyn, sondern Preußens Platz unter den unabhängigen Mächten mit Würde und Nachdruck behauptet werden. Schon die ersten Schritte seiner Regierung bewiesen, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftige. Sie mußten sogar die Besorgniß erregen, daß Friedrich, wenn seine Rechte irgendwo in Deutschland verlezt würden, sich nicht in den Schranken eines Reichsstandes halten, und sich nicht begnügen werde, im verfassungsmäßigen Wege Genugthuung zu suchen, da er die mangelhafte Beschaffenheit dieses Weges durch die Erfahrungen, die sein Vater gemacht, kennen gelernt hatte. Schon im ersten Monat seiner Regierung erhielt Friedrich einen Anlaß, kund zu thun, welch Benehmen in Reichssachen von ihm zu erwarten sey. Die Grafschaft Hanau war dem Landgrafen von Hessencassel angefallen, aber der Churfürst von Mainz machte an einen Ort derselben, 1740 Jun.

ben, Rumpenheim, Anſpruch, und drohete dieſen mit Gewalt durchzuſetzen. Der Landgraf ſuchte hingegen bey dem Könige Schutz, und dieſer, obgleich die Sache ihn nicht anging, und er nicht befugt war, über das Recht der ſtreitenden Theile zu entſcheiden, erließ ein nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an den Churfürſt mit hinzugefügter Drohung, er werde die Vergewaltigung eines mit ihm durch Erbverbrüderung eng verbundenen Fürſten nicht zugeben, ſondern zu deren Abwehr Hülfe leiſten. Dieſes hatte die Folge, daß der Churfürſt von der gedroheten Gewaltthat abließ und die Irrung in Güte verglichen wurde. Wir müſſen jedoch hiebey bemerken, daß dieſer erſte Fall auch der einzige während der ganzen Regierung Friedrichs geweſen ſey, wo dieſer König ſich in deutſche Rechtsangelegenheiten gemiſcht hat, die ihn ſelbſt nicht angingen, oder an deren Schlichtung Antheil zu nehmen er nicht durch die Verfaſſung berufen war.

Ein zweiter bald hierauf folgender Vorfall betraf den König ſelbſt. Durch die oraniſche Erbſchaft war dem preußiſchen Hauſe eine Herrſchaft Herſtall, an der Maas, ohnweit Lüttich, zugefallen, über welche der Biſchof von Lüttich Lehnsherrlichkeit hatte, die jedoch von Brabant ſtreitig gemacht wurde.

de. Jener Bischof nahm auch einige Rechte der Landeshoheit in Anspruch. In dem Streite, welcher hieraus zwischen König Friedrich Wilhelm I kurz vor dessen Tode und dem lüttichschen Bischof entstanden war, wurde lezterer beschuldigt, auf die an ihn erlassenen Schreiben des Königs nicht geantwortet, und dessen an ihn abgeordneten Gesandten nicht die gebührende Achtung bewiesen zu haben. Der von einigen in Herstall angekommenen preußischen Werbern gegen lüttichsche Unterthanen ausgeübte Unfug machte die Verbitterung noch größer, und der Bischof wünschte sehr von der lästigen Nachbarschaft in irgend einer Art frey zu werden. Bey der preußischen Regierungs-Veränderung weigerten die Unterthanen von Herstall die Huldigung, und der Bischof wurde des Mitwissens und heimlicher Theilnahme beschuldigt. Friedrich forderte schleunige Genugthuung, 1740 Sept. und da diese nicht erfolgte, sandte er einige Truppen ins Lüttichsche, die zwar strenge Mannszucht beobachteten, aber Verpflegung und Kriegssteuer forderten. Dieses eigenmächtige Verfahren war allerdings der Reichsverfassung nicht gemäß und machte großes Aufsehn. Der Bischof klagte über Landfriedensbruch, und Kaiser Karl VI brachte die Sache an den Reichstag. Dies war die lezte Handlung seiner kaiserlichen Regierung. Der König wartete den Erfolg der

Reichsberathungen nicht ab, ſondern beendigte den Streit dadurch, daß er die wegen Entlegenheit von ſeinen andern Landen ihm wenig wichtige Herrſchaft Herſtall dem Hochſtift Lüttich käuflich überließ.

Doch bald zeigte ſich eine größere Gelegenheit für Friedrich II, die Grundſätze zu beweiſen, welche er gegen andere Staaten in Abſicht ſeiner behaupteten Rechte zu befolgen entſchloſſen ſey. Das Haus Brandenburg hatte ſeit langer Zeit Anſprüche an einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, die ihm vom Hauſe Oeſterreich gewaltſam vorenthalten wurden. Die Art, wie der Wiener Hof ſich hiebey, beſonders gegen den großen Churfürſten und deſſen Sohn König Friedrich I benommen hatte, gerade zu der Zeit, da dieſe beiden Fürſten ihm die nüzlichſten Dienſte erwieſen, mußte nothwendig eine langdauernde Erbitterung hervorbringen. Friedrich I und Friedrich Wilhelm I hatten dieſelbe unterdrückt, aber von einem jungen lebhaften, die Ehre liebenden Fürſten konnte ein ſolches gegen ſeine Vorfahren verübtes Unrecht nicht leicht vergeſſen werden. Das Verhältniß dieſer Sache iſt folgendes [10]).

1)

10) Wir ſtellen daſſelbe mit Wahrheit und Unpartheilichkeit dar, obgleich wir wiſſen, daß jezt Manche es mißbilligen,

1) Das schlesische Fürstenthum Jägerndorf nebst andern Herrschaften war als böhmisches Lehn von einer Nebenlinie des Hauses Brandenburg besessen, und nach deren Abgang, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, an den Churfürst Joachim Friedrich vererbt worden. Dieser hinterließ Jägerndorf seinem zweiten Sohne Johann Georg mit dem ausdrücklichen Beding, daß, bey Abgang dessen Mannsstamms, dieses Fürstenthum



ligen, wenn an altes Unrecht erinnert wird, weil sie ängstlich besorgt sind, es möchte dadurch das zu unserer Zeit glücklich bestehende bessere Verständniß gestört werden. Wir theilen diese Besorgniß nicht, so sehr wir den Beweggrund derselben ehren; wir halten vielmehr dafür, der Geschichtsschreiber handle wider seine Würde und Pflicht, wenn er, statt seine alleinige Bestimmung zu erfüllen, „das Geschehene durchaus wahr „zu berichten," sich zum Werkzeug der veränderlichen Politik des immer schnell vorübereilenden Augenblicks erniedrigt, und durch Verschweigung und Entstellung von Thatsachen alle Wirkung, welche die Geschichte thun soll, und alles Lehrreiche, was sie haben kann, vernichtet. Wir sind überzeugt, daß erleuchtere Staatsmänner in Wien, so wie in Berlin, die Sache eben so betrachten, und zu viele Einsicht haben, um zu fürchten, ein auf Gerechtigkeit und wahre Staatsklugheit gegründetes politisches System könne erschüttert werden, wenn treu erzählt wird, daß in frühern Zeiten nach andern Grundsätzen gehandelt und dadurch Elend und Verderben über die Völker gebracht sey.

wieder an die Churlinie zurückfallen solle. Markgraf Johann Georg erklärte sich während der böhmischen Unruhen für den Churfürsten Friedrich V von der Pfalz, und wurde deshalb, da dieser unterlag, von dem siegenden Könige von Böhmen, Kaiser Ferdinand II, in die Acht erklärt, auch für sich und seine Nachkommen des Lehns Jägerndorf beraubt. Dessen noch minderjähriger Sohn, Markgraf Ernst, konnte zum Wiederbesitz nicht gelangen, und nach dessen Tode wurde derselbe sogar dem Churfürst Friedrich Wilhelm beharrlich verweigert, so unstreitig auch sein Recht an dieses altväterliche Stammgut, und so unschuldig er an dem von seinem Lehnsvorfahr begangenen Fehler war. Alle Verdienste, welche der große Churfürst mit den größten Aufopferungen um den Wiener Hof erwarb, konnten nicht bewirken, daß derselbe ihm in dieser Sache hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2) Das altschlesische Fürstenhaus der Herzoge von Liegnitz, welches die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nebst einigen andern Herrschaften als Lehne der Krone Böhmen besaß, hatte mit dem
1537 Churhause Brandenburg eine Erbverbrüderung geschlossen, nach welcher jene Lande, im Fall des Erlöschens des liegnitzischen Mannsstammes, dem Churhause

hause (so wie umgekehrt einiges auch von Böhmen zu Lehn gehende Besitzungen des Churhauses im Fall dessen Abganges den Herzogen von Liegnitz) zufallen sollten. Diese Erbverbrüderung wurde jedoch vom Kaiser Ferdinand I, als König von Böhmen, auf eine dagegen angebrachte ganz unbegründete Klage der bey der Sache gar nicht interessirten Landstände von Böhmen cassirt, und der Herzog von Liegnitz gezwungen, derselben zu entsagen und die Original-Urkunde herauszugeben, worauf der Kaiser erklärte, daß nach Abgang der liegnitzischen Herzoge ihre Lande der Krone Böhmen anfallen sollten. Diese Handlung war offenbar widerrechtlich und gewaltsam, weil die Herzoge von Liegnitz ihre Lande der Krone Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn übertragen hatten, daß sie sich freie Disposition vorbehielten, dieselben zu jeder Zeit, unter Bedingung der Lehnseigenschaft, beim Leben oder auf den Todesfall, in jeder Art Andern zu überlassen oder zu veräußern. Das Churhaus Brandenburg erkannte also diese Vernichtung der Erbverbrüderung nicht an, sondern widersprach derselben, und behielt sich sein durch dieselbe erworbenes Recht ausdrücklich vor. In Gemäsheit solchen Rechts verlangte Churfürst Friedrich Wilhelm, als der liegnitzische Mannsstamm erloschen war, die Nachfolge in dessen Lan- 1675

den. Diese wurden aber vom Kaiser Leopold I sofort gewaltsam eingezogen und deren Herausgabe beharrlich verweigert. Man versprach dem Churfürsten eine anderweitige Entschädigung und erkannte durch dieses Versprechen das begangene Unrecht. Churfürst Friedrich Wilhelm wollte sich aber auf nichts einlassen, und weigerte standhaft alle angebotene Abfindung mit Gelde. Endlich aber brachte es doch der Wiener Hof nach langen Unterhandlungen dahin, daß der Churfürst seinen Rechten auf die schlesischen Fürstenthümer entsagte, und dagegen den zwar diesem Verlust gar nicht gleichkommenden schwiebusser Kreis nebst einigen ihm abgetretenen Geldforderungen
1686 zum Ersatz annahm. Während dieser Unterhandlung wurde aber der Churprinz (nachher Churfürst Friedrich III, oder als König Friedrich I) von dem kaiserlichen Gesandten von Freitag durch ihm gemachte Vorstellungen und Drohungen dahin gebracht, in einem geheimen, dem Vater nie bekannt gewordenen, Traktat zu versprechen, daß er sofort nach angetretener Regierung den seinem Vater abgetretenen schwiebusser Kreis wieder zurückgeben wolle.
1688 Wie dieser Fall wirklich eintrat, machte Friedrich III das ihm insgeheim abgelockte Versprechen [11]) seinen Mi-

11) Es war dem Churprinzen ausdrücklich zur Bedingung ge-

Ministern bekannt, welche der einstimmigen Meinung waren, daß ein solcher durch List und falsche Vorstellungen abgedrungener Vertrag durchaus keine rechtliche Kraft haben könne. Der Churfürst weigerte daher die Herausgabe des schwiebusser Kreises. Da aber vom kaiserlichen Hofe darauf bestanden und zuletzt mit Anwendung von Gewalt gedrohet wurde, gab er endlich denselben wieder zurück. Die von 1694
Friedrich Wilhelm eingegangene Entsagung der schlesischen Fürstenthümer wurde aber bey dieser Gelegenheit nicht erneuert, und die Rechte an dieselben traten also, nach Rückgabe des für sie angenommenen Ersatzes, offenbar wieder in ihre volle Kraft ein.

Auf diese Gründe stützte nun Friedrich II seine Forderungen, und gewiß wird Jeder, bey unpartheiischer Erwägung, dieselben höchst gerecht finden. So sehr es für die Ruhe der Völker zu wünschen wäre, daß ihre Herrscher den einmaligen Besitzstand gegenseitig als unverletzbar anerkennten, ohne die Art seiner Erwerbung, nach geraumer Zeit, neuer



gemacht, daß er den ihm geschehenen Antrag keinem der Räthe seines Vaters, auch nicht seinem Vertrauten, Baron von Dankelmann, entdecken und sich in dieser Sache durchaus keines Raths bedienen solle.

Unterſuchung zu unterwerfen; ſo kann dies doch nicht geſchehen, ſo lange deshalb nichts durch Verträge ausgemacht, und nicht, wie es unter Privatperſonen der Fall iſt, auch unter Staaten ein Zeitpunkt der Verjährung beſteht, über welchen hinaus keine Wiedereinſetzung in einen mit Unrecht entriſſenen Beſitz gefordert werden ſolle. So lange hierüber nicht allgemein gültige Verträge zwiſchen den Völkern beſtehn, wird gegen eine Gewaltthat, die ſich noch im friſchen Andenken erhalten hat, die Herſtellung in den vorigen Stand immer verlangt und wohl gar erzwungen werden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu günſtig erweiſet. Dieſes war nicht nur jezt der Fall, ſondern die vorhandenen Umſtände ſchienen ſogar dringend aufzufordern. An die öſterreichiſche Erbfolge wurden jezt von mehrern Seiten Anſprüche erhoben, und bey der Ungewißheit des endlichen Erfolgs des deshalb entſtandenen Streits mußte Friedrich fürchten, dieſe ihm angeſtammten Rechte für ſich und ſeine Nachkommen für immer zu verlieren, wenn er jezt dieſelben gar nicht in Anregung bringen wollte. Er entſchloß ſich hierzu mit großer Schnelle. Von dem Augenblick an, da er Kaiſers Karl VI Tod erfuhr, machte er Rüſtungen, welche einen vorhabenden Angriff andeuteten und allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. An die ſchleſiſchen Anſprüche dachte zunächſt wohl Niemand.

1740 d. 20ten Octbr.

Die

die meisten Höfe vermutheten, der König setze sich in Bewegung, um sogleich nach erfolgtem Tode des jüngsten Churfürsten von der Pfalz, Jülich und Berg in Besitz zu nehmen, und Friedrich bestärkte selbst dadurch diese Vermuthung, daß er die nach diesen Landen führenden Wege ausbessern ließ und den Truppen Marschordre's in jener Richtung ertheilte, die bald nachher zurückgenommen wurden. Aber plötzlich rückte er, mitten im Winter, mit einem bedeutenden Corps in Schlesien ein. Die wenigen in diesem Lande zerstreut liegenden österreichischen Truppen vermogten keinen Widerstand zu thun. Binnen einigen Wochen war Friedrich im Besitz der Hauptstadt und der festen Plätze. Erst in demselben Augenblick, wie er Berlin verließ, sandte er einen ausserordentlichen Abgeordneten, den Grafen von Sotter, nach Wien, und ließ der Königin von Ungarn den Abschluß einer Allianz antragen, der die Seemächte und Rußland beitreten könnten. Er versprach, wenn sie hierauf eingehe, die Erbfolge der Königin in allen nachgelassenen deutschen Staaten ihres Vaters mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, überdem sie mit sogleich herzugebenden zwey Millionen Gulden zu unterstützen, auch die Kaiserwahl ihres Gemahls, des Großherzogs Franz von Toskana, kräftig zu befördern. Für

1740 d. 13ten Decbr.

alle

alle dieſe Aufopferungen, und zugleich für ſeine A
ſprüche auf die vier Fürſtenthümer und zum Er
des ſeinen Vorfahren ſo lange entzogenen Genuſ
derſelben, verlangte der König die Abtretung v
ganz Schleſien, gab indeß bald zu erkennen, er wer
ſich auch mit einem Theile begnügen.

Dieſe trotzige und in ganz ungewohnter Art g
machte, zugleich mit dem wirklichen Angriff auf Schl
ſien verbundene Forderung konnte in Wien keinen a
dern als ſehr üblen Eindruck machen. Man ha
daſelbſt das Einrücken der Truppen in Schleſ
ſchon vor der Ankunft des Geſandten erfahren. D
edle junge Königin fand ſich durch dieſes Benehm
empfindlich beleidigt. Der König von Preuß
wenn gleich er ein wohlgerüſtetes Heer und eine woh
gefüllte Schatzkammer beſaß, ſchien dadurch keine
weges zu einem ſolchen Ton, als er ſich erlaubt
gegen eine groſſe und alte Macht berechtigt, d
zwar in dieſem Augenblick bedrängt, aber doch im
mer durch den Umfang ihrer Beſitzungen und dur
ihre ſeit Jahrhunderten bewährte Kraft, ſehr bede
tend, und deren Aufrechthaltung für das allgeme
politiſche Syſtem wichtig war. Mit Recht kon
man in Wien erwarten, dieſe Betrachtung wer
allgemein Theilnahme und Beiſtand aufrege
d

gegen mußte Maria Thereſia fürchten, daß ſie in
r Achtung anderer Staaten ſinken und noch mehr
Angreifer ermuntern werde, wenn ſie ſogleich der
ſten gegen ſie verſuchten Drohung nachgeben und mit
bretung eines Theils ihrer Lande den angebotenen
chuß zur Behauptung der übrigen erkaufen wollte.
Denn gleich der nachherige Erfolg dem öſterreichi-
ſchen ſo wie dem preußiſchen Patrioten den Wunſch
bringen muß, daß Oeſterreich und Preußen ſich
amals verglichen hätten; ſo verdienen doch die
Rathgeber der jungen Königin nicht Tadel, wenn ſie
erſelben jene Betrachtungen vorhielten, und ſie da-
urch in dem Vorſatz beſtärkten, den edle Ehrliebe
hr eingab. Die Forderung Friedrichs wurde abge-
wieſen und Alles angewandt, um ſeinem Einfalle zu
iderſtehen. Indeß begünſtigte das Glück den küh-
en Angreifer. Die erſte Schlacht bey Molwitz fiel 1741
u ſeinem Vortheil aus. In einigen Monaten be- d. 10ten
and er ſich in dem Beſitz von faſt ganz Schleſien, April.
nd konnte ſeine zurückweichenden Gegner bis nach
Mähren verfolgen.

So gegründet die Anſprüche Friedrichs auch
waren, ſo läßt ſich doch nicht zweifeln, daß weniger
deren rechtliches Gewicht, als ſeine ehrgeizige Be-
gierde, durch eine glänzende Unternehmung den Anfang

ſeiner

seiner Regierung zu verherrlichen, das herabgesu
kene Ansehn des Staats zu heben und eine günsti
Gelegenheit zu benutzen, um auf Kosten eines b
drängten Nachbars (und zwar gerade dessen, d
seine Vorfahren oft gedrückt hatte) sich zu vergr
ßern, — die wirklichen Beweggründe waren, welch
Friedrich zu diesem unerwarteten Angriff veranlaßten
Er verhehlt dieses selbst nicht, sowohl in seinen Ge
schichtsbüchern [12]), als in den Briefen an seine Ver
trauten. Er erklärt es in den leztern selbst für ein
Thorheit, daß er durch die Begierde, seinen Namen
zunächst in den Zeitungen und später in der Geschicht
glänzen zu sehen, sich habe hinreißen lassen, die
schöne Ruhe, deren er genießen konnte, gegen die
Unruhen und Sorgen eines ungewissen Krieges auf
zuopfern [13]).

Friedrich verkannte nicht die Mislichkeit der Un
ternehmung, die er durch den Angriff einer so über
legenen Macht wagte, welche zwar im ersten Au
genblicke überrascht werden, aber die in kurzer Zei
seinen schön gepuzten, aber nur auf Wachtparaden
geüb

12) S. Histoire de mon tems chap. 2.

13) Am stärksten drückt er sich hierüber in den Briefen an
Jordan aus. S. Beilage M. VII. 1.

übten Soldaten ein Heer von Kriegern entgegenstellen konnte, die unter erfahrnen Feldherren die Uebung des großen Krieges erworben hatten [14]); einer Macht, deren Erhaltung für das allgemeine Interesse wichtig war, und die auf den Beistand anderer Mächte gewiß rechnen durfte, wäre er auch nicht durch derselben Garantie der pragmatischen Sanktion Kaisers Karl VI versprochen gewesen. So glänzenden Ruhm Friedrich hoffen konnte, wenn sein Unternehmen gelang, so war auch, im Fall des Gegentheils, eine Erniedrigung, von der er vielleicht nicht sich erheben würde, unfehlbar, und er würde alsdann den Vorwurf sich haben machen müssen, ein solches Unglück sich und seinen Ländern durch seine verwegene Unternehmung zugezogen zu haben. Wahrscheinlich hätten diese Gründe zulezt das Uebergewicht behalten, hätte Friedrich zu überlegen mehr Zeit genommen, und auf seine erfahrnen Feldherrn und

14) Der auf das erste Gerücht von Friedrichs Absichten von der Königin von Ungarn zur Ausgleichung der Irrung nach Berlin gesandte Marquis de Botta sagte zum Könige: „Sire, vos troupes sont belles, „j'en conviens; les nôtres n'ont pas cette ap„parence, mais elles ont vu le loup; pensez, „je vous en conjure, à ce que vous allez entre„prendre.“

und Miniſter gehört, die den Angriff widerriethen. Aber die jugendliche Leidenſchaft hörte nicht auf die Warnungen des eignen Nachdenkens und fremder Erfahrung. Dieſes verdient allerdings Tadel, und noch jezt muß gewünſcht werden, Friedrich hätte ſeine Anſprüche auf eine weniger raſche und herausfordernde Art geltend gemacht, dagegen verſucht, auf eine gütliche Weiſe deren Anerkennung und billige Genugthuung wegen ſeiner gerechten Forderungen vom Wiener Hofe zu erhalten, welches zu bewirken einer geſchickt geführten Unterhandlung zwar ſchwer, doch wahrſcheinlich nicht unmöglich geweſen ſeyn möchte [15]).

Doch

15) Wir gründen dieſe unſere Vermuthung vornämlich darauf, daß König Georg II von England das größte Intereſſe dabey hatte, den Angriff des Königs von Preußen abzuhalten, damit Maria Thereſia nicht geſchwächt werde, ſondern im Stande ſey, ihren übrigen Gegnern deſto kräftiger zu widerſtehen. Die Vorſtellungen des brittiſchen Monarchen hätten wahrſcheinlich den Wiener Hof gleich anfangs zur Nachgiebigkeit und einigen Aufopferungen eben ſo gut bewegen, wie ſie nachher den Breslauer Frieden bewirkten, durch den weit mehr abgetreten werden mußte, als das, womit Friedrich anfangs ſich begnügt haben würde.

Doch wenn dieser Angriff und die Art, wie er gemacht wurde, das Wohl des Staats großen Gefahren aussezte und deshalb misbilligt werden muß; so müssen wir dagegen die Stärke des Charakters bewundern, mit welcher Friedrich seiner Leidenschaft schon bald Gränzen zu seßen wußte, und sich durch das glänzende Glück, das ihn begünstigte, nicht hinreißen ließ, ein Eroberer zu werden. Gewiß war die Versuchung hierzu sehr reizend. Binnen wenigen Wochen hatte er eine ganze Provinz erobert, deren Bewohner, wenigstens einem großen Theile nach, sich seiner Herrschaft gern zu unterwerfen schienen [16]). Seine Truppen hatten Beweise von Tapferkeit und Muth gegeben, die kaum erwartet werden konnten, und einen Gegner besiegt, der längst im Besiz eines großen

16) Von den Protestanten in Schlesien, deren Zahl etwas über die Hälfte aller Einwohner ausmachte, war dieses vorzüglich der Fall. Friedrich ließ sie die vollkommenste Religionsfreiheit und ganz gleichen Genuß aller bürgerlichen Rechte hoffen, deren sie bisher beraubt und mit Härte behandelt waren. Aber er gestattete ihnen keine Vorzüge vor den Katholiken, und beruhigte diese gegen alle Besorgniß, daß die Verfolgung, welche sie bisher geübt, ihnen jezt vergolten werden möchte. Dieses machte ihm auch die Katholiken, besonders die Geistlichkeit, deren Vorrechte ganz ungekränkt blieben, geneigt.

großen Kriegsruhms war, und der auch jezt es nicht an tapferm Widerstande hatte fehlen lassen. Dieser glückliche Erfolg gab dem jungen Könige großes Ansehn. In allen Kabinetten wurde erkannt, daß der künftige Zustand der Dinge sich zum Theil nach den Entschließungen Friedrichs gestalten werde. Sezte er seine Unternehmungen mit dem bisher erfahrnen Glücke und mit bisheriger Kühnheit fort, so war gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Hauptstadt Wien erreichen, und dort als Sieger werde bestimmen können, welche Theile der österreichischen Monarchie Maria Theresia verbleiben, und welche an Andere kommen sollten. Fast alle Höfe wetteiferten deshalb, den König ihren Absichten geneigt zu machen. Sein Hauptquartier wurde von ihren Gesandten [17]) häufig besucht, und war der glänzende Sitz der wichtigsten, von allen Seiten mit Eifer betriebenen Unterhandlungen.

Friedrich hatte den Krieg unternommen, ohne irgend einen Bundesgenossen zu haben. Dies verdient

17) Französische, spanische, englische, hannöversche, holländische, bayersche, sächsische und vielleicht noch mehrere Gesandte befanden sich in demselben zu gleicher Zeit, und der König hatte seinen Kabinets-Minister, Grafen von Podewils, immer bey sich.

ent nicht Tadel; es war keine Uebereilung, son-
rn eine wohlüberlegte, den damaligen Verhältnissen
ollkommen angemessene Staatsklugheit. Wenn er
nmal sich entschlossen hatte, seine Ansprüche mit
ewalt durchzusetzen, so waren schnellste Benutzung
r Zeit und, ehe er handelte, möglichst lange erhal-
nes Geheimniß seiner Absichten durchaus nothwen-
ig, um die gewagte Sache gelingen zu machen.
ede vorgängige Unterhandlung mit fremden Mäch-
en aber würde Zeit gekostet und das Vorhaben in
inem weitern Kreise bekannt gemacht haben. Auch
ürde der König bey jedem Bündniß, das er hätte
ingehen können, sich darüber, wie weit er seine For-
erungen treiben wolle? haben erklären und vielleicht
inden müssen. Die Zusicherung eines fremden
Beistandes würde er auch nicht erhalten haben, ohne
einer Seits sich gleichfalls zur Beförderung der
wecke Anderer verbindlich zu machen. Jede Be-
chränkung und Verwickelung in fremde Entwürfe
ollte er, nach sehr richtiger Ueberlegung, vermeiden.
ing er gar keine Verbindung mit einer fremden
Macht ein, so blieb es ganz in seiner Gewalt, seine
Absichten zu verfolgen oder über dieselben sich zu ver-
gleichen, wie er es, nach Lage der sich ergebenden
Umstände, für sich selbst am rathsamsten fand. Daß
s ihm auch ohne Traktaten an Beistand nicht fehlen

ohne daß Frankreich selbst am Kriege Theil nähme [19]). Der Hauptleiter der großen Geschäfte war damals der Marschall von Belleisle [20]), ein Mann von vielen Fähigkeiten, großem Ehrgeiz und unglaublicher Thätigkeit, dessen Plane nur deshalb scheiterten, weil es ihm an Feldherrn-Talenten fehlte, und weil er die verschiedenen Mächte, durch deren Kräfte er mehr, als durch Frankreichs eigne, seine Zwecke zu erreichen hoffte, nicht mit gehöriger Achtung und Schonung behandelte und nicht sie gehörig zu leiten verstand.

Um seinen Plan zu erreichen, begünstigte Frankreich, das die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI garantirt hatte, Alle, die auf die österreichische Erbfolge, aus welchem Grunde es seyn mochte, Anspruch machten, obgleich ihre Forderungen mit einander

19) Obgleich schon seit dem Feldzuge von 1741 dem Churfürsten von Bayern französische Hülfstruppen gesandt wären, wurde der Krieg doch erst nach des Kardinals Tode erklärt.

20) Er stammte aus einer berühmten Familie, wurde nachher Kriegsminister, und hatte besonders nach Fleury's Tode großen Einfluß. Verzehrt durch Kummer, welchen die unglückliche Wendung des siebenjährigen Krieges ihm machte, ist er 1761 gestorben.

ander in offenbarem Widerspruch waren, und eine die andere aufhob [21]). Nach dem Entwurf des französischen Kabinets sollte Maria Theresia Ungarn, Niederösterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen behalten; dem Churfürsten von Bayern sollte Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Breisgau zufallen, auch war ihm die deutsche Kaiserwürde bestimmt; der Churfürst von Sachsen sollte Mähren und Oberschlesien nebst dem Königstitel, der König von Preußen aber Niederschlesien bekommen. Die italie-

 nischen

21) Der Churfürst von Bayern gründete sein Recht der Nachfolge in sämmtlichen Erblanden auf ein Testament Kaisers Ferdinand I, von dem er in weiblicher Linie abstammte; der Churfürst von Sachsen machte im Namen seiner Gemahlin, ältesten Tochter Kaisers Joseph I, einen Anspruch auf alle Erblande, der wohl der gerechteste von allen war, weil ebengenannter Kaiser mit seinem Bruder, nachher Kaiser Karl VI, nach dem Wunsche ihres Vaters, Kaiser Leopold I, und unter dessen Augen im Jahr 1703 einen Erbvertrag geschlossen hatte, dem gemäß, in Fall der Mannsstamm beider Brüder erlöschen würde, die Töchter derselben, und zwar zuerst die josephinischen, erben sollten; König Philipp der V von Spanien trat sogar als weiblicher Nachkomme der 1700 ausgestorbenen österreichischen Linie auf, die in Spanien geherrscht hatte, und seine oder vielmehr seiner Gemahlin Elisabeth von Parma wahre Absicht ging nur dahin, Besitzungen in Italien für ihre Kinder zu erhalten. Der König von Sardinien nahm nur Mayland in Anspruch.

niſchen Provinzen ſollten entweder der Krone Spanien, oder ſpaniſchen Infanten zugetheilt werden, auch in ihnen der König von Sardinien eine Abfindung erhalten. Den Erwerb der Niederlande (des Ganzen oder wenigſtens eines Theils) behielt der franzöſiſche Hof ſich wahrſcheinlich ſelbſt bevor, vermied aber darüber eine offne Aeußerung [22]). Friedrich war weit entfernt, einen ſolchen Theilungsentwurf zu billigen und ſeine Kräfte für Frankreichs Zweck aufopfern zu wollen, deſſen Gefährlichkeit für die Freiheit von Europa er ſehr wohl einſah. Er verkannte beſonders nicht, in welchem hülfloſen Zuſtande Deutſchland ſeyn würde, wenn in demſelben keine bedeutende Macht übrig bliebe, die dem immer weiter gehenden franzöſiſchen Ehrgeiz entgegen träte. Er wünſchte deshalb keinesweges die gänzliche Unterdrückung oder auch nur die ſehr merkliche Schwächung von Oeſterreich. Denn unmöglich konnte ſeiner Einſicht entgehen, daß, wenn Oeſterreich zerſplittert würde, für ihn nur die Wahl übrig bleiben werde, entweder der gänzlichen Unterjochung Deutſchlands zuzuſehen, oder für deſſen Erhaltung einen beſtändigen

22) Man hat behauptet, Maria Thereſia ſelbſt ſey zur Abtretung der Niederlande nicht ungeneigt geweſen, wenn dagegen Frankreich aufhöre, den Churfürſten von Bayern und andere Gegner zu unterſtützen.

gen Kampf mit Frankreich zu führen, einen Kampf, der aus vielen Gründen für Preußen ungleich ſchwieriger und erſchöpfender ſeyn mußte, als es ein Krieg mit Oeſterreich je werden konnte.

Unter dieſen Umſtänden zauderte Friedrich ſo lange als möglich, ehe er ſich mit Frankreich und Bayern feſt verband, und es iſt bis jezt noch nicht bekannt, auf welche Bedingungen es endlich wirklich geſchehen ſey [23]). Noch lange unterhielt Friedrich



23) Der deshalb abgeſchloſſene Traktat iſt nie öffentlich bekannt geworden. J. J. Moſer (im Verſuch des neueſten europäiſchen Völkerrechts VIII. S. 76) und nach ihm von Martens (im Guide Diplomatique I. pag. 163) und de Flassan (in Histoire de la Diplomatie française Tom. V. p. 503) ſagen zwar, ein ſolcher Traktat ſey am 1ſten November 1741 abgeſchloſſen, aber ohne den Ort anzuzeigen, wo dieſes geſchehen ſey, noch die Quelle ihrer Nachricht nachzuweiſen. Das angegebene Datum muß auch unrichtig ſeyn, denn Friedrich erzählt ſelbſt (ſ. Oeuv. posth. édition de Berlin Tom. I. pag. 170), daß ſchon bald nach der Schlacht bey Molwitz in ſeinem Hauptquartier vom Marſchall Belleisle ein Traktat entworfen wurde, der aber nicht unterzeichnet ſey. Aus dem dort Angeführten erhellet nicht, welche Theilung der öſterreichiſchen Erblande zu unterſtützen der König ſich habe verpflichten, und welche Bedingungen für ſich er dabey habe

die Hoffnung, ſich mit dem Wiener Hofe vergleichen zu können, und würde es gewiß auf die billigſten Bedingungen gethan haben. Seine Verſicherung, daß, wenn ihm von der Königin von Ungarn nur das Fürſtenthum Glogau geboten wäre, er daſſelbe gern als Befriedigung für alle ſeine Anſprüche angenommen, und ſich dagegen verpflichtet haben würde, Maria Thereſia gegen alle Angriffe mit ſeiner ganzen Macht zu vertheidigen, verdient gewiß allen Glauben. Er blieb noch lange unentſchieden, ob er dem Großherzoge von Tyßkana, oder dem Churfürſten von Bayern ſeine Churſtimme zur Kaiſerwahl geben wolle. Als er endlich ſich für Lezteres entſchloß,

---

habe machen wollen. Doch iſt wahrſcheinlich, daß er einen Theil der Anſprüche des Churfürſten von Bayern anerkannt und deſſen Kaiſerwahl zu befördern verſprochen habe. Auch Flaſſan (ſ. Hist. de la Diplom. franç. Tom. V. p. 81) giebt nicht mehr Licht über dieſen Gegenſtand, beſtätigt aber, daß Belleisle's Entwurf nicht unterzeichnet ſey, weil Friedrich ſich noch mehr Zeit zum Ueberlegen habe nehmen wollen. Auch der erſte Traktat, den Frankreich mit Bayern am 18ten May 1741 zu Nymphenburg geſchloſſen haben und dem Preußen nachher beigetreten ſeyn ſoll, iſt nicht bekannt geworden, ſondern es ſind nur Auszüge deſſelben ins Publikum gekommen, deren Aechtheit widerſprochen iſt, die aber doch wohl richtig ſeyn mögen, wenigſtens in der Hauptſache.

schloß, war die Wahl Kaisers Karl VII davon die baldige Folge. Die klägliche Abhängigkeit, in welche dieses Oberhaupt des deutschen Reichs versank, war für jeden ein belehrendes und tiefkränkendes Bild des Zustandes, welcher Deutschland durch Frankreichs entschiedenes Uebergewicht bereitet werden sollte. Friedrich stand dem neuen Kaiser mit seiner Macht und gewiß gutem Rath redlich bey. Aber es fehlte diesem Monarchen sowohl an Einsicht als an Charakter. Er befolgte nicht Friedrichs Rath, sah zu sehr auf Frankreich und stürzte sich immer mehr ins Verderben. 1742 d. 24ten Jan.

Der Krieg wurde überhaupt von Friedrichs Bundesgenossen so schlecht geführt, daß Maria Theresia durch den patriotischen Muth ihrer braven Ungarn und anderer Unterthanen, so wie durch Englands Unterstützung bald im Stande war, kräftigen Widerstand zu thun; nur gegen Friedrich kämpfte sie unglücklich. Dieser mußte aber auch fast allein die Last des Krieges tragen, und da er von seinen Bundesgenossen mehr gehindert als unterstützt wurde, auch erfuhr, daß Frankreich insgeheim mit dem Wiener Hofe unterhandle, und seine Aufopferung Bedingung des Vergleichs seyn werde, überdem der vom Vater hinterlassene Schatz erschöpft war, und

andere

bereits erwähnt ist, die Verbindungen, welche e mit ihnen eingegangen, nicht einmal bekannt sind und so viel gewiß ist, daß diese Bundesgenossen ihn mehr lästig und hinderlich, als nüzlich waren. Friedrich erhielt Schlesien und Glaß als ganz unabhängige Lande, befreiet von allen bisher bestandenen Verbindlichkeiten derselben gegen die Krone Böhmen. Diesen wichtige Erwerb wurde noch bedeutender, weil der König sich sogleich mit größtem Eifer bemühte, das neue Land durch weise Einrichtungen in eine bessere Aufnahme zu bringen, die Quellen von Wohlstand und Reichthum in selbigem auf alle Art zu vermehren, und die neuen Unterthanen seiner Herrschaft geneigt zu machen. Die Bemühungen, welche Friedrich deshalb anwandte, waren nicht umsonst. Schlesien erhielt nach kurzer Zeit für Preußen einen weit höhern Werth, als es ihn für das Erzhaus je gehabt hatte.

Aber wenn Friedrich durch diese neue Besitzung mächtiger und im europäischen Staatensystem bedeutender wurde; so war auch eben dadurch seine Lage ungleich schwieriger geworden, und es bedurfte einer noch größern Aufmerksamkeit und Anstrengung, als zuvor, um gegen jeden fremden Angriff sich zu behaupten. Die Thätigkeit und überraschende Schnelle

mit welcher Friedrich einen ererbten Anspruch geltend gemacht, den daß gelegensten Augenblick glücklich bemerkt und ihn genuzt hatte, sich auf Kosten eines bedrängten Nachbars zu vergrößern, die Kühnheit seines Angriffs, ohne sich deshalb mit andern Mächten zu bereden, die Unabhängigkeit, worin er sich immer von denselben erhielt, und, sobald er seinen Zweck erreicht hatte, seine Sache von der ihrigen, mit der sie bisher nur schwach verbunden gewesen, gänzlich trennte; — dies alles gab zwar eine sehr hohe Meinung von seinem Geist, aber zu seinen Gesinnungen konnte ein solches Benehmen nicht Vertrauen einflößen. Ein junger Regent von einer so ungewöhnlichen Selbstthätigkeit, reifen Ueberlegung in seinen Entwürfen und kraftvollen Ausdauer in deren Ausführung konnte vielmehr andere Kabinette nur mit Mistrauen und Furcht erfüllen. Sehr natürlich sah man in ihm einen Eroberer, den der glückliche Erfolg seines ersten Unternehmens zu noch immer größern reizen werde, und von dessen Ehrgeiz Europa noch öftere Beunruhigung erwarten müsse. Denn daß Friedrich die Kraft, sich selbst zu beherrschen, in so hohem Grade besize, daß er seiner kriegerischen so glänzend begonnenen Laufbahn schon jezt ein Ziel werde sezen wollen, war, weil es gar zu ungewöhnlich, nicht anzunehmen. Indeß war dies

wirklich hier der Fall. Die kurze Erfahrung hatte Friedrich belehrt, wie beschwerdenvoll, wie mislich, wie ganz von Zufällen, die außer unserer Gewalt sind, abhängig auch der glücklichste Krieg sey. Er hatte die innigste Ueberzeugung erworben, wie thöricht die Leidenschaft des Eroberers sey; er hatte die Kühnheit seines Unternehmens oft bereuet, und er schrieb es weit mehr dem Glück, als den von ihm genommenen guten Maaßregeln zu, daß das Wagestück so gut bestanden war. Dieses Glück wurde ihm daher kein Reiz, ein Aehnliches noch einmal zu unternehmen, sondern es war jezt sein ernstlicher Vorsatz, den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen, durch wohlwollende Thätigkeit das Beste seiner Unterthanen in aller Rücksicht zu begründen, und in dem Erfolg dieser Thätigkeit, außerdem aber in Ausbildung seines Geistes, im Erforschen alles Wissenswürdigen, im Umgang mit gleichgesinnten Freunden und im Genuß jedes anständigen Vergnügens dasjenige Glück zu finden, das allen seinen Neigungen das angemessenste war.

Doch unsre Handlungen hängen oft weit weniger von unsern Vorsätzen ab, als von den Umständen, in denen wir uns befinden. Durch diese sahe auch Friedrich, seiner friedliebenden Gesinnungen ohn-

ohngeachtet, schon bald wieder zu einem neuen Kriege sich gezwungen. Maria Theresia, von dem Gegner, der sie am meisten bedrängt hatte, befreit, beschloß nun, gegen ihre übrigen Feinde den Krieg mit desto größerer Anstrengung fortzusetzen. Dieses kann billig nicht getadelt werden; aber in der Ausführung dieses Vorsatzes wurden mit leidenschaftlicher Erbitterung alle Gränzen der Mäßigung überschritten; dies verdient gerechten Tadel. Die Königin von Ungarn war glücklich in ihren Unternehmungen; Kaiser Karl VII, nachdem er alle über Oesterreich gemachten Eroberungen so schnell, wie er sie gemacht, verloren, wurde auch aus seinen bayerschen Erblanden verjagt; seine Alliirten, die Franzosen, wurden vom deutschen Boden vertrieben, und die Oesterreicher gingen unter dem Herzog Karl von Lothringen siegreich über den Rhein. Dieses Glück machte den Wiener Hof übermüthig, und flößte ihm die stolze Hoffnung ein, sich nicht mit Erreichung des alleinigen Zwecks des Krieges, so groß und umfassend er auch war, nämlich mit der Behauptung aller vom Kaiser Karl VI hinterlassenen Lande begnügen zu dürfen, sondern noch viel weiter gehende Entwürfe der Vergrößerung und Demüthigung der Feinde ausführen zu können. Man verhehlte nicht, daß man an Wiedererwerb der in viel frühern Zeiten 1743 Jul.

an Frankreich abgetretenen Lande, Elsaß und Lothringen, denke; Karl VII sollte nicht nur allen Ansprüchen an die österreichische Erbfolge für immer entsagen, er sollte auch der Kaiserwürde, und sogar seiner bayerischen Erblande beraubt werden. So unstreitig rechtmäßig auch seine Wahl zum deutschen Kaiser war, so weigerte sich doch die Königin von Ungarn ohne allen Grund, dieselbe anzuerkennen. Bey jeder Gelegenheit wurde dem Reichs-Oberhaupt und seinen Dienern mit schnödester Verachtung begegnet; noch mehr, die deutschen Reichsstände, welche an dem Streit über die österreichsche Erbfolge nicht Antheil genommen hatten, aber welche, wie es ihre Pflicht war, den verfassungsmäßig erwählten Kaiser als solchen anerkannten, wurden feindselig behandelt, die Herausgabe der noch in Wien verwahrten Reichsakten wurde geweigert, und der Regierung des Reichs wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Dies erregte gerechte Besorgnisse für die Freiheit und Verfassung Deutschlands, wenn Oesterreich ganz die Oberhand behalten sollte. Auch Friedrich empfand diese Besorgnisse, und er hielt sich als Churfürst verpflichtet, dem bedroheten Oberhaupte beizustehen und dem Umsturz der Verfassung des Reichs zu wehren. Er handelte aber hierbey mit größter Mäßigung und vorsichtiger

Ueber-

Ueberlegung, und that Alles, um das Unglück eines neuen Krieges zu vermeiden. Zuvörderst machte er dem Wiener Hofe dringende Vorstellungen, um ihn zu bewegen, die höchst nachgebenden Friedens-Bedingungen Kaisers Karl VII anzunehmen, der sich wirklich bereit erklärte, allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande zu entsagen, und nur seine eigenen zurück verlangte; diese Bemühungen waren jedoch vergebens. Auch den König Georg II von England, diesen mächtigen Beschützer der Königin von Ungarn, bemühte sich Friedrich umsonst zu überzeugen, wie es die Ehre der Churfürsten erfordere, den von ihnen gewählten Kaiser nicht unterdrücken zu lassen. Der englische Monarch wurde durch die Aussicht auf Vergrößerung durch Sekularisationen und andere Veränderungen zu Hoffnungen hingerissen, zu welchen der anarchische Zustand des Reichs zu berechtigen schien. Er sandte seine englischen Truppen nach Deutschland und kam selbst über das Meer, um sie anzuführen, welches auch anfangs mit einem so guten Erfolg geschahe, daß Georg II immer weniger geneigt wurde, den Vorschlag billigen Vergleichs bey der Königin von Ungarn zu unterstützen. Obgleich er dem Könige von Preußen versprochen hatte, dieser Monarchin allein gegen Frankreich, nicht aber gegen den Kaiser beiste-

hen zu wollen; so kämpfte er doch bald auch gegen das von ihm selbst mit erwählte Oberhaupt des Reichs, und vermehrte dessen Bedrängnisse.

So war die Lage, in welcher Friedrich sich überzeugt hielt, daß nur Gewalt der Gewalt werde widerstehen können. Er verband sich, durch die Union von Frankfurt 25), mit dem Kaiser Karl VII, dem Churfürst Carl Theodor von der Pfalz und dem Könige Friedrich I von Schweden, als Landgrafen von Hessen-Kassel, ihre Vorstellungen und, wenn diese unzureichend wären, ihre Kräfte zu vereinen, um den Wiener Hof zu bewegen, das erwählte Reichsoberhaupt anzuerkennen, demselben seine Erblande wieder zurückzugeben, und die Ansprüche an die österreichische Erbfolge entweder durch gütliche Vermittlung des Reichs, oder durch rechtliche Entscheidung beilegen zu lassen, und, bis dieses geschehen seyn werde, einen Waffenstillstand einzugehen. Es war Absicht, daß diesem allein auf Erhaltung der Verfassung abzielenden Verein auch alle übrigen Reichsstände beitreten sollten, und der Kaiser ließ durch seine Gesandten dazu förmlich

1744 d. 22ten May.

25) S. diesen Traktat in Wenck Cod. jur. gent. recent. T. II. p. 163.

lich einladen. Der König von Preußen übernahm noch besonders, wenn die Königin von Ungarn Vergleichsvorschlägen durchaus nicht Gehör geben wollte, wo möglich Böhmen zum Vortheil Kaisers Karl VII zu erobern, wogegen dieser Monarch seine Dankbarkeit durch einige Abtretungen zu beweisen versprach. Auch Frankreich trat diesem Verein bey und verband sich noch besonders mit Friedrich [26]).

Der König von Preußen erklärte nun der Königin von Ungarn den Krieg mit hinzugefügter ausdrücklichen Versicherung, wie er für sich durchaus nichts verlange, und die ungern ergriffenen Waffen sofort niederlegen werde, wenn die Gegnerin das rechtmäßig erwählte Oberhaupt des Reichs anerkennen, und dessen Glieder, welche diesem Oberhaupt anhingen, nicht weiter feindlich behandeln wolle. 1744 Aug.



26) Die Accessions-Akte des Königs von Frankreich zu der Frankfurter Union, welche lange nicht bekannt geworden, findet sich in Koch Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour Vol. I. p. 391. Die besondere Verbindung zwischen Frankreich und Preußen bestand in der Garantie der ersten Macht des zwischen Karl VII und Friedrich II geschlossenen Tractats; auch diese finden sich in der eben angeführten Sammlung von Koch Vol. I. p. 399.

Gewiß war dieſe Urſach des Krieges höchſt gerecht, und ſie kann deshalb nicht weniger als ſolche erſcheinen, weil Friedrich auch durch die Sorge für ſeine Selbſterhaltung bewogen wurde, die Unterdrückung des Reichs und ſeines Oberhaupts nicht dulden zu wollen. Denn ſehr natürlich war vorauszuſehen, daß der Wiener Hof, wenn er ſeine andern Feinde beſiegt und Karl VII ganz unterdrückt haben würde, ſeine Waffen wieder gegen Preußen kehren werde. Die öſterreichiſchen Staatsmänner verhehlten nicht, daß, nach ihrer Meinung, der Breslauer Frieden nur durch Gewalt der Umſtände abgedrungen ſey, und ihre Monarchin, ſobald ihre Lage günſtiger geworden, Schleſien als ihr rechtmäßiges Erbtheil zurückfordern werde. Nach allen Umſtänden konnte Friedrich nicht zweifeln, daß dieſes wirklich die Abſicht des Wiener Hofes ſey, und unmöglich konnte er mit ſorgloſer Gleichgültigkeit den Angriff abwarten, gegen den er, bey der Eiferſucht, die ſein erſtes Glück überall aufgeregt hatte, ſchwerlich den Beiſtand anderer Mächte hoffen durfte. Beſſer war es, dem Angriffe zuvorzukommen, und zugleich ehrenvoll mit eigner Gefahr das Reichsoberhaupt zu vertheidigen, als muthlos abzuwarten, was erbitterte Feinde gegen ihn unternehmen würden. Dieſe Geſinnung ging bey Friedrich aus ſeinem Charakter hervor, und ſein

Ent-

Entschluß war ganz das Werk eigner reifer Ueberlegung, die auch nicht durch den Rath seiner Minister wankend gemacht werden konnte, welche allerdings für sicherer hielten, den Bruch noch zu vermeiden, bis die Gefahr gewisser geworden und näher gekommen seyn würde. Einen solchen Rath zu befolgen erlaubte die Ansicht nicht, die Friedrich von seiner Stellung in der politischen Welt und von seinen Pflichten hatte [27]).

Er führte diesen zweiten Krieg, an welchem auch Sachsen als Bundesgenosse Oesterreichs mit grosser Erbitterung Theil nahm [28]), gegen einen Feind, dessen Tapferkeit den Sieg schwer machte, und der



27) In der histoire de mon tems Chap. IX. sind Friedrichs Entscheidungs-Gründe zu diesem Kriege umständlich entwickelt, und bey unpartheiischer Erwägung wird man sich überzeugt finden, daß Friedrich in der Lage, worin er war, nicht anders handeln konnte, daß nicht Leidenschaft ihn verblendet, sondern reife Ueberlegung geleitet habe.

28) Im Anfang wollte Sachsen sein zu den Oesterreichern gestoßnes Hülfscorps nur zur Vertheidigung Böhmens gebrauchen lassen, nachher aber beabsichtete es einen Angriff auf die alten Staaten des Königs, und schloß sogar über deren Vertheilung mit dem Wiener Hofe geheime Verträge.

von einem Feldherrn angeführt wurde, deſſen Talenten Friedrich dadurch die vollkommenſte Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß er ihn für ſeinen Lehrer in der Kriegskunſt erkannte [29]). Von ſeinen Bundesgenoſſen erhielt der König während dieſes Krieges gar keinen Beiſtand; die Operationen der franzöſiſchen Feldherren waren den ſeinigen vielmehr oft hinderlich, und wenn er am meiſten bedrängt wurde, ſahe er ſich von Frankreich ganz verlaſſen. Aber dennoch blieb ihm, nach mehrern blutigen Kämpfen, der Sieg. Der Zweck, weshalb der Krieg unternommen war, hörte indeß durch den Tod Kaiſers Karl VII bald auf, deſſen Nachfolger, Churfürſt Maximilian Joſeph von Bayern, ſich durch den Frieden zu Füſſen [30]) mit Maria Thereſia verglich. Friedrich erklärte ſich ſofort zum Frieden bereit, aber die Hartnäckigkeit ſeiner Feinde gab nicht eher nach, bis ſie alle Hoffnung, ihre Abſichten zu erreichen, aufgeben mußten. Dann beendigte Friedrich dieſen Krieg durch den Frieden zu Dresden [31]), und zwar der bey Eröffnung des Krieges gemachten Erklärung gu

1745 d. 24ten Jan.

1745 d. 22ten April.

1745 d. 25ten Decbr.

29) den Feldmarſchall Traun.

30) S. denſelben in Wenck l. c. T. II. p. 180.

31) S. denſelben in Wenck l. c. T. II. p. 207.

gemäß, ohne irgend einen Vortheil für sich zu bedingen. Er begnügte sich damit, daß ihm der Besitz von Schlesien und Glatz von neuem durch Maria Thereſia bestätigt wurde.

Der König ist auch wegen dieſes zweiten Friedens, wie es des ersten wegen der Fall war, von Vielen getadelt worden. Er hat, sagte man, durch denſelben ſeine politiſchen Verhältniſſe durchaus nicht verbeſſert, ſondern er iſt wieder in die Lage zurückgekehrt, deren gefahrvolle Unſicherheit ihm doch ſo groß ſchien, daß er, um derſelben zu entgehen, ſich zum Kriege entſchloß; da er dieſen einmal angefangen hatte, fahren die Tadler fort, mußte er ihn auch nicht eher beendigen, bis ſeine Feinde, deren böſe Geſinnungen gegen ihn ſich genugſam kund gegeben, ſo geſchwächt waren, um ſo leicht nicht wieder etwas unternehmen zu können; nur durch eine ſolche ſich verſchafte Sicherheit, ſagte man, erhielten Friedrichs blutige Siege einen Werth, nur durch ſie wurde der große Nachtheil erſezt, den auch dieſer Krieg dem aufblühenden Staat gebracht hatte. Wir glauben, daß Friedrich gegen dieſe Vorwürfe vollkommen gerechtfertiget werden könne, wenn man ſich in die Umſtände verſezt, in denen er ſich befand. Der einzige Grund, weshalb Friedrich dieſen Krieg unter-

unternommen hatte, war, dem Kaiser Karl VI gegen Oesterreichs unterdrückende Uebermacht z Hülfe zu kommen. Dieser Grund war durch d unglücklichen Monarchen Tod aus dem Wege g räumt; das deutsche Reich war unter einem neu Oberhaupte, Kaiser Franz I, dem Gemahl v Maria Theresia, wieder in verfassungsmäßiger Ord nung, und man konnte, wie auch die Gesinnung de Wiener Hofes seyn mogte, ohne neue Beweis davon, nicht voraussetzen, daß derselbe etwas gegen die Unabhängigkeit des Reichs oder gegen Friedrich Besitz von Schlesien unternehmen werde. Hätt dieser König, um sich gegen eine solche mögliche Ge fahr zu sichern, den Krieg fortsetzen wollen, s würde er den gerechten Verdacht erweckt haben, da er unter solchem Vorwande nur eigene Vergrößerung bezwecke; dies würde die Eifersucht vieler andern Mächte gegen ihn lebhaft angefacht und höchst wahrs scheinlich neue Feinde ihm erweckt haben. Von dem jenigen seiner Nachbaren, der als Gegner sich am gefährlichsten beweisen konnte, von Rußland, war mit Gewißheit vorauszusehen, daß er, bey gegebe nem Anlaß, feindlich auftreten werde. Denn so sorgfältig Friedrich bemüht gewesen war, mit der Kaiserin Elisabeth ein gutes Vernehmen zu erhalten, so hatte sie doch bereits erklärt, daß sie, Kraft

ihres

res Bündniſſes mit Sachſen, wenn es angegriffen
ürde, demſelben beiſtehen müſſe. Schon zogen ſich
ſſiſche Heere an den Gränzen zuſammen, und es 1744
ar nicht zu zweifeln, daß dieſelben, wenn der
rieg fortdauerte, im nächſten Frühjahr das Kö-
igreich Preußen feindlich betreten und es verheeren
ürden.

Auf ſeine Bundesgenoſſen durfte Friedrich keine
eitere Rückſicht nehmen, denn da der bedeutendſte,
nd der Hülfe bedürftigſte unter denſelben, der neue
hurfürſt von Bayern, ſchon zuerſt abgetreten war;
ſo war die Frankfurter Union aufgelöſt. Hatte
Frankreich bey derſelben noch einen andern Zweck ge-
habt, ſo war Friedrich um ſo weniger verbunden,
ſich für denſelben aufzuopfern, da er von dieſer
Macht ſo wenig Beiſtand erhalten, und wie er am
meiſten bedrängt geweſen, von derſelben ganz ver-
laſſen war [32]). Alle dieſe Gründe mußten Friedrich
bewegen, den Frieden abzuſchließen, ohne weitere
Vortheile zu bedingen. Er kehrte alſo mit der
Hoffnung in den Ruhezuſtand zurück, denſelben nun
ſo-

32) Die gerechten Vorwürfe, welche Friedrich deshalb
Ludwig XV macht, ſind in der histoire de mon
tems Chap. XIV. aufgezählt.

ſobald nicht wieder unterbrochen zu ſehen, und ſi
nun ganz dem wohlthätigen Geſchäfte widmen z
können, an dem Glücke ſeines Volks zu arbeiten
Die Geſchichtbücher Friedrichs, die Gedichte, di
vertrauten Briefe, welche er in dieſer Zeit geſchrieben
noch mehr der Eifer, mit dem er ſich der innern Re
gierung nach allen Rückſichten annahm, beweiſen
daß dieſes ſeine aufrichtige Geſinnung war, und daß
nachdem er durch zwey Kriege eine vollſtändige Be
friedigung ſeiner gerechten Anſprüche, auch für ſich
ſelbſt und ſein Heer eine hohe Achtung erworben hatte,
er durchaus nichts weiter als Erhaltung des Friedens
wünſche, und der Ruheſtand von Europa keine Un
terbrechung durch ihn weiter zu befürchten habe. Er
wollte von nun an andern Mächten keinesweges
furchtbar erſcheinen, ſondern ihnen Zuneigung, Ver
trauen und diejenige Achtung einflößen, welche nö
thig war, um jeden neuen Angriff abzuhalten.
Aber — ſo iſt es die Natur menſchlicher Verhält
niſſe, unter den Staaten, wie unter den Einzelnen —
unſre beſten Vorſätze, unſre wohlgemeinteſten Ge
ſinnungen reichen nicht hin, um das Verhängniß zu
beſchwören, welches wunderbare Verkettung der Um
ſtände, oft auch unſre eignen frühern Handlungen,
herbeigeführt haben. Auch das weiſeſte Benehmen,
auch große Mäßigung vermögen nicht den Eindruck

ganz

anz zu verlöschen, der einmal gemacht ist. Möge iese große Lehre, welche Friedrichs Beispiel so ein- uchtend giebt, immer im Andenken der Regenten nd ihrer Rathgeber bleiben! Der rasche Fortschritt er ersten Unternehmung Friedrichs, die erschütternde chnelle Kraft, mit welcher ein bis dahin mäßiger Staat sich unter die Ersten erhoben hatte, erregte Mistrauen und Besorgnisse bey Vielen, besonders aber bey zwey Nachbaren, Oesterreich und Sachsen, eine bittere Abneigung und einen eifersüchtigen Groll, die alle Mäßigung, welche Friedrich durch zwey Friedensschlüsse bewiesen, nicht zu besänftigen ver- mogte.

Bey Oesterreich diese Gesinnung zu finden kann nicht befremden; sie muß hier sogar verzeihlich ge- funden werden. Eine in den Gefühlen der Größe des ersten europäischen Herrscher-Stammes erzogene junge, hochgesinnte Monarchin mußte sich empfind- lich beleidiget fühlen, da sie von dem Regenten eines Hauses, das bisher dem ihrigen weit nachstand, ge- demüthigt, und von demselben zweimal gezwungen war, einen Frieden anzunehmen, durch den sie ein schönes Erbland verlor, dessen Besitz ihren Gegner nun weit mächtiger machte, und ihn in Stand sezte, sie mit gleichem Glück noch weiter anzugreifen. Die

sehr

ſehr natürliche ſchmerzhafte Empfindlichkeit über dieſes Misgeſchick, womit ihre Regierung angefangen [33]), wurde bey Maria Thereſia durch einen Staats-Miniſter, den Grafen von Kaunitz-Rittberg [34]), erhalten und beſtärkt, der den hohen Ehrgeiz hatte, das Haus Oeſterreich, deſſen Anſehn während der lezten Regierung geſunken war, wieder zu heben, und ihm die erſte Stelle unter den europäiſchen Mächten zu verſchaffen, auf welche es nach dem Umfange ſeiner Beſitzungen Anſpruch machen konnte. Niemand war der Ausführung ſolcher Entwürfe mehr im Wege, als der durch die Talente und den Charakter eines einzigen Mannes ſich plözlich erhebende preußiſche Staat. Dieſer mußte wieder in das alte Verhältniß zurückgedrängt, er

33) Dieſe Empfindlichkeit blieb bey der Monarchin noch geraume Zeit nachher ſehr lebendig, und iſt vielleicht erſt in ihrer lezten Lebensperiode ganz beſänftiget. Der Arzt Tralles zu Breslau, der Maria Thereſia 1753 ſah, erzählt, damals aus ihrem eigenen Munde gehört zu haben, daß ſie den Verluſt Schleſiens nie verſchmerzen könne, und daß der Anblick eines Schleſiers ihr jedesmal Trauer mache.

34) S. von demſelben Bd. I. S. 72. Note 15, wo aber durch einen Druckfehler geſagt iſt, er ſey 1753 an die Spize der Geſchäfte gekommen; dies geſchah erſt 1755.

er mußte, wo möglich, noch mehr verkleinert werden, wenn Oesterreich die große Rolle spielen sollte, die Kaunitz bezielte. Je höher Friedrich durch ungewöhnliche Geistesgröße und Charakter-Stärke in der Meinung der Welt stand, um so mehr konnte seine Demüthigung Ruhm erwerben, und je mehr Friedrich durch weise Einrichtungen seinen Staat innerlich verstärkte und die Kräfte erwarb, jedem äußern Angriffe widerstehen, selbst aber Andere, sobald er die Umstände dazu bequem finden würde, angreifen zu können; um so dringend nöthiger schien diese Demüthigung. Der Wunsch, sie zu bewirken, wurde immer lebhafter, und das, was vielleicht anfangs nur kalte Vorsorge einer beobachtenden Staatsklugheit gewesen, wurde bald Grund-Maxime der österreichischen Politik, und diese mit leidenschaftlicher Erbitterung betrieben.

Bey dem sächsischen Hofe war die Abneigung gegen Friedrich weit minder durch Gründe der Politik veranlaßt, als dieses bey Oesterreich der Fall war. Konnte auch die Vergrößerung Preußens bey diesem Nachbarstaat Eifersucht aufregen, so rieth doch vernünftige Staatsklugheit ein solches Gefühl zu unterdrücken, und sich durch dasselbe nur reizen zu lassen, gleichmäßig bemüht zu seyn, sich zu größerer Be-

deutſamkeit unter den deutſchen Staaten zu erheben. Friedrich würde dabey keinesweges hinderlich geweſen ſeyn, und eine Anſchließung an ihn war offenbar Sachſens wahrem Intereſſe mehr gemäß, als die Annäherung zu Oeſterreich. Dieſe wurde aber ſogleich nach dem Breslauer Frieden (in welchem Sachſen durch Friedrich eingeſchloſſen war) das Ziel der ſächſiſchen Politik. Beide Höfe verabredeten durch ge-

1742 d. 23 u. 28ten Jul. gen einander ausgeſtellte Erklärungen [35]), baldmöglichſt eine dem beiderſeitigen Intereſſe gemäße Allianz unter ſich abzuſchließen, welche aber dem Breslauer Frieden nicht zuwider ſeyn ſolle, ein Zuſatz, den man ohne Zweifel nur deshalb machte, um den König von Preußen, wenn er von dieſer Annäherung Kenntniß erhielte, nicht zu reizen. Dieſes

1743 d. 20ten Decbr. Bündniß wurde wirklich abgeſchloſſen [36]), und Sachſen nahm in Gemäßheit deſſelben an dem zweiten Kriege als Bundesgenoſſe Oeſterreichs mit großer Erbitterung gegen Friedrich Theil. Nachdem dieſer Krieg wirklich ausgebrochen, ſchloſſen beide Höfe eine

1745 d. 8ten Jan. neue Allianz mit England und Holland zu Warſchau [37]), in welcher die Seemächte jedoch nur Subſidien

35) S. dieſelben in Wenck l. c. T. I. p. 718. 719.

36) S. dieſen Traktat in Wenck l. c. T. I. p. 722.

37) S. dieſelbe in Wenck l. c. T. II. p. 171.

dien versprachen, ohne eigenen Antheil an dem Kriege zu nehmen, der sächsische Hof aber machte sich verbindlich, der Königin von Ungarn mit 30,000 Mann beizustehen, und erhielt dagegen die Zusage, daß nach Ausgang eines glücklichen Krieges alle Sorge für sein Interesse bewiesen, und ihm alle nach den Umständen nur mögliche Vortheile verschaft werden sollten. Es war klar, daß diese Vortheile nicht anders, als auf Kosten des Königs von Preußen erhalten werden konnten; schon vor Ausbruch des Kriegs waren nähere Verabredungen zwischen beiden Höfen durch eine besondere Akte [38]) genommen, und nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen, verbanden sich Oesterreich und Sachsen durch einen geheimen Theilungs-Traktat [39]), die Waffen nicht eher nie-

1744 d. 6 May.

1745 d. 18ten May.



38) Diese Akte ist nicht öffentlich bekannt geworden; ihre Existenz aber dadurch bewiesen, daß sie in dem sofort zu erwähnenden Theilungs-Vertrage ausdrücklich citirt ist.

39) Derselbe wurde bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges vom preußischen Hofe nach dem im Dresdner Archive gefundenen Original bekannt gemacht. S. ihn in Hertzberg Recueil Vol. I. p. 28; in Wencks und andern diplomatischen Sammlungen, wohin er doch gehört, findet man ihn nicht; seiner Aechtheit ist nie widersprochen.

derzulegen, bis nicht nur Maria Thereſia Schleſien und Glatz wieder erobert haben, ſondern auch der König von Preußen noch weiter beſchränkt ſeyn würde, und wegen der im Warſchauer Bündniß dem Churfürſten von Sachſen im Allgemeinen zugeſicherten Vortheile verabredete man jezt ganz beſtimmt, daß demſelben das Herzogthum Magdeburg mit Inbegriff des Saalkreiſes, und noch einige andere namentlich aufgeführte Stücke altpreußiſcher Lande zufallen ſollten, mehr oder weniger, je nachdem das Kriegsglück die Waffen der Verbündeten begünſtigen werde.

Der Dresdner Friede vereitelte die Abſichten des Theilungsvertrags, indeß wurde über deſſelben Erneuerung auch noch nach dieſem Frieden unterhandelt, und der Wiener, ſo wie der Dresdner Hof verabredeten mit erbitterter Thätigkeit Friedrichs Verderben. Zur Erreichung ihrer Abſichten ſchien ihnen aber vorzüglich wichtig, ſich eines mächtigen Bundesgenoſſen, Rußlands nämlich, zu verſichern. Gewiß konnte kein gefährlicherer Feind Preußens auftreten, als dieſe Macht, welche damals in Europa noch minder bekannt, aber wegen ihrer phyſiſchen Kraft und der Rohheit ihrer Völker um ſo mehr gefürchtet wurde. Weiſe Staatsmänner hat-

ten

ten dieselbe bisher von den europäischen Angelegenheiten möglichst entfernt zu halten gesucht [40]; Niemand hatte, nach vernünftiger Politik, mehr Ursache, diese Maxime zu befolgen, als der Wiener Hof, dessen Einfluß in die europäischen Angelegenheiten natürlich durch jede Zunahme des russischen geschwächt werden mußte. Aber Kaunitz, indem er dieses ganz übersah, bewies bey dieser, wie bey andern Gelegenheiten, daß er den Namen eines großen und weitsehenden Staatsmannes nicht verdiene; seinem allein auf die nahe Gegenwart beschränkten Blicke schien nur die Möglichkeit von Preußens zunehmender Größe furchtbar. Er arbeitete unabläßig, vereint mit dem sächsischen Minister Grafen Brühl, der den bittersten Haß gegen Friedrich hatte [41], um Rußland zu einer festen



40) Schon Churfürst Friedrich Wilhelm der Große soll gesagt haben: „man müsse sich wohl hüten, den schlafenden Bär zu wecken," und König Friedrich I von Preußen schlug dem König August II von Polen vor, sich schnell mit Karl XII zu versöhnen, und gemeinsam mit ihm dem Vordringen Peters des Großen entgegen zu treten.

41) Die wahre und erste Ursach dieser feindseligen Gesinnung Brühls gegen Friedrich ist uns nicht bekannt. Blos politische Eifersucht gegen Preußens emporsteigende

Verbindung gegen Preußen zu bringen. Es gelang dieſes auch, ſo wenig politiſche Gründe für Rußland

gende Größe, wenn gleich dieſelbe auch mitgewirkt haben mag, kann allein eine ſo heftige Leidenſchaft wol nicht hervorgebracht haben. Vielleicht fühlte Brühl bey den perſönlichen Zuſammenkünften, die während des erſten ſchleſiſchen Krieges, wo Preußen mit Sachſen verbunden war, Statt fanden, wie ſehr ihm Friedrich an Geiſtesvorzügen überlegen ſey, und vielleicht fürchtete er bey ſeinem Herrn ſein Anſehn zu verlieren, wenn Friedrich auf dieſen Einfluß gewönne. Friedrich erzählt ſelbſt, Brühl ſey aus einem ſehr niedrigen Grunde in eine völlige Abhängigkeit des Wiener Hofes gerathen, er habe nämlich ein Projekt Königs August II zur Vertheilung der öſterreichiſchen Erblande nach dem Tode Kaiſer Karls VI heimlich dem Wiener Hofe mitgetheilt, und dieſer habe ihn durch die Drohung, ſolche Verrätherey entdecken zu wollen, gezwungen, ein Werkzeug ſeiner Abſichten zu ſeyn. Die Wahrheit einer ſolchen Anekdote kann natürlich nicht bewieſen werden, aber was wir ſonſt von Brühl wiſſen, ſcheint ſie zu beſtätigen. Gewiß iſt, daß dieſer Miniſter nicht nur durch eine verkehrte äußere Politik Sachſen in den verderblichſten Krieg geſtürzt, ſondern auch durch eine ſchlechte innere Regierung den Ruin ſeines Vaterlandes befördert hat. Mit einer gränzenloſen Verſchwendung und weit getriebenem Luxus wurden die Staatseinkünfte vergeudet. Der beſte Schriftſteller über die neuere polniſche Geſchichte, Rulhière, in Hist. de l'Anarchie de Pologne T. I. p. 178, ſagt von Brühl: il portoit dans les grandes affaires de la

Land dafür vorhanden waren, weil die verbündeten



la politique générale cet esprit d'intrigues sourdes, de mensonges et de doubles manoeuvres qu'on prend si souvent dans les cours; rampant devant son maitre, seduisant dans la societé par sa grace et par sa douceur, faible et perfide dans les affaires et partout ailleurs le plus superbe des hommes. L'excès de son luxe en tous les genres paroitroit exagéré dans un roman, et la verité passe ici de bien loin toute vraisemblance. Man wird das Lezte für keine Uebertreibung halten, da die Kosten seines gewöhnlichen Haushalts von glaubwürdigen Personen jährlich auf eine Million Thaler angeschlagen sind. Ein während des siebenjährigen Krieges erschienenes Buch: „Leben und Charakter des Grafen von Brühl, 1760," enthält hierüber auffallende Nachrichten. Diese Schrift, welche von einigen dem nachher durch andere historische Schriften bekannt gewordenen Professor Hausen, von andern aber dem durch seine politischen Schriften bekannten von Justi beigemessen wird, ist zwar mit dem erbitterten Parteigeiste damaliger Zeit und in einem nicht würdigen Tone geschrieben, doch enthält sie wahrscheinlich manche zuverlässige Nachrichten, deren Andenken auch durch die mündliche Tradition erhalten ist. So weitläuftig diese Biographie jedoch ist, ertheilt sie nicht einmal über die bedeutendsten äußern Umstände von Brühls Leben Auskunft. Wir geben hier also einige Nachrichten, die wir der gütigen Mittheilung eines wohlunterrichteten Mannes verdanken. Heinrich von

Brühl

Höfe den russischen Staatsminister, Grafen Bestu-
schef-

---

Brühl stammte aus einer adlichen Familie in Sachsen, und es ist falsch, daß, wie von seinen Feinden gesagt worden, er von niedriger Herkunft gewesen. Er war 1700 zu Weißenfels geboren, kam früh in sächsische Hofdienste, und wurde 1713 Silberpage. Er erwarb die Gunst Königs August II in solchem Grade, daß er schnell zu höhern Stellen im Hof- und Civildienst emporstieg, und schon 1731 Geheimer Kabinets-Minister und Staats-Sekretair der innern Angelegenheiten wurde. Aber noch mehr gewann er das unbeschränkte Vertrauen Königs August III, und wurde von diesem Monarchen mit Ehren und Reichthümern überhäuft. 1737 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben; 1738 erhielt er, nebst dem Departement der innern Angelegenheiten, auch das der Militairsachen, und 1740 das der auswärtigen Angelegenheiten, so daß er die oberste Leitung aller Geschäfte, welche bisher unter drey Minister vertheilt gewesen, vereinte. 1746 wurde auch noch der Titel eines Premierministers hinzugefügt, und ihm ausdrücklich der erste Rang in Sachsen beigelegt. Er behauptete dieses Ansehen und seinen unumschränkten Einfluß auf den König bis zum Tode des leztern, der am 5ten Octbr. 1763 erfolgte. Nun legte er seine Stellen nieder mit Beibehaltung einer Pension von 36,000 Thaler und dem Titel eines wirklichen Geheimen Raths und präsidirenden Conferenz-Ministers, wodurch wahrscheinlich der neue Regent nur äußere Schonung eines von dem Vorfahr so sehr geachteten Mannes, nicht aber Brühls fernere Theilnahme an den Geschäften bezielte. Brühl starb aber bald nachher am 28ten Oktober 1763. Sein hinterlassenes Vermögen soll an Grundstücken, Kapitalien

und

schef-Rinmin [42]), besser für ihre Sache zu ge-

N 5 win-

und Mobiliar-Vermögen, nach Abzug der Schulden, über eine und eine halbe Million Thaler betragen haben. Er hatte die Vorsicht gehabt, sich noch vom Könige August III ein Versicherungs-Dekret geben zu lassen, daß nach seinem Tode seine Erben mit der sonst bey einem Staatsminister üblichen Versiegelung und Untersuchung der nachgelassenen Papiere verschont werden sollten. Aber so nachsichtig der neue Regent, der vortrefliche Churfürst Friedrich Christian, sich auch, ohne Zweifel um das Andenken des Vaters zu schonen, bewies, wurde doch eine Untersuchung über Brühls Verwaltung der öffentlichen Einkünfte verfügt. Diese Untersuchung ergab, daß in den öffentlichen Kassen die ungeheuren Summen von 4,731,456 Thaler, und außerdem noch an untergeschlagenen Zinsen und Schuldscheinen 579,697 Thaler durch Brühl veruntreuet waren, und es wurde dem Fiscus nachgelassen, diese im rechtlichen Wege von den Erben zurückzufordern. Demohngeachtet wurde von dem nach dem baldigen Tode des Churfürsten folgenden Administrator Prinz Xaver die Untersuchung niedergeschlagen.

42) Ueber diesen merkwürdigen Minister findet man unter dem Titel: „Lebenslauf," manche gesammelte Nachrichten in Büschings Magazin Bd. II. S. 417, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, da sie Bestuschef meist selbst mitgetheilt hat, die aber weit entfernt sind, eine Biographie zu enthalten, welche von dieses Mannes mächtigem Einfluß in die großen Staats-Begebenheiten seiner Zeit und von seinem Charakter eine Idee geben könnte. Wir entlehnen aus diesem Aufsatze folgende Umstände. Die Familie Bestuschef

stammt

ganz allein Preußen betraf 44). In demselben wurde festgesezt, daß wenn der König von Preußen je den Dresdner Frieden verletzen sollte, alsdann die Kaiserin-Königin als sofort wieder in den Besiz aller ihrer Rechte an Schlesien und Glaz eintretend angesehen und die Kaiserin von Rußland verpflichtet seyn solle, zur Wiedereroberung dieser Lande mit allianzmäßiger Hülfe beizustehen. Für eine Verletzung des Dresdner Friedens sollte aber nicht nur gehalten werden, wenn der König die Kaiserin-Königin, sondern auch wenn er Rußland oder die Republik Polen angreifen würde. Da beide leztere Mächte den Dresdner Frieden nicht mit abgeschlossen hatten; so war es wirklich wider alle Grundsäze des Völkerrechts und wider die gesunde Vernunft, daß ein zwischen ihnen und dem Könige von

44) Dieser Traktat findet sich in J. J. Mosers Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts Bd. VIII. p. 164. mit einem Auszuge der geheimen Artikel; ohne diese leztern aber in Rousset Recueil d'actes et traités T. XIX; in andern diplomatischen Sammlungen trift man ihn gar nicht an, und die Sammler scheinen beflissen gewesen zu seyn, diesen Vertrag und seine geheimen Artikel der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Der vierte geheime Artikel, welcher ganz gegen Preußen gerichtet ist, wurde bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges vom

on Preußen ausbrechender Krieg den leztern seiner Rechte auf Schlesien und Glatz berauben, und diese aude der Kaiserin-Königin, einem ausdrücklich abeschlossenen Frieden entgegen, wieder zuwenden ollte. Es war klar, daß diese Verabredung nur eshalb getroffen wurde, um desto eher den Fall erbeizuführen, in welchem man sich berechtiget halten wollte, den verhaßten Feind mit vereinten Kräften anzugreifen. Kaunitz wünschte eifrigst, daß der Krieg zuerst mit Rußland ausbrechen möchte, damit sein Hof alsdann mit desto mehr Sicherheit den an einen andern Seite beschäftigten König angreifen könnte. Deshalb versuchte er auf alle Weise die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich persönlich aufzubringen. Der sächsische Hof war hierbey nicht minder geschäftig. Offenbare Erdichtungen wurden gebraucht, um der russischen Monarchin einzubilden, daß Friedrich feindliche Absichten gegen sie habe, bedenkliche Rüstungen mache, innere Unruhen in ihrem Lande anzuzetteln suche; sogar Spottreden, die Friedrich an seiner Tafel entfallen seyn sollten, wurden erdichtet aber mit Uebertreibung wiederholt. Man brachte es durch diese bösen Künste

vom Berliner Hofe bekannt gemacht; s. denselben in Hertzberg Recueil T. I. p. 30. Der Aechtheit desselben ist nie widersprochen.

Künfte dahin, daß Elisabeth die äußerste Erbitterung gegen Friedrich faßte, und nach ihrem Antrage im russischen Staatsrathe förmlich beschlossen wurde, mit aller Macht dahin zu arbeiten, den König von Preußen wieder in seinen alten mittelmäßigen Stand zurückzusetzen, damit er Rußland weniger gefährlich werde, und nicht nur alsdann, wenn dieser König einen der Alliirten Rußlands angreifen sollte, sondern sogar auch, wenn er von einem derselben angegriffen würde, sollte dies als der Fall angesehen werden, der Rußland zum Kriege gegen ihn berechtige, weil es Grundmaxime des russischen Reichs seyn müsse, jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg sich auf alle Weise zu widersetzen 45). So weit ging die verblendete Leidenschaft, daß dieses in Absicht eines Staats beschlossen werden konnte, der Rußland durch nichts beleidigt hatte, und dessen Vergrößerung, wenn sie auch zu besorgen gewesen wäre, dem russischen Reiche nicht leicht gefährlich erscheinen konnte, da dem russischen Staatsinteresse es vielmehr angemessen war, dem Uebergewicht Oesterreichs nöthigen Falls in Deutschland das Haus Brandenburg entgegensetzen zu können.

Der

45) Die Beweise hiervon, deren Aechtheit nie geläugnet worden, s. in Herzberg Recueil Vol. I. p. 57. 248. 249.

der sächsische Hof wagte nicht, dem österreichisch-russischen Bündnisse sofort förmlich beizutreten, sondern er verschob dieses bis dahin, daß der Krieg zwischen einer der beiden andern Mächte und Preußen wirklich ausgebrochen seyn würde, da er dann mit desto größerer Sicherheit zutreten zu können hoffte, auch wünschte, Sachsen noch vorher ganz bestimmte Zusicherung seines Antheils an der Beute, die Friedrich abgenommen werden sollte, wozu ihm auch vom Wiener Hofe auf dem Fuße des Theilungs-Vertrages von 1745 Hoffnung gemacht wurde. Der förmliche Beitritt Sachsens zu dem Bunde wurde auch wahrscheinlich dadurch verzögert, daß es selbst unter den sächsischen Ministern nicht an redlichen, hellsehenden Männern fehlte, welche ihrem Könige vorstellten: der Staat werde großer Gefahr ausgesezt, wenn der sächsische Hof sich verbindlich machen wolle, an einem Kriege gegen den König von Preußen Theil zu nehmen, der sogar in dem Falle Statt finden sollte, wenn dieser Monarch nicht selbst dazu Anlaß gegeben hätte, sondern von einer der gegen ihn alliirten Mächte aus irgend einem Grunde angegriffen würde, und daß es als eine Verletzung des Dresdner Friedens angesehen werden solle, wenn der König von Preußen mit Mächten, die an diesem Frieden gar nicht Theil gehabt,

habt, nämlich Rußland und der Republik Polen in Krieg geriethe. Ein solches Verfahren, sagten die sächsischen Minister, würde allen bisher anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts widersprechen! Es macht dem sächsischen Geheimen Consilium große Ehre, daß es den Muth hatte, dieses seinem Herrn vorzustellen, obgleich es gewiß seyn mußte, dadurch dem allein geltenden Grafen Brühl höchlich zu misfallen, der auch den Eindruck, den so wichtige und offenbar gegründete Vorstellungen billig hätten machen müssen [46]), zu verhindern wußte.

Die

46) Die Beweise des hier Angeführten wurden vom preußischen Hofe bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges bekannt gemacht; s. dieselben in Hertzberg Recueil Vol. I. p. 43. 44. Um den hier erwähnten Widerspruch im sächsischen Ministerium, und das entscheidende Uebergewicht des Grafen Brühl zu erklären, bemerken wir Folgendes. Seit die Churfürsten Könige von Polen geworden, fanden zweierley Minister Statt: Geheime Kabinets- und Geheime Conferenz-Minister. Jener waren drey, einer für die auswärtigen, einer für die innern Angelegenheiten, und einer für das Kriegswesen; nur diese trugen dem Regenten mündlich vor, und ertheilten in seinem Namen und unter seiner Unterschrift die letzten Entscheidungen. Die Conferenz-Minister, deren Vereinigung das Geheime Consilium hieß, besorgten die innere Verwaltung des Landes mit der Verbindlichkeit, in wichtigen Fällen deshalb

Die groſſe Geſchäftigkeit, mit welcher Friedrichs Feinde ſich Jahre lang mitten im Frieden beeiferten, einen ſeinen Untergang bezielenden Krieg anzuzetteln, konnte dieſem Monarchen nicht verborgen bleiben, auch wenn er keine auſſerordentlichen Mittel anwandte, um Geheimniſſe, die ihn ſo nahe angingen, zu entdecken. Bey dem Zuſammenhange aller europäiſchen Höfe unter einander, und bey der groſſen Aufmerkſamkeit, mit der immer einer den andern beobachtet, kann eine lang fortdauernde auſſerordentliche Thätigkeit zwiſchen einigen derſelben nicht leicht verborgen bleiben, und derjenige, welcher dabey vorzüglich intereſſirt iſt, wird den Gegenſtand ſolcher Bewegungen unfehlbar, wo nicht mit Gewißheit erfahren, doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthen und ahnen. Im gegenwärtigen Falle gelangte aber Friedrich zur wirklichen Ueberzeugung von den feindſeligen Abſichten, mit denen

an den Regenten, aber immer nur ſchriftlich, zu berichten, der ihnen dann durch die Kabinets-Miniſter ſeine Befehle ertheilte. Auswärtige Sachen gehörten allein vor die leztern, und das Geheime Conſilium ward nur, wenn man es nöthig fand, in beſondern Fällen über dieſe Geſchäfte mit ſeinem Gutachten gehört. Graf Brühl vereinte in ſeiner Perſon alle drey höchſte Miniſterien, und hatte alſo die lezte Entſcheidung aller und jeder Sachen.

denen im Finstern sehr thätig gegen ihn gearbeitet wurde. Er konnte an der Zuverläßigkeit der ihm hierüber zukommenden Nachrichten nicht zweifeln, da er die Correspondenzen der gegen ihn feindlich gesinnten Staatsmänner, und die gegen ihn verabredeten Traktaten im Original mitgetheilt erhielt. Ein großer Theil dieser Schriften war aus dem geheimen Archiv in Dresden genommen, da ein bey demselben angestellter Officiant von dem preußischen Gesandten gewonnen war, und dem leztern diese Schriften auf so lange Zeit mittheilte, als nöthig war, um Copien von denselben zu nehmen. Andere Schriften mögen durch ähnliche Mittel anders woher, zum Theil durch den General Winterfeld, der sehr viele zu diesem Zweck dienliche Verbindungen an fremden Höfen unterhielt, in die Hände des Königs gekommen seyn.

Ueber die Moralität solcher Mittel, zu den Geheimnissen eines andern Staats zu gelangen, kann die Meinung nicht verschieden seyn. Gewiß sind sie, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, äußerst verwerflich, und jeder Staatsdiener, der sich zu solcher Verrätherey gebrauchen läßt, ist ein nichtswürdiger Verbrecher, den die Verachtung selbst derer, denen er sich verkauft, trift, und ge-

gen

gen den von dem Staat, der durch den Pflichtvergessenen gefährdet ist, keine zu harte Strafe verfügt werden kann. Aber so lange, auch zur Zeit des Friedens, ein unglückliches Mistrauen zwischen den Staaten besteht, weil jeder von dem andern oft etwas Arges besorgt, so lange werden auch alle Vorstellungen von der Unwürdigkeit solcher Mittel ohne Wirkung seyn. Man wird im Fall der äussersten Noth sich dieselben erlauben, und durch die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche jede andere aufwiegt, sich berechtigt halten, um von uns bedrohenden Gefahren möglichst bald Kenntniß zu bekommen. So wie im Kriege Ueberläufer und Spione von jedem Theile strenge bestraft, zugleich aber auch von jedem, der Vortheile durch die Entdeckungen der Nichtswürdigen ziehen kann, ermuntert und belohnt werden; so wird auch während des Friedens, der fast nur Unterbrechung des Krieges genannt werden kann, eine Regierung Nachrichten von den Entwürfen einer andern, die auf ihr Verderben abzielen, immer annehmen, auch wenn sie von verachtungswerthen Verräthern ihr dargeboten werden. Erst dann wird hierin eine glückliche Aenderung gehofft werden können, wenn Jeder versichert seyn kann, daß der Andere nicht im Finstern an seinem Verderben arbeite! Diese gegenseitige

Sicherheit wird gewiß eintreten, wenn einst das menschliche Geschlecht zu der sittlichen Ausbildung gelangt seyn wird, um sich völlig überzeugt zu halten, daß, so wie für den einzelnen Menschen, so auch für die bürgerlichen Gesellschaften unwandelbare Beobachtung des Rechts und redliche Beförderung des gegenseitigen Wohls das einzige sichere Mittel zur Erreichung des eigenen sey.

In diesem Zustande der Dinge kann also Friedrich mit Recht nicht getadelt werden, wenn er, sobald von den ungerechten Anschlägen seiner erbitterten Feinde im Allgemeinen ihm Nachricht zugekommen war, alle Mittel anwandte, oder die sich ihm von selbst darbietenden benuzte, um solche Anschläge möglichst genau und zuverläßig kennen zu lernen, und sich in Stand zu seßen, ihnen widerstehen zu können. Wenn man erwägt, daß Friedrich diese Nachrichten, welche über die feindseligen Absichten gegen ihn keinen Zweifel ließen, mehrere Jahre hinter einander erhielt; so muß man in der That die Langmuth und Mäßigung bewundern, mit der er seine in so hohem Grade gereizten Leidenschaften zurückzuhalten vermogte, und den sein Verderben bezielenden Feinden nicht schon früher zuvorkam. Aber, als er endlich im Jahr

1756

1756 mit Gewißheit erfuhr, daß er noch im Herbst eben dieses Jahrs, oder, wenn sich hiergegen Hindernisse fänden, doch ohnfehlbar im Frühjahr des Jahrs 1757 von Rußland angegriffen werden sollte, und dann auch, dem längst verabredeten Plane gemäß, Oesterreich und Sachsen losbrechen würden, und als Maria Theresia auf Friedrichs Anfrage schlechterdings jede beruhigende Erklärung über die gemachten außerordentlichen Rüstungen in Böhmen weigerte; als er ferner auch durch die aufgefangene vertraute Correspondenz der feindlichen Minister die gewisse Ueberzeugung erhielt, daß diese Erklärung ganz vorsätzlich und in bösester Absicht geweigert werde: — da glaubte er seiner Selbsterhaltung schuldig zu seyn, dem ihm so nahe drohenden Angriff durch den seinigen vorzukommen. Er nahm Sachsen in Besitz und rückte in Böhmen ein. In Dresden ließ er das geheime Archiv öffnen, und aus demselben die Originale der Schriften, damit deren Aechtheit nicht geläugnet werden könne, herausnehmen, welche die unumstößlichen Beweise der zu seinem Verderben gemachten Anschläge enthielten. Friedrich ließ in denkwürdigen Staatsschriften [47]),



47) Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dan-

die Herzberg zum Verfaſſer hatten, dem Publikum dieſe Beweiſe bekannt machen. Nie haben Staatsſchriften eine größere Wirkung gethan, und dieſes war natürlich, denn ſie enthielten reine Wahrheit, und jede Behauptung in denſelben wurde durch die eigenen Papiere der Gegner unwiderſprechlich bewieſen. Die Originale derſelben wurden den Geſandten mehrerer Höfe vorgelegt, und ſie ſind erſt nach dem Hubertsburger Frieden dem ſächſiſchen Hofe auf ſein Verlangen zurückgegeben. Die Aechtheit dieſer öffentlich bekannt gemachten Schriften iſt nie beſtritten; durch ſie iſt die feindliche Abſicht der verbündeten Höfe, und eben dadurch auch unwiderſprechlich bewieſen, daß Friedrich zu dieſem Kriege der Erhaltung ſeines Staats wegen nothwendig gezwungen war. Dennoch hat man auch dieſes zuweilen bezweifeln, und es als möglich vorſtellen wollen, daß die böſen Abſichten gegen Friedrich, da ſie ſchon ſo viele Jahre unausgeführt geblieben, es auch noch fer-

---

dangereux contre Sa Majesté le Roi de Prusse avec des pieces originales et justificatives qui en fournissent les preuves, 1756; und Réfutation de l'ouvrage intitulé: Remarques sur les Manifestes de guerre du Roi de Prusse etc. 1757. S. dieſe Schriften in Herzberg Recueil Vol. I.

ferner hätten bleiben können; ja man hat behauptet, daß, wenn Friedrich nicht losgebrochen wäre, durch unerwartete Begebenheiten die Dinge noch eine ganz andere Wendung hätten nehmen können, wodurch dann ein Krieg verhütet wäre, der für Preußen so verderblich geworden ist, und es so nahe an den Rand des gänzlichen Untergangs gebracht hat. Daß eine solche für Friedrich günstigere Wendung der Dinge möglich gewesen wäre, läßt sich natürlich nicht bestreiten; aber wahrscheinlich war sie durchaus nicht. Die Erbitterung der Gegner war zu groß, als daß sie, ohne einen Ausbruch gefunden zu haben, hätte aufhören sollen, und wie leicht war es auch möglich, daß Friedrich, wenn er nicht zuvorkam, unter noch ungünstigern Verhältnissen angegriffen wäre. Sollte er also dieses abwarten, und nicht vielmehr einen Kampf beginnen, der allerdings sehr übel, aber auch gut ausschlagen, und den Staat retten konnte? Im ersten Falle war der Untergang ganz gewiß; im andern zwar auch möglich, aber auch der Sieg war möglich, wo nicht wahrscheinlich. Gewiß, ein mit ruhiger Prüfung aller damaligen Umstände überlegender Mann muß noch jezt eben so entscheiden, wie der sich selbst fühlende und der erprobten Tapferkeit seiner Truppen vertrauende Regent damals entschied; bey ihm

konnte keine Frage darüber seyn, ob es besser sey, vielleicht im muthigen Angriff mit Ehren umzukommen, oder abzuwarten, bis die Feinde mit dem Entwurf zu seinem Verderben ganz fertig seyn und, nachdem sie ihn überwunden, ihm vielleicht gestatten würden, ein kümmerliches, mit Schmach und Herabwürdigung angefülltes Leben noch ferner fortzuführen.

Friedrich faßte diesen Entschluß, seiner Gewohnheit gemäß, nach reifer einsamer Ueberlegung, und zog erst, nachdem er bey sich selbst entschieden hatte, drey Feldherren, zu deren Einsicht er großes Vertrauen hatte, über denselben zu Rathe, den Feldmarschall Grafen von Schwerin [48]), den Ge-

48) Kurt Christoph von Schwerin, aus altadlichem Geschlecht stammend, war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren. Nachdem er sich den Studien auf der Universität zu Leyden gewidmet, trat er in holländische Kriegsdienste, machte den spanischen Successions-Krieg unter Eugen und Marlborough in den Niederlanden und in Deutschland mit, ging dann in mecklenburgische Dienste, wurde von seinem Herzog zu Karl XII nach Bender gesandt, dessen Vertrauen er in hohem Grade gewann, und durch dessen Gespräche er mehr gelernt zu haben behauptete, als durch seine Feldzüge. Da sein Vaterland dem Könige von Preußen zugefallen war, so trat er 1720 in preußische Kriegsdienste. Durch seine Tapfer-

General von Retzow 49), und bey General von



Tapferkeit und bewiesenen großen Einsichten erwarb er des Königs Friedrich Wilhelm I. Vertrauen, und gelangte bis zum Grade eines Generals der Infanterie. Friedrich II ernannte ihn gleich nach seiner Belangung zum Thron zum Feldmarschall, und erhob ihn und seine ganze Familie in den Grafenstand. In den beiden ersten schlesischen Kriegen erwarb er großen Ruhm, und bald zu Anfang des dritten fand er in der Schlacht bey Prag, den 6ten May 1757, einen glorreichen Tod. Er war ein Mann von edlem, festem, auch liebenswürdigem Charakter, großem Verstande und ausgebreiteten Kenntnissen, und erwarb seiner beiden Könige Achtung, auch wenn er ihren Meinungen freimüthig widersprach. Friedrich II hat zu seinem Andenken eine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten lassen. Eine kurze Biographie dieses Feldherrn von einem nahen Verwandten findet sich in v. Massenbachs militairischer Monatsschrift. Berlin 1785, dem 6ten Stück.

49) Wolf Friedrich von Retzow, war 1700 in der Mark Brandenburg aus adlichem Geschlecht geboren, trat 1716 in Kriegsdienste und zeichnete sich durch seine Tapferkeit eben so sehr, als durch seine Einsichten aus. 1757 wurde er wegen seines Betragens bey Leuthen auf dem Schlachtfelde zum General-Lieutenant erhoben. Friedrich schätzte ihn sehr, und zog ihn in wichtigen Fällen oft zu Rathe; er starb 1758. Der Sohn dieses Mannes ist Verfasser des lehrreichen Buchs: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin 1802. (S. Beilage M. Nr. 53.) In diesem Werke, Th. I. S. 39, fin-

Winterfeld [59]). Lezterer stimmte der Meinung des Kö-

findet sich die Nachricht von der Berathung des Königs über die wichtige Frage wegen Anfang des siebenjährigen Krieges; sie verdient um so mehr Glauben, da General von Retzow, welcher an der Berathung Theil nahm, ohne Zweifel diese Nachricht seinem Sohne mitgetheilt hat.

59) Hans Karl von Winterfeld, 1707 aus einem alten Geschlecht in Vorpommern gebohren, trat früh in Kriegsdienste und wurde Adjudant Königs Friedrich Wilhelm I. Er wurde von diesem Monarchen nach Rußland gesandt, um Unterofficiere zu überbringen, welche die russischen Truppen im Gebrauche der Waffen nach preußischer Art üben sollten. Diese Reise veranlaßte seine Verheirathung mit einer Stieftochter des ihm schon verwandten berühmten Feldherren Grafen Münnich. Mit Friedrich II wurde Winterfeld, wie jener noch Kronprinz war, schon nahe bekannt, und gewann dessen Gunst. Nach Antritt der Regierung Friedrichs stieg er schnell zu höhern Posten, und wurde auch nach Petersburg gesandt, um Münnich, und durch ihn den russischen Hof zu gewinnen. In den beiden ersten schlesischen Kriegen erwarb er immer mehr die Achtung und ein vorzügliches Vertrauen des Königs. Er verband mit ausgezeichneten Geistes-Fähigkeiten, unermüdlicher Thätigkeit und patriotischem Eifer eine große Annehmlichkeit des äußern Umgangs; er wurde allmählig der vertrauteste Freund und Liebling Friedrichs; man glaubte, daß Winterfeld vom Könige in den wichtigsten, sowohl militairischen als politischen, Angelegenheiten zu Rathe gezogen werde, und auf die gefaßten Entschließungen mehr wie irgend Jemand Ein-

fluß

Königs, daß der Angriff nothwendig sofort geschehen müsse, ganz bey; die beiden erstern aber waren

ge-

fuß habe. Es fehlte ihm jedoch wissenschaftliche Bildung, er wußte dieses selbst, und suchte sich durch Umgang mit Männern von Kenntniß so gut wie möglich zu unterrichten; Friedrich selbst schlug ihm diejenigen vor, die er hierzu gebrauchen konnte. Daß er ein Mann von Talent und großen Verdiensten gewesen, ist von Niemandem bezweifelt worden, aber beliebt war er nicht, und seinem Charakter sind Vorwürfe gemacht. Man gab ihm Eigendünkel, Stolz, Geringschätzung Anderer Schuld, und behauptete, daß er sein Ansehn bey dem Könige oft zu braver Männer Nachtheil misbrauche. Dies sind Fehler, zu welchen die Günstlinge der Könige sich leicht hinreißen lassen, die ihnen aber auch oft mit Unrecht von denen, die sie eifersüchtig beneiden, beigemessen werden. Welches von beiden bey Winterfeld der Fall gewesen, können wir beim Mangel näherer Nachrichten nicht entscheiden. Friedrichs ihm bis ans Ende bewiesene Achtung und Zuneigung giebt uns eine gute Meinung von ihm. Den Grad eines General-Lieutenants erhielt er 1756, kurz vor Ausbruch des Krieges, und in einem kleinen Gefecht bey Görlitz fand er am 8ten September 1757 den Tod. Der König war äußerst gerührt über diesen Verlust, und sagte: „so einen Freund bekomme ich nie „wieder.“ Er ließ eine Bildsäule Winterfelds auf dem Wilhelmsplatze aufrichten. — Ein Verwandter von ihm, Major von Winterfeld, hat ein „Leben „des preußischen General-Lieutenants von „Winterfeld. Berlin und Leipzig. 1809“ herausgegeben, das so vollständig ist, als es die noch

vor-

geneigt, noch einigen Aufschub besser zu halten. Doch da der König die ihnen bisher unbekannten Papiere vorlegte, aus denen die Absicht seiner Gegner, ihn zu überfallen, unwidersprechlich hervorging, konnten sie der Meinung des Königs nicht weiter entgegensetzen; Schwerin besonders drang darauf, daß nun der Angriff ohne den mindesten Aufschub geschehen müsse. Man hat behauptet, Winterfeld habe den König vorzüglich zu dem raschen Entschlusse bestimmt, den Krieg ohne Zögerung anzufangen, wenigstens durch seine lebhafte Beistimmung ihn darin bestärkt. Diese Behauptung thut Winterfeld wahrscheinlich Unrecht, denn Friedrich war gewiß nicht der Mann, der, besonders in einem so wichtigen Falle, sich durch irgend einen Andern, so groß auch dessen Ansehn bey ihm seyn mochte, einen Entschluß einreden ließ, den er nicht selbst, nach eigner reifer Ueberlegung, für den besten gehalten hätte. Daß aber Winterfeld der Meinung des Königs beistimmte, kann ihm durchaus nicht zum Vorwurf gereichen, noch seinem unruhigen Ehrgeiz

der

vorhandenen dürftigen Nachrichten erlaubten. Die merkwürdigsten Begebenheiten werden mit reifem und unpartheiischem Urtheil erzählt, und gegen die dem Charakter dieses Feldherrn gemachten Vorwürfe wird er, nach unsrer Ueberzeugung, gründlich vertheidigt.

r bey einem Kriege Vermehrung des Ansehens
ıd Ruhms gehofft hätte, beigemessen werden;
enigstens können wir dieses nicht glauben, da wir,
chszig Jahre nach jenen Begebenheiten lebend, die
ıeberzeugung haben, daß in den Umständen, in des
en Friedrich war, sein Entschluß unumgänglich
othwendig, und der Krieg ein ihm abgedrungener
nd gerechter Vertheidigungskrieg gewesen sey.

Während im nordöstlichen Europa eine be-
hränkte durch unwürdige Leidenschaften aufgeregte
Politik gegen einen weisen Monarchen, der gern
m Frieden der Wohlthäter seines Volks gewesen
äre, einen Untergangskrieg anzuschüren bemüht
ar, ereignete sich im Westen unsers Welttheils
ine Umwandlung des bisherigen politischen Zustan-
es, die viel dazu beitrug, diesem Kriege noch mehr
Umfang, Dauer und Verwicklung zu geben. Nach
em Tode Kaisers Karl VII hatte Frankreich den zu
essen Aufrechthaltung angefangenen Krieg gegen
Oesterreich ohne eigentlichen Zweck fortgeführt, da es,
ohnerachtet seiner Siege in den Niederlanden, nicht
offen konnte, dieses wichtige Land zu behalten. Der
Aachner Friede versöhnte endlich beide Staaten 51). 1748 d. 30sten April.

51) S. denselben in Wenck l. c. T. II, p. 519.

Man glaubte nun in Wien den Ruheſtand mit Frankreich gründlich befeſtigt zu haben, und man baute hierauf die Hoffnung, daß Oeſterreich und Frankreich künftig nicht blos verſöhnt, ſondern auch durch einen Bund vereinigt werden könnten, der beiden gleich vortheilhaft ſeyn würde, weil ſie vereint nicht leicht einen andern Angriff fürchten dürften, vielmehr allen andern Mächten furchtbar erſcheinen könnten. Ob Maria Thereſia den Gedanken einer ſolchen engen Verbindung zuerſt aus eigner Bewegung gehabt, oder ob Kaunitz, oder irgend ein Anderer ihr denſelben eingegeben habe, iſt ungewiß. Sehr begreiflich aber iſt, wie der eben genannte Staatsmann bey Erwägung der damaligen politiſchen Verhältniſſe zu der Ueberzeugung gelangen konnte, daß er ſeine Entwürfe zu Oeſterreichs Gunſten am ſicherſten ausführen werde, wenn er ſie durch eine ganz andere Politik zu erreichen ſuchte, als die in den verfloſſenen Jahrhunderten befolgt war. Wenn es ihm gelang, mit Frankreich in freundſchaftlichem Vernehmen zu bleiben, ſo waren davon für ſeinen Hof große Vortheile zu erwarten. Die deutſchen Fürſten hatten keinen Rückhalt mehr, wenn ſie Oeſterreichs Abſichten ſich zu fügen weigerten; die Garantie des weſtphäliſchen Friedens durch Frankreich war beſeitiget, und Oeſterreich durfte hoffen,

ſeine

ine Absichten einer weniger beschränkten Herrschaft
n deutschen Reiche besser wie bisher erreichen zu
innen, wenn es von Frankreich keine Störung mehr
i besorgen hatte. Auch wenn diese Macht bey dem
orhabenden Angriffe Preußens nur neutral blieb,
ar das Gelingen der mit Rußland und Sachsen
erabredeten Plane um so wahrscheinlicher. Frei-
ch mußte eine Annäherung zu Frankreich nothwen-
ig England, diesen alten und wichtigen Bundsge-
ossen Oesterreichs, von demselben entfernen; aber
kaunitz glaubte, diese Besorgniß weniger achten zu
ürfen, da er von Frankreich, wenn er mit demsel-
en im Bunde war, bedeutendere Unterstützungen
einer Entwürfe, im Fall des Gegentheils aber grö-
ern Widerstand zu erwarten hatte, als von Eng-
and. Mit lezterm waren ohnedem wegen der Ver-
ältnisse in den Niederlanden Irrungen entstanden,
nd zwischen beiden Höfen war deshalb Kälte einge-
eten [52]). Auch mogte Kaunitz glauben, daß, wenn
: für die Niederlande (die einzige schwache Seite
Oesterreichs gegen Frankreich) Gefahr drohen sollte,
ie Seemächte doch, wie in frühern Zeiten, jede
ndere zum Misvergnügen ihnen gegebne Ursache
ergessen und zur Behauptung der Niederlande zu-

tre-

52) Der Leser wird sich an dasjenige erinnern, was im 2ten Bande Kap. 13. hierüber gesagt ist.

treten würden, da ihnen noch mehr, als dem Wiener Hofe selbst daran lag, daß dieses Land nicht von Frankreich überwältiget werde. Kaunitz hatte bei Gelegenheit der Friedensverhandlungen zu Aachen dem französischen Bevollmächtigten den Gedanken von den Vortheilen eines Bundes für beide Staaten
1750 zuerst geäußert. Bald nachher kam er als Botschafter an den französischen Hof, wo es nun sein lebhaftes Bemühen war, diesem Gedanken Eingang zu verschaffen; aber er fand die Staatsmänner, welche am meisten Einfluß hatten, der beabsichtigten Verbindung keineswegs geneigt. Nach der Politik, die seit zwey Jahrhunderten von den größten Königen und Ministern, Franz I, Heinrich IV und Ludwig XIV, den Kardinälen Richelieu und Mazarin befolgt war, hatte man sich daran gewöhnt, es für die edelste Rolle und für das ausgemachteste Interesse Frankreichs zu halten, dem großen Uebergewicht des Hauses Oesterreich entgegen zu treten, und gegen dasselbe der Beschützer aller schwächern Staaten und besonders der Verfassung und Freiheit Deutschlands zu seyn. Zu dem letztern hatte es sich durch den westphälischen Frieden die Berechtigung erworben. Gegen das in der weiblichen Linie neu sich erhebende Haus Habsburg blieb Frankreichs Politik dieselbe, wie gegen das erloschene

›a das neue Haus, wie das alte, mit der Kaiser›würde geschmückt, und in alle Rechte und Ansprüche ›es leztern getreten war. Gern mußte es von Frankreich gesehen werden, daß mit Preußen eine ›eue Macht im Norden sich erhoben hatte, die Oesterreichs Vergrößerungs-Absichten entgegenge›ezt werden konnte. Für Frankreich war von Preu›ßen nie etwas zu fürchten, und wenn es gleich nicht gerade dessen noch weitere Zunahme befördern wollte; so mußte Frankreich doch nach allen Gründen der Staatsklugheit daran liegen, diesen Staat unge›schwächt zu erhalten. Kein vernünftiger Grund konnte es bewegen, die auf Preußens Verkleine›rung abzielenden Entwürfe des Wiener Hofes zu begünstigen. Frankreich hatte überhaupt durch eine Verbindung mit diesem Hofe von keiner Seite Vor›theile zu erhalten, da derselbe ihm gegen seinen Hauptgegner, England, nie wirksamen Beistand zu gewähren im Stande war, wenn er auch dazu ge›neigt gewesen wäre.

Bey diesen Gründen konnte Kaunitz nicht hof›fen, mit seinem Vorschlage eines Bündnisses bey den Rathgebern Ludwigs XV Eingang zu finden. Alle hellsehenden Staatsmänner, die allgemeine Meinung der Nation, waren gegen diesen Vor›

ſchlag. Aber Kaunitz, hierdurch nicht abgeſchreckt, verſuchte einen Nebenweg, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er bemühte ſich, die Maitreſſe Königs Ludwig XV, Marquiſe von Pompadour [53]), zu gewinnen, und wandte jedes Mittel an, dieſelbe zu bewegen, den König ſeinen Entwürfen geneigt zu machen. Dieſe Frau, welche mit äußern Annehmlichkeiten lebhaften Geiſt verband, ließ ſich überreden, daß ſie ihrer Beherrſchung des Monarchen am ſicherſten Dauer geben würde, wenn ſie ihm die läſtigen Sorgen der Regierung abnehme, und ihn zu Entſchlüſſen brächte, die, ohne daß er ſich anſtrengen dürfe, oder im Genuß eines wollüſtigen Lebens unterbrochen würde, ſeiner Regierung neuen Glanz verſprächen. Dieſen hoffte ſie von einer Verbin-

53) Jeanne Antoinette du Poiſſon, aus niedrigem Stande 1721 zu Paris geboren, kam 1745 an den Hof und wurde allmählig zur Marquiſe, nachher Herzogin von Pompadour erklärt. Nie vielleicht hat eine Buhlerin unumſchränktere Herrſchaft ausgeübt; Feldherren und Miniſter wurden von ihr nach Gefallen gewählt, und alle großen Geſchäfte der innern und äußern Regierung von ihr geleitet; deshalb wurde auch alles Unglück, was Frankreich im ſiebenjährigen Kriege, und durch ſeine zerrütteten Finanzen traf, ihr beigemeſſen. Sie ſtarb 1764 als der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, doch blieb der königliche Liebhaber bis zu ihrem Tode ihr treu.

bindung mit der ersten europäischen Macht, die, wenn sie aufhörte eine gefährliche Nebenbuhlerin Frankreichs zu seyn, jezt bereit war, mit ihm die entscheidende Leitung der großen Angelegenheiten von Europa zu theilen. Der Ehrgeiz der Pompadour fand sich geschmeichelt, wenn sie hoffen durfte, nicht blos die Geliebte eines großen Monarchen, sondern auch die Stifterin eines neuen politischen Systems zu seyn, das Frankreich auf eine Stufe von Macht und Einfluß erheben sollte, die es in der Vorzeit vergebens angestrebt hatte, die aber jezt auf einem dem bisherigen ganz entgegengesezten Wege erstiegen werden sollte. Schon die Neuheit dieses Gedankens des Bundes der großen Mächte, deren Kampf sie bisher geschwächt und kleinern Mächten einen diesen nicht gebührenden Einfluß gegeben hatte, war verführerisch für die eitle Frau (vielleicht auch überhaupt für den jüngern Theil der Nation); und als Kaunitz seine Monarchin bewegte, sie selbst in freundlich vertrauten Briefen (sie soll sie in denselben, kaum ist es glaublich, meine Cousine genannt haben) um Anwendung ihres Einflusses zur Unterstützung der großen Sache zu ersuchen, konnte sie nicht länger widerstehen. Sie wandte nun alle ihre Gewalt über das Gemüth Ludwigs XV an, um ihn dem neuen System geneigt zu machen. Es gelang ihr

nicht ohne Mühe, da dem gesunden Verstande des Königs das Gefahrvolle dieses Systems nicht entging, und er ungern von Friedrich sich trennte, welches, wie er wohl einsahe, die nothwendige Folge jeder Annäherung zu Oesterreich seyn mußte. Doch neben den Gründen der Politik wurden auch noch viele andre Mittel angewandt, um Ludwig XV gegen den König von Preußen persönlich aufzubringen. Witzige Spottreden, die derselbe über jenen Monarchen und dessen Geliebte sich erlaubt haben sollte, wurden hierbey nicht ohne Erfolg gebraucht, und da es der Pompadour gelungen war, einen ihr ganz ergebenen und sehr fähigen jungen Mann, Abbé Bernis 54), in den Staatsrath zu bringen; so wurde der König endlich dem neuen politischen System geneigter gemacht. Wie es Graf Kaunitz bis dahin gebracht hatte, ging er nach Wien zurück, um die
1755 Hauptleitung aller Geschäfte zu übernehmen; die Vollendung des von ihm am französischen Hofe angefangenen Geschäfts überließ er seinem Nachfolger in dem Bothschafter-Posten, dem Grafen von Stahremberg.

Doch Friedrich, von der Annäherung der Höfe von Wien und Versailles wohl unterrichtet, kam

der

54) S. von demselben oben Bd. II. S. 346. Note 37.

der Vollendung derselben zuvor, und indem er das zu seinem Verderben bezielte neue politische System zwar selbst beförderte, gab er demselben mit ungemeiner und die Gegner überraschenden Geschicklichkeit eine Richtung, die vorzüglich beigetragen hat, daß von dem gegen ihn angezettelten Kriege nicht sein Untergang, sondern neuer Ruhm und sehr vermehrtes Ansehn die Folgen wurden.

Friedrich hatte in den beiden ersten Kriegen erfahren, wie wenig auf die Verbindung mit Frankreich gerechnet werden könne, weil am französischen Hofe veränderliche Launen und kleinliche Leidenschaften, Eifersucht und Wechsel der Einfluß habenden Personen oft mehr als Gründe der Staatsklugheit die zu nehmenden Entschlüsse bestimmten, besonders aber auch, weil die französischen Staatsmänner nur immer ihre eigenen Zwecke verfolgten, ohne auf den Vortheil der Bundsgenossen Rücksicht zu nehmen. Er war inne geworden, daß der französische Hof immer bereit gewesen war, ihn aufzuopfern, wenn er dadurch für sich selbst Vortheile zu erreichen hoffen konnte; er hatte, wenn er in großer Verlegenheit war, von diesem Bundesgenossen keinen Beistand, und für denjenigen, den er selbst geleistet, schlechte Erwiederungen erhalten. Diese Erfahrung konnte

nicht geneigt machen, die Verbindung mit Frankreich beizubehalten, oder eine noch engere abzuschließen, da er von dieser Macht bey der Gefahr, von der er sich jezt bedroht sahe, keinen aufrichtigen und kräftigen Beistand hoffen durfte. Das Betragen, welches England bisher gegen ihn bewiesen, gab ihm dagegen die Hoffnung, daß eine Verbindung mit dieser Macht ihm nüzlicher seyn werde. Die allgemeine Meinung hatte, wie er bemerkt, auf der britischen Insel vorzüglich Einfluß auf die Gesinnung des Parlements, und dadurch des Hofes, und wenn gleich auch diese allgemeine Meinung zuweilen Verirrungen unterworfen ist, welche vorzüglich aus der in England herrschenden großen Unkunde der Verhältnisse auf dem festen Lande herrührt; so wird doch von ihr das wahre Wohl des eignen Staats in den meisten Fällen besser eingesehen und beachtet, als in den Landen, wo beschränkte, verderbte oder gar erkaufte Staatsmänner, Günstlinge und Buhlerinnen die Entschlüsse der Regierung bestimmen, und ihr unwürdiges Geschäft im Dunkeln treiben. Es war ein Hauptgrundsatz der Politik Friedrichs, daß er denjenigen Staat für den zuverläßigsten Bundesgenossen hielt, welcher sein eigenes Interesse kennt und wirklich im Auge hat, und nach demselben sein Benehmen gegen Andere abmißt; das Verfahren

eines

eines solchen Staats läßt sich berechnen, und eben deshalb auf ihn bauen. Zu allem diesen kam, daß auch die Persönlichkeit des Königs von England Vertrauen einflößen mußte. Obgleich bey Georg II [55]) die persönliche Abneigung, die er von Kindheit an gegen Friedrichs Vater gehabt, auch auf jenen übergegangen war, und obgleich er das rasche Emporsteigen Preußens mit angeerbter hannöverischer Eifersucht ansahe; so wußte dieser Monarch doch kleinliche Leidenschaften dem wahren Vortheile seines Reichs, und seiner deutschen Lande unterzuordnen. Er hatte bisher sich durchaus als einen staatsklugen Regenten bewährt. Es war für England höchst wichtig, daß Oesterreich eine bedeutende Macht bliebe, und Frankreichs Entwurf, dessen Lande unter mehrere mindermächtige Fürsten zu vertheilen, nicht ausgeführt würde. Diesem gemäß unterstützte er Maria Theresia unter laut geäußerter Beistimmung seines Volks. Er mußte nothwendig misbilligen, daß Friedrich diese Monarchin angriff und ihr Schlesien entriß; da dieses aber einmal geschehen war, sahe er ein, daß das einzige Mittel der Rettung für Maria Theresia sey, sich mit diesem Gegner, der, so wie



55) Er war Mutter Bruder Friedrichs, 1683 geboren, hatte 1727 den Thron bestiegen, ist 1760 gestorben.

er der unternehmendste war, leicht der gefährlichste werden konnte, zu versöhnen, und deshalb ein Opfer zu bringen. Er vermittelte also und garantirte den Breslauer Frieden, schloß auch bald nachher ein
1742 d. 18ten Novbr. Bündniß mit Friedrich, worin gegenseitiger Beistand zur Erhaltung des Besitzes ihrer Staaten zugesichert wurde[96]). Dieses freundschaftliche Verhältniß dauerte auch nachher fort, und wenn gleich Georg II ein thätiger Bundesgenosse von Maria Theresia blieb, so trug er doch auch bey dem zweiten schlesischen Kriege zu dessen baldiger Beendigung durch den Dresdner Frieden bey, und keine andre Verbindung, deren er mehrere einging, auch nicht die ihm sehr wichtige mit Rußland, konnte sein gutes Vernehmen mit Preußen wankend machen, und er war durch nichts zu bewegen, dem Friedrichs Verderben durch einen ungerechten Angriff bezielenden Bunde des Wiener und Petersburger Hofes beizutreten, wenn gleich nach dem zwischen lezterm und England bestehenden Defensivbunde auf englische Subsidien sehr gerechnet, und deshalb besonders gewünscht wurde, bey dem vorhabenden Kriege den Schein zu gewinnen, daß Rußland der angegriffene Theil sey. Durch den Aachner Frieden war die Sicherheit des Ruhestandes zwischen Frankreich

96) S. diesen Traktat in Wenck l. c. Vol. I. p. 640.

reich und England so wenig gründlich hergestellt, daß schon wenige Jahre nachher über die streitigen Gränzen in Nordamerika Irrungen entstanden, die bald zu Feindseligkeiten und förmlicher Kriegserklärung führten. Georg II von der Annäherung, die zwischen Frankreich und Oesterreich Statt fand, unterrichtet, wußte, daß er von lezterer Macht keinen Beistand gegen einen Angriff seiner deutschen Staaten, den Frankreich vorhatte, hoffen dürfe; er wandte sich also an Friedrich, und schlug demselben ein Bündniß vor [57]) zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Lande, und zur Erhaltung des Ruhestandes in Deutschland. Dieses wurde wirklich abgeschlossen [58]), 1755 1756 d. 16ten und Jan.



57) Friedrich sagt selbst (histoire de la guerre de sept ans Chap. III.), daß der König von England ihm das Bündniß angetragen habe, aber alle Umstände lassen nicht zweifeln, daß er selbst damals mit gleichen Gedanken umging, und man kam also desto leichter über eine Verbindung überein, deren Zuträglichkeit von beiden Theilen gefühlt wurde.

58) S. dasselbe in Wenck l. c. Vol. III. p. 84. Dieser Traktat ist nachher durch nähere Bestimmungen enthaltende Conventionen viermal erneuert, unter dem 11ten April 1758, 7ten Dec. 1758, 9ten Nov. 1759, 12ten Dec. 1766, von denen Wenck die beiden erstern liefert, die zwey leztern aber nur deßhalb wegläßt, weil sie mit jenen ganz wörtlich übereinstimmen, s. dessen Codex

und beide Monarchen verbanden sich dadurch, nicht zugeben zu wollen, daß eine fremde Macht, unter was für einem Vorwande es auch seyn möchte, Truppen in Deutschland einrücken lasse. So erhielt Georg II einen Beistand gegen die seine hannöverschen Lande bedrohenden Franzosen, und Friedrich II gegen den Angriff der Russen. Der französische Hof nahm diese Verbindung Friedrichs sehr übel auf. Ludwig XV machte noch einen Versuch, denselben festzuhalten, indem er den Duc de Nivernois an ihn absandte, einen Mann, von dem er wußte, daß derselbe durch seinen Geist und seine Kenntnisse dem preußischen Monarchen angenehm seyn werde. Dieses war auch wirklich der Fall; aber Friedrich pflegte bey Entschlüssen von Wichtigkeit sich nie durch Nebenbetrachtungen bestimmen zu lassen. So sehr der französische Abgeordnete seine persönliche Achtung wirklich erworben hatte; so konnte dies ihn doch nicht von einer Verbindung abbringen, die er, nach reifer Ueberlegung, in den damaligen Umständen für die zuträglichste hielt. Er verhehlte dieses dem Duc de

Codex III, p. 180. Koch liefert dagegen in dem Recueil des Traités, qui n'ont pas encore vu le jour Vol. II, p. 29. eine Convention vom 11ten Jan. 1757 ohne Unterschriften, die wahrscheinlich ein nicht ausgeführter Entwurf ist.

de Nivernois nicht, und sagte demselben offen, daß so wenig er dem französischen Hofe seine Annäherung zu Oesterreich verüble, so könne auch ihn nichts abhalten, eine Verbindung einzugehen, welche er seinem Interesse angemessen halte; er fand sich auch dadurch beleidiget, als das französische Ministerium ihm die Plünderung der hannöverschen Lande als einen Reiz darstellte, und ihm, wenn er sich mit Frankreich verbinden wollte, die Insel Tabago in Westindien anbot, eine Besitzung, die für Friedrich gar keinen Werth haben konnte. Der Abschluß des Bundes zwischen Oesterreich und Frankreich war nun die Folge dieser Erklärung Friedrichs; durch denselben wurde zunächst gegenseitige Vertheidigung und Beistand mit 24,000 Mann versprochen [59]), Bedin- 1756 d. 1sten May.
gungen, welche durch nachher eingegangene Verträge noch ungleich lästiger für Frankreich geworden sind [60]). Lezteres griff indeß die preußischen Lande in Westphalen wirklich feindlich an, und nahm dieselben für 1757 April.
Oester-

59) Es wurden eigentlich zwey Verträge an demselben Tage abgeschlossen: Une Convention de neutralité, und: Un traité d'union et d'amitié defensive, s. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 139.

60) S. was über diese folgenden Verträge oben Bd. I. S. 202. Note 5. gesagt ist.

Oesterreich in Besitz. Der französische Hof behauptete hierbey nicht nur als Bundesgenosse des letztern, sondern auch als Garant des westphälischen Friedens zu handeln, der durch den Friedrich abgedrungenen Einfall in Sachsen verlezt seyn sollte. Von der andern Seite fielen die Russen mit einer Armee von 100,000 Mann verheerend in das Königreich Preußen ein, und Schweden wurde, gegen den Willen seines Königs, der Friedrichs Schwager war, gezwungen, gleichfalls unter dem nichtigen Vorwande der Garantie des westphälischen Friedens Preußen feindlich anzufallen. Es erhielt dafür das Versprechen einer Entschädigung mit dem preußischen Pommern[61]). Die meisten deutschen Fürsten konnten sich gleichem Zwange nicht entziehen; der König von Preußen wurde sogar, wegen seines Einfalls in Sach-

1757 Jun.

1757 Sept.

61) Die Conventionen zwischen Frankreich, Oesterreich und Schweden vom 21ten März und 22ten Sept. 1757 sind zuerst von Koch im Recueil des Traités T. II. p. 33 u. 89. bekannt gemacht. Auch die Kaiserin von Rußland trat dieser Verbindung zwischen den drey Mächten durch einen besondern Akt vom 5ten Nov. 1757 bey, welcher in dem Recueil von Koch T. II. p. 103. gleichfalls gefunden wird. — Der förmliche Beitritt Rußlands zu dem Bunde zwischen Frankreich und Oesterreich wurde unter dem 7ten März 1760 unterzeichnet, und auch dieser findet sich in der Kochschen Sammlung T. II. p. 121.

achsen des Landfriedenbruchs angeklagt, und von 1757
r theils gewonnenen, theils erzwungenen Mehrheit Jaur.
r Stimmen auf dem Reichstage ein Reichskrieg
gen ihn erklärt, und auch wirklich eine sogenannte
eichsexecutions-Armee, die sich mit der französi-
hen vereinigte, nicht zur Ehre deutschen Namens
ufgestellt. So begann jener siebenjährige Krieg, in
elchem Friedrich allein mit England und einigen
eutschen Fürsten [62]), die englische Subsidien erhiel-
en, gegen mehrere Mächte von Europa für die Er-
altung seines Staats kämpfte. Friedrich bewies in
er Führung dieses Krieges nicht nur die größten
Talente des Feldherrn, und eine standhafte Aus-
dauer, die ihn wahrhaft bewundernswürdig machte;
sondern er benahm sich auch unter allen oft wechseln-
den Umständen mit der größten Staatsklugheit,
Mäßigung und reifsten Ueberlegung. Das mit Eng-
land geschlossene Bündniß beruhete auf gegenseitigem
Bedürfniß, und wurde deshalb von beiden Theilen
mit musterhafter Treue beobachtet.

Ein glücklicher Umstand für Friedrich war es,
daß Georg II sich bald genöthiget sahe, die Haupt-
lei

62) Dem Landgrafen von Hessenkassel, den Herzögen von Braunschweig und Sachsen-Gotha, und dem Grafen von Schaumburg-Lippe.

leitung der Geschäfte einem Staatsminister zu übergeben, der mit den hellesten Einsichten und einem glühenden Eifer für das Wohl Englands, eine Stärke und Ausdauer des Charakters verband, die der, welche Friedrich selbst besaß, gleich kam. William Pitt war dieser Mann, einer der größten, die je nicht nur Englands, sondern irgend eines Staats Angelegenheiten geführt haben [63]). Wir nennen es ein Glück, daß dieser Mann an die Spitze der brittischen Regierung kam, weil es Wahrheit ist, wollen aber dadurch das Verdienst, welches König Georg II selbst bey Ergreifung des neuen politischen Systems (die ganz sein Werk war und schon vor Pitts Eintritt in das Ministerium entschieden wurde) und dessen standhafter Durchsetzung hatte, im Mindesten nicht herabsetzen; dieser König zeigte vielmehr die Größe seines Geistes und die Stärke seines Charakters grade darin, daß er einem Manne, dem er bis dahin persönlich abgeneigt gewesen, sein Vertrauen zuwandte, und da er ihn desselben werth fand, sich darin durch nichts wankend machen ließ, vielmehr die vom seinem Minister vorgeschlagenen Maaßregeln von Herzen billigte, und jedes entgegentretende Hinderniß aus dem Wege räumte. Wenn man

63) S. über ihn Beilage 8.

an erwägt, daß Georg II sich damals bereits in nem Alter befand, in welchem es jedem Menschen, mal aber einem Regenten, immer schwer wird, nge gewohnten Ansichten und Neigungen zu entsa en; so verdient das Opfer, das Georg II seiner Regentenpflicht brachte, um so größeres Lob. Doch Pitt zeigte sich nicht minder groß, indem er Ansich en und Grundsätze, welche er sein ganzes politisches eben hindurch mit Eifer behauptet hatte, jezt, da s das Wohl des Staats erforderte, abzulegen, und iejenigen anzunehmen wußte, durch welche das Va erland allein gerettet werden konnte. Er war nämlich früher ein eifriger Gegner der Continental-Verbindungen gewesen, solcher nämlich, Kraft welcher England in Friedenszeiten oft viele Jahre hindurch, ansehnliche Subsidien an fremde Mächte gab, ohne etwas Anderes dafür zu erhalten, als das Versprechen dieser Mächte, im Fall eines Krieges ihre Truppen zur Erreichung der Zwecke Englands herzugeben, auch sonst, bey sich ergebenden Gelegenheiten, dem politischen System sich geneigt zu beweisen, das England auf dem festen Lande begünstigen wollte [64]). Er glaubte, daß hierdurch das brittische Geld

64) So hatte es eben damals England viel Geld gekostet, um dem Wiener Hofe zu Gunsten, für die beabsichtigte Wahl

Geld nur vergeudet, im Zeitpunkt der Gefahr aber gewöhnlich nur wenig geholfen würde, weil die fremden Mächte, welche kein eignes Interesse an der Sache Englands nahmen, sondern nur des Geldvortheils wegen ihre Unterthanen verkauften, leicht Vorwände fanden, unter welchen sie entweder der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit ganz auswichen, oder ihr doch nur höchst unvollkommen nachkamen. Auch hielt er dafür, daß es das Ehrgefühl der eignen Nation schwäche, wenn sie gewohnt würde, durch erkaufte Fremdlinge sich vertheidigen zu lassen, und sich mehr auf ihr Geld, als auf eigne Kräfte und Anstrengungen zu verlassen. Aber jezt, da er an Friedrich einen Bundesgenossen gefunden, der nicht um des Geldes willen seinen Beistand versprach, sondern dessen eigene Sache mit der brittischen genau verbunden war, und dem es für seine eigne Erhaltung eben so angelegen seyn mußte, den Sieg zu erkämpfen, als es dieses England nur seyn konnte, einen Bundesgenossen, dessen Genie und Charakter unbegränztes Vertrauen einflößte, mit dem

zu

Wahl des Erzherzogs Joseph, noch während dessen Minderjährigkeit, zum römischen König Churstimmen zu erkaufen. Der junge Prinz wurde aber während seiner Minderjährigkeit nicht gewählt, und das englische Geld war umsonst ausgegeben.

u siegen man die wahrscheinlichste Hoffnung hatte, nd mit dem zu fallen keine Schande seyn konnte —; a hielt Pitt eine solche Continentalverbindung für ie weiseste Maaßregel, die genommen werden konnte. Er ergriff sie mit Feuereifer, und verfolgte sie mit nnachlassender Standhaftigkeit. 670,000 Pfund Sterling Subsidien [65]) wurden jährlich an Friedrich bezahlt, und die Truppen deutscher Fürsten, welche die alliirte Armee ausmachten, gleichfalls von England unterhalten. Pitt glaubte, dieser Geldaufwand sey durch des Königs von Preußen Beistand hinlänglich belohnt, es fiel ihm auch deshalb nicht ein, die Verwendung der Subsidien genau zu kontrolliren, oder über die Art der Kriegführung se Rath geben zu wollen; er überließ dieses ganz dem wundervollen Manne, wie er ihn nannte, mit dem er verbündet war, und für den er hohe Achtung hatte. Es entstand daher zwischen den Bundesgenossen nie Mishelligkeit oder eifersüchtiger Neid des Einen über die glücklichen Fortschritte des Andern; eine Verschiedenheit ihrer Meinungen über das, was

gesche-

65) Welche nach dem damaligen Werth des Pfund Sterlings zu vier Millionen Thaler angenommen, vom König von Preußen aber weit höher ausgebracht wurden.

geschehen müsse, ist, wenn sie je Statt gefunden, nie sichtbar geworden. Jeder Wunsch, den Friedrich äußerte, wurde, wenn es irgend möglich war, befriediget. So wurde das Oberkommando der alliirten Armee, das bisher Königs Georg II Sohn, der in England viel geltende Herzog von Cumberland, wo nicht ungeschickt, doch sehr unglücklich geführt hatte, auf Friedrichs Vorschlag einem preußischen General, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig anvertraut, einem Feldherrn, der durch seine Thaten bald bewies, wie sehr er der Empfehlung Friedrichs werth sey. Nur einen Wunsch, den der König oft äußerte, nämlich daß eine englische Flotte in der Ostsee den Feinden entgegengesezt werden möchte, konnte Pitt, obgleich es versprochen war, nicht erfüllen, aber er erklärte offen, daß, ohne sich an wichtigern Punkten zu schwächen, es unmöglich sey, eine so große Flotte zu senden, die Wirkung thun könne, und die Absendung einer schwächern nicht rathsam seyn würde. Friedrich beruhigte sich hierbey, und entsagte dem vielleicht gehabten Mistrauen, als wolle der englische Hof gegen Rußland und Schweden der Handelsverbindungen wegen einige Schonung beweisen. Pitt versicherte, daß dieses keinesweges der Fall, und sein König bereit sey, jede Erklärung, wie sie Friedrich wünsche, zu geben, um

ganz

ganz Europa zu überzeugen, daß beide Monarchen nur dieselben Feinde hätten.

Dieses vollkommene Einverständniß (von dem die neuere Geschichte kein Beispiel kennt, seit demjenigen, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die beiden großen Feldherren und Staatsmänner, Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, gegeben) gab dem Kriege den besten Erfolg. England war überall siegreich, und Pitt erkannte, daß er dieses vorzüglich Friedrichs Mitwirkung verdanke, und, weil Frankreich durch den unklug unternommenen Landkrieg sich schwächte, Canada in Deutschland erobert werde. Friedrich empfand zwar den Wechsel des Kriegsglücks; er wurde in mehrern einzelnen Schlachten besiegt, aber er stand dennoch stets unüberwunden da, und zeigte sich gerade nach den Niederlagen in bewundernswürdiger Größe. Immer unerschöpflich in seinen Entwürfen, suchte er die Mittel zu seiner Vertheidigung überall auf, wo sie nur gefunden werden konnten. So bemühte er sich besonders, die Pforte und den Tartar-Chan zum Bruch mit seinen Gegnern zu bringen, und es war ihm gerade gelungen, mit dem leztern Fürsten, der eine eigene Gesandtschaft in Friedrichs Lager abschickte, ein Bündniß zu schließen, dessen 1761

Folge ein Einfall in Ungarn und auch in das russische Gebiet seyn sollte, als eine Begebenheit eintrat, die den Dingen unerwartet eine günstigere Wendung gab, und eine noch weitere Ausdehnung des Krieges
1762 d. 5ten Janr. unentbehrlich zu machen schien. Die erbitterte Feindin des Königs, die russische Kaiserin Elisabeth, starb. Noch in ihrer lezten Stunde hatte sie ihrem Nachfolger die eifrigste Fortsetzung des Krieges gegen Preussen, und daß er nie ohne seine Bundesgenossen Frieden schließen solle, empfohlen; aber Kaiser Peter III [66]) war schon lange ein enthusiastischer Bewunderer Friedrichs. Wenn er gleich den Krieg gegen diesen Monarchen nicht hatte verhindern können, so hatte er doch Vieles beigetragen, daß derselbe in der Ausführung für Preußen nicht so nachtheilig wurde, als er hätte werden können. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so entsagte er dem Kriege und gab das von Rußland bereits förmlich in Besitz genommene, und von Oesterreich und Frankreich

66) Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp, geb. 1728. Durch seine Mutter, die Großfürstin Anna, war er Enkel Kaisers Peter I, wurde 1742 von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, zum Thronfolger erklärt, nachdem er vorher die griechische Religion angenommen hatte. Er gelangte 1762 zum Thron und verlor denselben und das Leben noch im selbigen Jahr.

sich demselben garantirte Königreich Preußen durch
en im Petersburg geschlossenen Frieden zurück, ohne 1762 d. 5ten May.
abey irgend eine Bedingung für sich zu machen.[67]
Noch mehr, er wurde zugleich wirklich Friedrichs
Bundesgenosse, und sein mit den Oesterreichern in
Schlesien verbündetes Heer erhielt Befehl, jene so-
fort zu verlassen und zu Friedrich überzugehen.
Schweden folgte Rußlands Beispiel und entsagte
durch einen zu Hamburg abgeschlossenen Frieden[68] 1762 d. 22ten May.
dem ohne allen Zweck unternommenen, und ohne
Ruhm zu seinem Schaden bisher geführten Kriege.
Friedrich wurde durch die seltene Großmuth, mit
welcher Peter III sich über die eigennützigen
Grundsätze gewöhnlicher Politik erhob, und aus
einem Feinde sein Bundesgenosse wurde, ungemein
gerührt; die dankbare Erinnerung hieran ist in
seinem Herzen nie erloschen[69]; er wünschte seine



67) S. diesen Friedens-Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 299.

68) S. denselben in Wenck l. c. T. III. p. 307.

69) Noch im Jahr 1779 sagte Friedrich zu Graf Görz in einer vertrauten Unterredung, ehe derselbe zu dem Gesandtschaftsposten in Petersburg abging: „Ich werde Peter III ewig beweinen, er war mein einziger Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich unterliegen müssen.“ Die Thränen traten dem Könige bey diesen Worten in die Augen.

Dankbarkeit dadurch zu beweiſen, daß er dem ruſſiſchen Monarchen ernſtlich anrieth, einen Krieg mit Dännemark, den er mit leidenſchaftlicher Hitze anfangen wollte, wenigſtens noch zu verſchieben, vorzüglich aber ihm empfahl, bey den großen Veränderungen, mit denen er ſeine Regierung anhub, mehr Vorſicht und Mäßigung anzuwenden; aber dieſe Vorſtellungen fanden keinen Eingang, und die Folge hiervon war, daß Peter III nach wenigen Monaten bereits Thron und Leben verlor. Doch die neue Monarchin, Kaiſerin Katharina II [70]), hob nur das mit Friedrich eingegangene Bündniß wieder auf, beſtätigte aber den Frieden unter eben den uneigennützigen Bedingungen, die Peter III eingegangen war.

1762 d. 9ten Jul.

Aber dieſe unerwartete Befreiung von zwey Feinden würde noch wohlthätigere Folgen für Friedrich gehabt haben, wenn nicht mit derſelben faſt gleichzeitig in England eine Veränderung vorgegangen

70) Prinzeſſin zu Anhalt-Zerbſt, geboren 1729 zu Stettin, wo ihr Vater preußiſcher General und Gouverneur war. Sie wurde 1745 mit dem Großfürſt Peter III, nach Annahme der griechiſchen Religion, vermählt. Sie war mit dieſem Prinzen nahe verwandt, da ſie durch ihre Mutter (ſiehe Bd. II. S. 7. Note) aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp herſtammte. Katharina II beſtieg den Thron 1762, und ſtarb 1796 geſtorben.

n wäre, welche den Sachen eine minder günstige Bendung gab. Nach dem Tode des edlen und stand- 1760 d. 25sten
aften Bundesgenossen, König Georg II, bestieg October.
essen Enkel Georg III den Thron, der, ein noch nerfahrner Jüngling [71]), von andern Rathgebern nringt, nicht mehr auf Pitts Stimme hörte, und iesen dadurch endlich bewog, aus dem Ministerium 1761
uszutreten. Ein Mann von einem ganz entgegenge- d. 5ten October.
ezten Charakter und politischem System übernahm n seiner Stelle die Leitung der öffentlichen Angele- genheiten, Lord Bute [72]). Es wurde bald mit Frank- reich in Unterhandlungen getreten, und die Präliminarien eines einseitigen Friedens mit dieser Macht wurden in Paris abgeschlossen [73]), in welchem, in 1762
grabem Widerspruche der zwischen England und d. 3ten Novbr.
Preußen bestehenden Verbindung [74]), Friedrich nicht



71) Er war 1738 geboren.

72) S. über denselben die Beilage 8.

73) S. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 313.

74) Die Worte des Traktats zwischen den beiden Verbündeten sind: „les hauts Contractans, savoir „d'un côté S. M. Brittannique tant comme Roi „que comme Electeur, et de l'autre S. M. „Prussienne, s'engagent de ne conclure au-

cun

eingeschlossen und keine andere Rücksicht auf ihn genommen war, als daß beide Mächte der Theilnahme am Kriege in Deutschland entsagten. Nicht einmal wurde ausgemacht, daß die noch von den Franzosen besezten preußischen Provinzen in Westphalen dem Könige wieder eingeräumt werden sollten. Oesterreichs Truppen machten sich deshalb schon bereit, diese Lande wieder zu besetzen, und es würde dieses ohne Zweifel versucht seyn, hätte nicht Frankreich selbst sich bereit erklärt, den König wieder in den Besitz dieser Provinzen zu setzen. Noch mehr, Lord Bute ging so weit, daß er den russischen Kaiser ernstlich ermahnen ließ, dem Bunde gegen Preußen treu zu bleiben, wogegen er versprach, ihm alle und jede Abtretungen zu verschaffen, welche der russische Monarch nur verlangen würde. Aber Peter III verwarf den verrätherischen Antrag mit edlem Unwillen, und theilte denselben sogleich Friedrich mit, der dadurch höchlich erbittert wurde. Auch in Wien bot Bute die Vermittlung seines Hofes zum

Frie-

„eun traité de paix, de trève ou de neutralité „ni autre convention, ou, accord, qui ce soit „avec des puissances qui ont pris parti dans la „présente guerre, que de concert et par un „accord mutuel et en s'y comprenant nommément."

frieden mit Preußen an, und versprach, daß die Kaiserin-Königin Schlesien, oder jeden andern Theilen sie selbst bestimmen würde, von der Friedrich abzutreten bereit wäre, erhalten sollte. Doch kannte jener dieses Anerbieten zu stark, als daß er dasselbe hätte für aufrichtig halten können; er hielt es für einen Kunstgriff, um seinen Hof von Frankreich zu trennen, und bey diesem Mistrauen zu erregen; stolz wies er daher den englischen Antrag ab, und erklärte, seine Monarchin sey mächtig genug, ihre Forderungen durchzusetzen, und nie werde sie einen Frieden unter brittischer Vermittlung annehmen.

Diese unwürdige Behandlung, welche der König vom englischen Hofe erfahren mußte, ist vielleicht diejenige Begebenheit, welche ihn in seinem Verhältniß mit andern Staaten am empfindlichsten gekränkt hat. Sie mußte desto schmerzhafter seyn, je mehr Friedrich während Pitts Verwaltung die gröste Biedertreue von England erfahren, und diese selbst bewiesen hatte, auch je mehr er sich bewußt war, daß der Friede, den England jezt schließen konnte, vorzüglich seiner Anstrengung und Aufopferung mit zu verdanken war.

Doch nur schmerzen konnte Friedrich der Abfall eines Bundesgenossen, nicht ihn niederbeugen. Mit ungeschwächtem Muth stand er den noch übrig gebliebenen Feinden entgegen, immer bereit zum Frieden, und nichts weiter verlangend, als das Aufgeben jedes Anspruchs an seine Besitzungen, aber auch eben so bereit, den Kampf bis aufs Aeußerste fortzusetzen, wenn noch irgend eine Abtretung ihm zugemuthet werde. So viel ihn auch der Krieg an Menschen und Geld gekostet hatte [75]), so war er doch noch nicht ganz erschöpft, und die Feinde fühlten weit lebhafter als der König das Unvermögen, diesen Krieg fortzusetzen, dessen Zweck zu erreichen Oesterreich die Hoffnung nun ganz aufgeben mußte, und der für die übrigen schon lange gar keinen Zweck mehr hatte. Die Reichsfürsten gingen nach und nach einzeln von dem

75) Der König selbst schätzt seinen Verlust an Menschen während des Krieges auf 180,000, außerdem über 30,000, welche die Verheerungen der Feinde in den verschiedenen Provinzen aufgerieben hatten, wovon auf das Königreich Preußen allein 20,000 kamen. Den Unterhalt der Armee und aller andern Kriegskosten berechnet er auf 125 Millionen Thaler, außer dem Verlust, den Kriegs-Contributionen und andre feindliche Verheerungen seinem Lande verursacht hatten, doch sagt er selbst, daß er am Ende des Krieges mit Geld noch gut versehen gewesen sey.

ein Bunde gegen den König ab, und schlossen Versöhnungs-Vergleiche, zu denen Friedrich sich immer, was gegen ihn begangene Unrecht großmüthig vergessend, bereit zeigte. Der sächsische Hof, dessen Land am meisten verheert war, und der bey längerer Fortdauer des Krieges den gänzlichen Untergang als unvermeidlich vor Augen sahe, drang am lebhaftesten auf baldigen Abschluß des Friedens, und bewegte durch seine Klagen endlich auch Oesterreich, sich ernstlich zu demselben entschlossen zu erklären. Sobald dieses geschehen war, hatte die Herstellung des Friedens keine Schwierigkeit weiter. Die Bevollmächtigten der drey Höfe 76) kamen auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg zusammen, und da Friedrich fest darauf bestand, keinen Fuß breit Landes, und auch nicht das kleinste Recht abtreten zu wollen, dagegen aber auch von den Gegnern nichts zu verlangen, wurde der Friede auf die einfache Bedingung, daß Alles in dem Zustande, wie es vorher gewesen, wieder hergestellt werden sollte, abgeschlossen 77). 1762 d. 31sten Decbr. 1763 d. 15ten Febr.

So

76) Von Oesterreich Herr von Collenbach, von Sachsen Herr von Fritsch, von Preußen Herr von Hertzberg.

77) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 368.

So endigte Friedrich diesen Krieg ohne Gewinn an Land und Leuten, aber er war, was mehr werth ist, in der Achtung der Menschen hoch gestiegen. Die beharrliche Ausdauer, mit der er unter allem Wechsel des Glücks dem Angriffe so überlegener Feinde widerstanden, die Mäßigung, die er im Glück, die Standhaftigkeit und unerschöpfliche Erfindung immer neuer Hülfsmittel, die er im Unglück bewiesen, hatten die höchste Bewunderung erregt. Er war der Held seines Zeitalters geworden, hatte die Menschen während sieben Jahren sehr lebhaft beschäftiget, und in Pallästen wie in Hütten die lebendigste Theilnahme an seinem Schicksale aufgeregt. Sogar Neid und Eifersucht gestunden dem Könige jetzt eine Stelle unter den ersten Mächten von Europa zu, da sie eingestehen mußten, daß er sich derselben würdig bewiesen habe. Nicht mehr bemüht, ihn von dieser Stelle zu verdrängen, dachte man vielmehr darauf, seine Handlungen und Einrichtungen nachzuahmen, um zu gleicher Größe zu gelangen. Feldherren und Staatsmänner sahen in ihm ein Vorbild, dem ähnlich zu werden das Bestreben der Edelsten wurde. Dies ist die natürliche, unausbleibliche Folge eines wahrhaft großen und würdigen Charakters, den Friedrich in diesem Kriege bewährt hatte. Preußen war nun einer der am meisten geachteten Staaten,

mit

mit dem in gutem Verständniß zu seyn Mühe und Entfernte wünschten. Einer solchen Achtung zu genießen ist für einen Staat, wie für den Einzelnen, viel werth, und ersezt in manchen Fällen den Abgang physischer Kraft.

Friedrich wünschte jezt, wo möglich noch lebhafter und ernstlicher als je zuvor, eines dauerhaften Friedens zu genießen. Diesen Wunsch mußte natürlich die Erinnerung des harten Ungemachs, welches er während sieben Jahren erduldet hatte, hervorbringen. Die Einbildungskraft des Mitfühlenden kann sich kaum eine zureichende Vorstellung von diesen Leiden des Königs machen, auch wenn er den Ausdruck seiner schmerzhaften Gefühle, seiner quälenden Unruhen in seinen vertrauten Briefen [78]) und in seinen Gedichten aus dieser Zeit gelesen hat. Wir sagen es, ohne zu fürchten uns einer Uebertreibung schuldig zu machen, noch nie hat ein Regent vor ihm, von dem uns Nachrichten übrig geblieben, so in seinem Innern gelitten, noch nie hat einer solche Stand-

haf-

78) Besonders in denen an Marquis d'Argens. Aus ihnen lernt man die geplagte Lage, worin sich Friedrich während des siebenjährigen Krieges befunden hat, und seinen oft schrecklichen Gemüthszustand recht kennen. S. über diese Briefe Beilage M. VII. 6.

haftigkeit, solchen Gleichmuth, solche unerschöpfliche Fruchtbarkeit in Erfindung immer neuer Rettungsmittel wie er bewiesen. Ludwig XIV hat auch in den lezten Jahren des spanischen Erbfolge-Krieges harte Leiden bestanden, und sich in denselben mit Standhaftigkeit und edler Würde benommen, aber so wie Friedrich hat er nicht gelitten; er war nicht selbst Feldherr, sahe nicht, wie Friedrich, die Verwüstungen des Krieges ganz in der Nähe, auch kämpfte er nicht, wie jener, um seine Existenz und seines angeerbten Staats Erhaltung, sondern nur um einen größern oder kleinern Theil, den er von den angestrebten Eroberungen behalten sollte.

Friedrich war durch diesen Krieg tief gekränkt und schmerzhaft verwundet, aber nicht mürbe gemacht; er fand seine Erholung nicht blos im Ausruhen des von schwerer Anstrengung Ermüdeten, sondern in neuer, reger Thätigkeit, aber von angenehmer und erheiternder Art. Diese edle Thätigkeit, zu welcher er sogleich überging, erwarb ihm noch um so mehr die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und erregte die Bewunderung und hohe Meinung des Auslandes von ihm. Sein Wunsch, nunmehr in Frieden zu leben, machte ihn auch keineswegs ängstlich furchtsam, unwürdig nachgebend oder

gleich-

leichgültig und untheilnehmend an den neuen Verhältnissen, die jezt unter den Staaten entstanden. Er wurde keinem derselben fremd, aber er beschränkte immer mehr seinen thätigen Antheil auf den Kreis, in dem er wirken konnte. Immer überzeugt, das sicherste Mittel Frieden zu erhalten, sey, sich beständig zum Kriege bereit zu zeigen, wandte Friedrich unermüdliche Sorgfalt an, sein Kriegsheer zu höherer Vollkommenheit auszubilden und es bereit zu halten, in jedem Augenblick gebraucht werden zu können.

Der König befand sich nach geschlossenem Frieden ohne Bundesgenossen, und die Wahl eines solchen foderte reife Ueberlegung. England, mit dem die Fortdauer des Bundes gewiß für beide Theile vortheilhaft gewesen wäre, hatte Friedrich auf eine ihn so tief kränkende Weise verlassen, daß an Erneuerung der Verbindung nicht zu denken war. Mit Frankreich blieb lange ein gespanntes Verhältniß. Hatte diese Macht auch während des Krieges dem Könige bey weitem nicht so viel, als sich selbst geschadet, so konnte jener doch nicht vergessen, daß der französische Hof, ohne alles eigene Interesse, vielmehr gegen dasselbe, den thätigsten Antheil an den feindseligen, sein Verderben bezielenden Entwürfen genommen, und über die

Thei-

Theilung seiner Lande Verträge geschlossen hatte. Auch dauerte die Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich noch fort, und es war darin keine Aenderung zu hoffen, so lange Kaunitz die Angelegenheiten des Wiener Hofes, und ein diesem leztern ganz ergebener, aber Friedrich abgeneigter Minister, der Duc de Choiseul [79], die des französischen Hofes leitete. Die freundschaftliche Verbindung zwischen Frankreich und Preußen kam deshalb sogar in die alte Ordnung, worin sie vor dem Kriege gewesen, nur so
1769 langsam zurück, daß erst nach mehrern Jahren die gewöhnlichen Gesandtschaften zwischen beiden Höfen wieder erneuert wurden, und von einer nähern Verbindung zwischen ihnen konnte schon um deshalb nicht die Rede seyn, da Friedrich zu den Gesinnungen des französischen Ministeriums, welche Wechsel in demselben auch vorgingen, kein Vertrauen, und, nach Allem was vorgegangen war, für dessen Politik und innere Einrichtungen keine Achtung hatte.

Eine Verbindung mit Rußland schien dagegen im allem Betracht die zuträglichste. Katharina II bewies einen emporstrebenden Geist, und einen Charakter, der erwarten ließ, daß sie auf dem Thron, den sie durch

79) S. von ihm oben B. I. S. 200. Note 3.

urch eine Revolution bestiegen hatte, sich erhalten, nd ihre Macht noch furchtbarer machen werde, wenn ie, wie es ihr Vorsaß zu seyn schien, nicht nur eu opäische Kunst und Wissenschaften in ihr unermeßli hes Reich einführte, sondern auch ihr Volk, dessen igenthümlichen Charakter gemäß, ausbildete. Die lten Gegner Friedrichs, Oesterreich und Sachsen, waren eifrigst bemüht, die Verbindung Rußlands und Preußens zu hindern, und die russische Monar chin wieder für das alte politische System zu gewin nen. Aber Katharina sahe ein, daß eine Allianz mit Friedrich ihrem Interesse die angemessenste sey, und daß sie durchaus keinen Grund habe, auf die Schwächung dieses Monarchen zu arbeiten. Der Reichskanzler Graf Panin [80]), welchem die Leitung der auswärtigen Staatsgeschäfte anvertraut war, bestärkte die Kaiserin in diesem System; er war Preußen ganz ergeben und jeder Annäherung seines Hofes zu Oesterreich durchaus entgegen. Friedrich fand also mit seinem Antrage Eingang, und ein Ver theidigungs-Bündniß zwischen beiden Staaten, worin sie sich ihre dermaligen Besitzungen garantir ten und die Art des gegenseitigen Beistandes bestimm ten,

80) S. über denselben oben B. 1. S. 488. Note 21.

1764 d. 11ten April. ten, wurde wirklich abgeschlossen; die Dauer desselben war auf acht Jahre beschränkt, nach deren Ablauf man sich die Erneuerung, nach Maaßgabe der Umstände, vorbehielt [81]). Die Verbindung mit Rußland hatte unstreitig große Vortheile; sie sicherte Preußen an einer Seite, von welcher ein furchtbarer Feind ihm am gefährlichsten werden konnte, und wo ihm jede Vertheidigung am schwersten fallen mußte. Aber so wichtig diese Vortheile für den Augenblick waren, so hatte, wenn man etwas weiter sahe, diese Allianz auch ihre eigenthümlichen und sehr bedeutenden Nachtheile. Friedrich mußte, wenn die Verbindung von Dauer seyn sollte, in derselben eine untergeordnete Rolle übernehmen, und für diese war er nicht gemacht; es war das erstemal, daß er eine solche übernahm. Er mußte sich in die Launen und Entwürfe seiner Bundsgenossin schicken, und selbst für ihre immer weiter strebende Größe arbeiten, die, wie er wohl einsahe, für ihn selbst und seinen Staat einst drückend werden konnte, so wie es schon jezt die Abhängigkeit, in welcher er sich befand, zu werden begann. Wahrscheinlich hat er sich hierüber nie gegen irgend Jemand ganz offen geäußert; aber, wenn wir Friedrichs Charakter richtig beurtheilen, so glau-

81) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 481.

lauben wir nicht zu irren, wenn wir uns überzeugt alten, daß seine Gefühle über die Abhängigkeit, orin er sich durch diese Verbindung gesezt fand, weilen sehr beengend gewesen seyn mögen, und aß die Behauptung seiner Unabhängigkeit und Würde ihm oft schwer gefallen seyn mag. Zwar hat r dieser Würde nie etwas vergeben, und die Welt, uch selbst seine Bundsgenossin, haben vielleicht nie von seinen innern Gefühlen etwas erfahren; aber so groß auch die Klugheit war, mit der er sich in dies em Verhältniß immer benommen hat, so müssen wir doch unpartheiisch gestehen, daß er in dieser dem äußern Schein nach glänzenden, in der Wirklichkeit aber ihn erniedrigenden Lage den sittlichen Adel seines Gemüths nicht immer in eben der Größe bewährt habe, die er während des Kampfs mit einem harten Schicksal bewiesen hatte. Die Schmeicheleyen, womit er die Bundsgenossin bey guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrichs würdig [82]), doch kam ihm zu statten, und bewahrte vor noch weiterer Erniedrigung, daß Katharina von ihrer Jugend an die tiefste Verehrung



82) Wir können dieses mit Wahrheit sagen, da wir verschiedene Briefe Friedrichs an Katharina gelesen haben. Gedruckt sind derselben keine, so viel wir wissen.

für ihren großen Bundesgenossen empfunden hatte, an dessen Hofe sie erzogen war, und dem sie ihre Vermählung mit dem russischen Großfürsten und also den Thron verdankte. Auch hat Friedrich die Huldigung, zu der er sich herabließ, immer nur auf die Person der Monarchin selbst beschränkt, und mit der Gewandheit eines alten Hofmanns wußte er dieser Huldigung den Schleyer einer zärtlichen Galanterie, oder gar zuweilen wohl einer väterlichen Theilnahme umzuwerfen; gegen die mächtigen Günstlinge, selbst gegen einen Orlow und Potemkin, hat der König sich nie etwas vergeben, sich nicht um deren Gunst beworben, die er auch nie besessen hat, ohne dadurch in den Gesinnungen der Kaiserin zu verlieren. Die russischen Minister wußte er immer in ihre Schranken zurückzuweisen, wenn sie auch gegen ihn einen gebieterischen Ton anzunehmen versuchten, wie sie ihn in andern Landen anzunehmen sich gewöhnt hatten, wo, statt Vorstellungen zu thun, sie Gesetze zu geben sich erlauben wollten [83]).

Im

83) So erzählt Friedrich selbst (Oeuvres posthumes édit. de Berlin T. V. p. 23.), daß der russische Gesandte von Saldern, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der zu Warschau und Coppenhagen den Ton eines römischen Diktators angenommen hatte, mit ihm

im

Immer blieb während der Periode, zu der wir ezt gelangt sind, die Rücksicht, welche Friedrich auf die Politik seiner Bundsgenossin nehmen mußte, so bedeutend, daß wir leztere noch etwas genauer zu schildern angemessen finden. Sobald Katharina II den Thron bestiegen hatte, suchte sie die Art, wie dies geschehen war, möglichst bald dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie ihr Volk in lebhafte Bewegung nach Außen sezte, ihm hohen Ruhm als würdiges Ziel seiner Thätigkeit zeigend, und ihrem Reiche einen Glanz verschaffte, der zuvor nicht gesehen war. Sie gab bald zu erkennen, daß sie die Plane Peters des Großen auszuführen, und wo möglich noch zu übertreffen gemeint sey. Ein entschiedner Supremat im Norden wurde von ihr angestrebt, und dessen übrige Souverains gedachte sie als von ihr ganz abhängige Vasallen zu behan-



in gleichem Tone habe reden, und ihn gebieterisch habe zwingen wollen, die Höfe von England, Schweden, Dännemark und Sachsen in den Bund zwischen seiner Monarchin und den König aufzunehmen, welches er aber, weil er es seinem Interesse nicht gemäß fand, durchaus abgewiesen und dem russischen Bevollmächtigten begreiflich gemacht habe, daß er immer der Freund von Rußland, aber nie dessen Sklave seyn wolle.

handeln [84]). Das benachbarte Polen war der nächste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Die höchst unvollkommene Verfassung dieses Landes und die innere Gährung zwischen den mit einander kämpfenden Partheyen schienen die Absichten der Kaiserin zu begünstigen, und es ihr leicht zu machen, sich ein ganz entschiednes Uebergewicht in Polen zu verschaffen. Da der polnische Thron bald zu Anfang ihrer Regierung erlediget wurde, so brachte sie, mit gewaltsamer Unterdrückung alles Widerstandes, ihren Liebling, den Grafen Poniatowsky [85]), auf den Thron,

84) Als die Kaiserin 1782 den Großfürsten Paul verschiedene europäische Lande unter dem Namen eines Grafen vom Norden bereisen ließ, wurde an einigen Höfen der angenommene Name als eine zu stolze Anmaßung getadelt. Katharina erfuhr dieses und schien befremdet über den Tadel. „Warum, sagte sie, sollte „mein Sohn nicht den Namen eines Landes führen, „dessen bey weitem größten Theil er zu beherrschen bestimmt ist. Das Wenige, was daran noch fehlt, „kann er, wenn es ihm beliebt, leicht noch hinzufügen.“

85) Stanislaus August Graf von Poniatowsky, ein polnischer Edelmann, 1732 geboren, war mit den mächtigsten Familien durch Verwandtschaft verbunden, und mehrere Jahre Gesandter am Hofe zu Petersburg, wo er mit der Großfürstin, nachher Kaiserin Katharina II, wie man allgemein glaubte, im vertrautesten Um-

Thron, und erwartete von demselben die Unterwür- 1764
igkeit eines Vasallen. Sie behandelte Polen völlig d. 7ten Sept.
die eine russische Provinz, ohne die Vortheile einer
olchen zuzugestehen, welche für den harten Druck,
en das Land litt, einigermaßen hätten entschädigen



Umgange lebte. Er hatte bey einem edlen Aeußern und männlicher Schönheit viele natürliche Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse; sein Geist war durch den Aufenthalt in England und Frankreich gebildet, er besaß den feinsten Weltton, und war überhaupt der liebenswürdigste Privatmann, doch war die natürliche Güte seines Herzens mit zu viel Weichheit verbunden, auch wurde er für wankelmüthig und schwankend gehalten, sogar Zweideutigkeit und Falschheit wurden ihm Schuld gegeben. Er erwarb deshalb keine ächte Zuneigung und keine treue Anhänglichkeit. Seine zu große Neigung zum Vergnügen machte ihn oft die Pflichten seines hohen Berufs versäumen; er war überall für den Thron nicht gemacht, zumal nicht in so stürmischen Zeiten eines stark bewegten Landes, als er erlebte. Seinem Geiste fehlte Größe, seinem Charakter Stärke, und beider hätte er gar sehr bedurft. Nachdem er harte Leiden bestanden, unterlag er endlich seinem Schicksal, und wurde durch eben die Hand, die ihn auf den Thron erhoben, ohne alle Schonung von demselben herabgestürzt. Er starb 1798 in russischer Ge- 1798
fangenschaft, die nach Katharinens Tode durch Kaiser Paul I erleichtert ward. Unser Geschichtbuch wird, wenn es so weit fortgesetzt werden sollte, die warnend lehrreichen Ereignisse der Regierung dieses unglücklichen Königs noch umständlicher darstellen.

können. Dies brachte die Verzweifelten endlich zum Widerstande, aber die Polen, welche nicht so viel Einsicht als Vaterlandsliebe und Tapferkeit besaßen, auch von keiner Seite Beistand erhielten, wurden unterdrückt und grausam mishandelt. Unter dem Vorwande, die Rechte der Dissidenten beschützen zu wollen, wurde ein bürgerlicher Krieg angefacht und von beiden Seiten mit Barbarey geführt. Die Anarchie, welche in Polen für Freiheit galt, wurde auf alle Weise unterstützt, und jeder Versuch zur Verbesserung unterdrückt, und wie Rebellion bestraft [86]).

Dem

86) So wurde die widersinnige Einrichtung, daß zur Fassung gültiger Schlüsse auf den Reichstägen durchaus Uebereinstimmung aller Stimmen erfordert werde, die bloße Mehrheit nicht galt, von Rußland, unter dem Namen alter polnischer Freiheit, mit Gewalt behauptet. Nur in Fällen, wo es darauf ankam, eine Maaßregel durchzusetzen, welche Rußland wollte, wurde, als Ausnahme von der Regel, die Mehrheit der Stimmen vorgeschrieben. Aber in allen andern Fällen sollte jene Regel gelten. Nach derselben konnte nie ein vernünftiger Beschluß zu Stande kommen; der Widerspruch eines Einzelnen, der leicht zu erkaufen war, vermogte umzuwerfen, was alle Uebrigen für das Beste gehalten hatten, und gegen einen solchen Widersprecher gab es kein anderes Mittel, als daß die Mehreren ihn niederhieben oder verjagten.

Man

Dem König entging gewiß die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens nicht, und er fühlte ganz das Beklemmende seiner eigenen Lage, in welche er dadurch versezt wurde, daß ein ihm benachbartes und sein Reich nur noch allein von Rußland trennendes Land so gewaltsam, mit Verhöhnung alles Rechts, unterdrückt wurde. Er sahe sehr wohl die Möglichkeit ein, daß eben dieser Unterdrücker einst, wenn er Polen überwältiget, auch in Preußen werde Gesetze geben wollen; aber in jezigem Augenblick war keine Aussicht, dem Uebel zu wehren. Das einzige Mittel der Rettung Polens wäre gewesen, wenn ein Mann von wirklich großem, edlem Charakter, der Zutrauen einflößen konnte, sich an die Spitze der Nation gestellt, sie aus der Versunkenheit emporgehoben, die innere Zwietracht mit starker Hand gebändigt, und zum Versuch der äußersten Vertheidigung begeistert hätte. Ein solcher Versuch hätte



Man sollte wirklich kaum glauben, daß eine solche Einrichtung in einer Gesellschaft von vernünftigen Wesen je habe gemacht werden können, daß sie sich bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten habe, und daß für deren Aufrechthaltung Gut und Blut gewagt worden; doch eben so unglaublich, aber dennoch wahr, ist es, daß eine Katharina II und Friedrich II solche Aufrechthaltung gewollt und mit Gewalt der Waffen unterstüzt haben.

wahrſcheinlich auswärtigen Beiſtand gefunden, den ein unterdrücktes Volk immer nur dann findet, wenn es ſich feſt entſchloſſen zeigt, ſelbſt mit Aufbietung aller Kräfte, der Unterdrückung widerſtehen zu wollen. Doch ein ſolcher Retter konnte nur unter den Eingebornen gefunden werden; unter dieſen trat er nicht auf, und ſo war es einem benachbarten Regenten, auch ſelbſt Friedrich, wenn er auch den beſten Willen gehabt hätte, ganz unmöglich, für das unterdrückte Volk etwas zu thun. Ihm blieb nichts übrig, als ein Mitſchuldiger ſeiner Bundesgenoſſin zu werden, und ſelbſt mit an der Unterdrückung Polens zu arbeiten. Dies kann nie gerechtfertiget und nur einigermaßen dadurch entſchuldiget werden, daß, wenn Friedrich ſich zum Beſchützer Polens hätte aufwerfen wollen, er die ganze Erbitterung der Uebermächtigen gereizt, ſelbſt einen guten Theil des unterdrückten Volks würde wider ſich gehabt, und einen harten Kampf würde haben beſtehen müſſen, der, ohne den Zweck zu erreichen, den Untergang des eigenen Staats herbeiführen konnte.

Doch Friedrich vermied es, ſich über Polen mit ſeiner Bundsgenoſſin zu entzweyen; es entſtanden aber Verwickelungen anderer gleichfalls ſehr gefährlicher Art. Während die übrigen Mächte von Europa

:opa der schmähligen Unterdrückung eines gleich ihnen unabhängigen Landes misbilligend, aber mit zurückgehaltenem Unwillen, zusahen, und nur im Verborgenen durch kleinliche Mittel dagegen zu arbeiten und die Unterdrückten zum Widerstande zu ermuntern wagten, dadurch das Uebel jedoch nur ärger machten, war die ottomannische Pforte die einzige Macht, welche, zum Beweise daß politische Unwissenheit ihr mit Unrecht vorgeworfen werde, es fühlte, mit welcher Gefahr andere Staaten durch dasjenige, was in Polen verübt ward, bedroht würden. Sie forderte, daß dieses Land von den russischen Truppen geräumt werde, die seit dem siebenjährigen Kriege dasselbe nicht verlassen hatten, von ihm Verpflegung erzwangen und es überdem feindlich verheerten. Die Räumung wurde geweigert, und bey einem Gefecht mit den confoderirten Polen verfolgten die Russen diese bis in das türkische Gebiet und brannten eine kleine Stadt dort nieder. Hierdurch aufs äußerste gereizt, erklärte die Pforte den Krieg. Hätte sie ihn nur mit einiger Geschicklichkeit, und dann auch Erfolg zu führen gewußt! Aber die glänzenden Siege der Russen, die schnelle Wegnahme einiger türkischen Provinzen, und die nicht verhehlte Absicht, die Osmanen ganz aus Europa verdrängen und sich selbst in den Besitz der schönsten Lande unsers Erdtheils setzen zu 1768 Oktbr.

wol-

wollen, erregte noch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Besonders betrachtete Oesterreich die über alle Erwartung rasche Zunahme des russischen Reichs mit unruhiger Sorge. Kaunitz sahe nun selbst ein, daß ganz von anderer Seite her, und nicht von Preussens, wie er ehemals geglaubt, vermeinter Vergrösserung für das politische System von Europa, und besonders für Oesterreich Gefahr drohe; er wünschte nun selbst eine enge Verbindung mit Preußen, die er für die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht Rußlands erklärte. Kaiser Joseph II trat dieser Ansicht bey, da er mit einem mehr erweiterten politischen Blick, als bisher in Wien üblich gewesen, die Dinge ansahe, nicht, wie Maria Theresia, die Wiedereroberung Schlesiens für das Hauptziel der österreichischen Politik hielt, und nicht Kaunitzens Haß und Groll gegen Friedrich theilte, vielmehr, die großen Tugenden dieses Monarchen bewundernd, ihm mit edlem Eifer nachzustreben, und durch gleiche Mittel wie er den eigenen Staat zu heben wünschte.

Doch so sehr Friedrich die Besorgnisse über Rußlands Vergrößerung billigte und sie selbst fühlte, fand er doch keinesweges rathsam, gegen dasselbe mit Oesterreich eine Verbindung einzugehen. Sein

Mis-

Mistrauen, wurde durch die argliſtige Politik vollkommen gerechtfertiget, welche Kaunitz bald nachher gegen die Pforte bewies, die er, nachdem er mit ihr einen Bund zu ihrem Beiſtande geſchloſſen, ſelbſt beraubte, und durch das Benehmen eben dieſes Miniſters gegen Polen, deſſen unterdrückten Bürgern er Schutz verſprach, ſie aber dann verließ, und unter nichtigem Vorwand einige Diſtrikte ihres Landes wegnahm. Friedrich blieb unter dieſen Umſtänden ſeinem Bündniſſe mit Rußland treu, weil er dafür hielt, einmal eingegangene Verbindlichkeiten redlich zu erfüllen, ſey die beſte Politik, und künftig möglichen Gefahren zu widerſtehen, müſſe der Einſicht derer überlaſſen werden, welche ſie erleben würden. Er erklärte dieſe ſeine Geſinnung dem Wiener Hofe offenherzig, und ſagte ihm vorher, daß, wenn Rußland angegriffen würde, er daſſelbe werde vertheidigen müſſen. Dieſes ſein Betragen vermehrte das Anſehen Friedrichs bey Katharina, aber ſein Bemühen, dieſe Monarchin zu einem Frieden mit der Pforte unter gemäßigten Bedingungen zu bringen, war vergebens. Indeß entſtanden zwiſchen den Höfen von Wien, Petersburg und Berlin Unterhandlungen, welche zu dem Gedanken führten, daß Rußland einigen ſeiner Forderungen an die Pforte entſagen könnte, wenn es dagegen durch ein ihm

ge-

1772 gelegnes Stück von Polen entschädiget würde, wozu dann Oesterreich und Preußen unter der Bedingung einwilligten, daß auch ihnen, unter dem Vorwande der unter den drey Mächten zu erhaltenden Gleichheit ihrer Besitzungen, gestattet werde, einige andere Provinzen von Polen gewaltsam an sich zu reißen.

An dieser ungerechten Vergewaltigung eines schwächern Staats von den stärkern Nachbaren, wovon die neuere Geschichte bis dahin noch kein Beispiel geliefert, war Friedrich Mitschuldiger. Wir haben eingestanden, daß dieses ein Flecken in seinem Charakter sey, und nur die Beschuldigung für falsch erklärt, daß der erste Gedanke einer Theilung Polens von ihm ausgegangen sey, da vielmehr Oesterreich das erste Beispiel dazu gegeben, und die russische Kaiserin zu dessen Nachfolge aufgemuntert hätte. Indeß war Friedrich ein so thätiger Beförderer, daß vielleicht gezweifelt werden kann, ob ohne seine Mitwirkung die Ungerechtigkeit wirklich verübt seyn möchte [87]).

Durch

87) Die hier angedeuteten Begebenheiten und Friedrichs Benehmen bey denselben sind im ersten Bande in der Beilage A. umständlich erzählt.

Durch dieselbe wurde der Ausbruch eines Krie-
s zwischen Rußland und Oesterreich verhindert, in
elchen Friedrich ohne Zweifel verwickelt worden
äre, und dessen Folgen nicht leicht zu berechnen was
n. Friedrich benuzte den Ruhestand, dessen er genoß,
um Besten seiner Lande. Seine auswärtige Politik
urde nun vorzüglich durch das Bemühen beschäftigt,
ie Verbindung mit Rußland fest zu halten, da es
em Wiener Hofe gelungen war, diese Macht immer
ehr an sich zu ziehen, indem er ihr Beistand ge-
en die Pforte, welche, ohngeachtet des geschlossenen
Friedens, Katharina als ewige Feindin betrachtete,
versprach, und die Aussicht eröffnete, durch gemein-
schaftliche Vertreibung der Osmanen höchst wichtige
Vergrößerung zu erreichen. Wie Friedrich diesen
Entwürfen aufmerksam zugesehen und ihrem Gelin-
gen, doch ohne sich mit Rußland zu entzweyen, ent-
gegengearbeitet habe, wie die Kaiserhöfe ihre Ent-
würfe nicht ausführen können, aber wie auch Frank-
reich und Preußen es nicht gelungen sey, einen festen
Gegenbund, wenn gleich beide es wünschten, unter
sich zu knüpfen; — dies Alles ist bereits genügend
in unserm Geschichtbuche entwickelt [88]).

Drey

88) S. 2ter Bd. 10tes Kapitel.

Drey und zwanzig Jahre hat Friedrich seit dem beendigten siebenjährigen Kriege des so sehr gewünschten Friedens genossen, und es ist dies vorzüglich die Frucht seiner Staatsklugheit gewesen, mit der er jeden Zunder, noch ehe er in größere Flammen ausbrechen konnte, ausgelöscht, und die Folge des Ansehens, welches er durch seine Weisheit erworben hatte, das jeden Angriff Anderer abhielt und ihm das allgemeine Zutrauen der Mächte sicherte. Nur Einmal während dieser Friedenszeit mußte der Kö-
1778 nig noch wieder die Waffen ergreifen; es geschah aus den gerechtesten und edelsten Gründen, um einen Mitstand gegen die Vergewaltigung zu schützen. Nach kurzem Kriege gab Oesterreich das schon in Besitz genommene Stück von Bayern dem größten Theil nach
1779 zurück; doch, da nachher der Wiener Hof den Tausch von Bayern gegen die Niederlande durch Drohungen
1785 zu erzwingen versuchte, und zur Ausführung dieses Plans sogar die Mitwirkung Rußlands und die stillschweigende Billigung Frankreichs gewonnen hatte; da trat Friedrich allein mit nachdrücklichen Erklärungen gegen die Gewaltthat auf, und ließ nicht zweifeln, daß er, obgleich schon in hohem Alter, sich derselben thätig widersetzen werde. Er erreichte seinen Zweck, ohne den Frieden noch einmal unterbrechen zu dürfen, und brachte, um ungerechten Angriff

auch

uch ferner zu hindern, einen Bund mehrerer deutscher Fürsten, alles dagegen erhobenen Widerstandes ungeachtet, zusammen, dessen Zweck gemeinsame Vertheidigung gegen jede Verletzung des Rechts, woher sie auch kommen möchte, war. Doch die genauere Erzählung auch dieser Begebenheiten ist Hauptinhalt unsers Geschichtbuchs gewesen, worauf wir uns beziehen, und wir endigen also hiermit die Schilderung des Benehmens, welches Friedrich gegen andere Staaten vom Anfang seiner Regierung bis zu deren Ende, während einer langen Reihe von Jahren, bewiesen hat.

Wir schließen diese Materie mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wir haben gezeigt, daß dieser König mit großem Unrecht zuweilen den Eroberern beigezählt sey. Dies war er nicht, wenn gleich er bey seinem ersten Kriege allerdings eine Eroberung bezielt hat; doch eine einzelne Handlung darf nicht das Urtheil über den Charakter des Mannes bestimmen. Um diesen richtig zu würdigen, muß man die Handlungen des ganzen Lebens zusammennehmen, und diese sprechen bey Friedrich laut dafür, daß er den Frieden geliebt und aufrichtig gestrebt habe, denselben seinen Landen zu erhalten, so lange es mit Behauptung seiner Ehre geschehen konnte, und ohne

dies hat der Friede weder Werth noch Bestand. Wenn der König gleich beinahe den vierten Theil seiner Regierungszeit Kriege geführt hat, so ist doch nur der erste derselben von ihm angriffsweise unternommen worden, und die Ansprüche, die ihn dazu aufforderten, waren, wie wir bewiesen haben, nicht ungegründet, wenn er gleich in der Art, dieselben geltend zu machen, größere Mäßigung hätte beweisen können. Sobald er wegen solcher Ansprüche Genugthuung erhalten, machte er Frieden, so sehr auch der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens und der erworbene Ruhm ihn reizen konnten, den Krieg fortzusetzen und noch größere Eroberungen anzustreben. Diese mitten im Glück und im Gefühl der Jugendkraft bewiesene Herrschaft über seine Leidenschaft bürgt für seine Friedensliebe. Der zweite Krieg wurde zum Schutz des hart bedrängten Oberhaupts des deutschen Reichs unternommen. Den dritten mußte er führen, um seinen Staat vom Untergange zu retten, und der vierte wurde aus den edelsten Beweggründen unternommen, um Deutschlands Freiheit und Verfassung zu vertheidigen. Keinen dieser Kriege konnte Friedrich, mit Bestand seiner Ehre und ohne höchste Gefahr für die Sicherheit seines Staats, vermeiden; jeden endigte er, sobald er den Zweck erreicht hatte. Jedesmal kehrte er in

den

den Friedenszustand zurück, ohne irgend eine Vergrößerung zu verlangen, und die Erhaltung des Friedens war das unabläßige Bestreben seiner Politik, dieses Friedens, dessen seine Lande auch binnen sieben und dreißig Jahren von den sechs und vierzig, die seine Regierung gedauert hat, zu ihrem größten Glück genossen haben, und mit welcher Sicherheit war dieser Genuß verbunden! Dieses darf nicht übersehen werden, weil der Werth des Genusses dadurch ungemein erhöhet ward. Friedrichs Unterthanen wußten, daß bey dem großen Ansehen, dessen ihr König in ganz Europa genoß, nicht leicht ein andrer Staat ihn angreifen werde, wenn dieses aber versucht werden sollte, so hatten sie die Hoffnung, daß ihr zur Vertheidigung immer wohlgerüsteter König solchen Angriff glücklich zurückschlagen werde. Dies gab eine Ruhe und Sicherheit, von der jüngere Zeitgenossen, welche ganz einen andern Zustand erlebt, und an öftere Umkehrung des Bestehenden, immer wiederholte Abtretungen und Umtauschungen der Lande sich haben gewöhnen müssen, kaum einen Begriff sich machen können. Friedrich wußte, wie viel diese Sicherheit den Unterthanen werth sey, wie sie ihre Zufriedenheit, Treue und Anhänglichkeit an den Staat vermehre; aber er wußte auch, wie viel solche Unterthanen dem Staat werth sind. Er

war deshalb jeder Abtretung, so wie jedem Umtausch alter Unterthanen gegen neue, wenn auch deren Seelenzahl die größere gewesen wäre, immer abgeneigt. Von Abtretung oder Vertauschung ganzer Provinzen oder Landstriche ist unter ihm nie die Rede gewesen; aber auch nur von einer kleinen Zahl alter Unterthanen trennte er sich immer sehr ungern, und hat dieses nur in seltnen Fällen gethan, wenn etwa überwiegende Gründe der Lokalität bey einigen, in fremdes Gebiet eingeschlossenen Unterthanen, deren Austauschung gegen fremde, die sich in seinem Gebiet in gleichem Verhältniß befanden, durchaus rathsam machten.

In der Wahl der Bundesgenossen folgte der König nie seiner Neigung oder Abneigung gegen die Persönlichkeit andrer Regenten, Staatsminister und Nationen, oder irgend einer andern blos persönlichen Rücksicht; sondern hier leitete ihn ganz allein die Betrachtung des Wohls seines Staats. Auf standhafte Treue eines Bundesgenossen rechnete er nur in so weit, als das eigene Interesse desselben mit dem seinigen verbunden war. Er hielt diejenigen Verbindungen für die besten, welche einen bestimmten Zweck hatten und auch in Absicht der Dauer beschränkt waren, weil nur bey solchen Misverständ-

nisse

nisse oder Erkältung durch baldige Erklärung vermieden werden können, welche bey Bündnissen, die in Absicht des Zwecks und der Dauer unbestimmt sind, gewöhnlich deren unvollkommene Erfüllung und baldiges Aufhören zur Folge haben.

Friedrich verstand es vortreflich, für seine Verhandlungen mit auswärtigen Höfen, wenn dieselben von seiner Seite anfingen, denjenigen Zeitpunkt zu wählen, wo der andere Hof, wegen eigenen Bedürfnisses oder bey ihm herrschender Ansichten, in seine Ideen einzugehen am geneigtesten war. Fast jedes große Geschäft hat einen Zeitpunkt, in welchem dasselbe mit Leichtigkeit durchgesezt werden kann; dieser muß richtig erkannt und benuzt werden; wird er versäumt, so hält es oft schwer, den Zweck zu erreichen.

Eine wichtige Eigenthümlichkeit von Friedrichs Politik war es, daß er den Kreis seiner Wirksamkeit sehr gut kannte, und denselben nie überschritt. Er nahm von Allem, was in Europa vorging, Kenntniß, aber selbst Theil nahm er nur dann, wenn er hoffen konnte, es mit Erfolg thun zu können. Er kannte sehr gut die Kräfte seines Staats, und würdigte sie richtig, ohne Ueberschäzung; wohl wußte er, daß, da es ihm Ein Mal gelungen war,

während des siebenjährigen Krieges, einer ganz unverhältnißmäßigen Macht siegreich zu widerstehen, er diesen Erfolg zum großen Theil dem Glück, den von seinen Gegnern begangenen Fehlern, dem Mangel des Einverständnisses unter ihnen, endlich seiner eigenen so wie seines Volks außerordentlicher Anstrengung verdanke, Umstände, auf deren verbundenes Wiedereintreten nicht noch einmal gerechnet werden durfte. Er schäzte die moralischen Kräfte sehr hoch, aber eben deshalb sahe er ein, daß von denselben nur in seltnen und außerordentlichen Fällen Gebrauch gemacht werden könne, weil der Enthusiasmus sich nicht länger erhalten läßt, als die außerordentlichen Umstände, die ihn aufregten, vorhanden sind; Friedrich rechnete also in seinem Vertheidigungsstande gegen andere Mächte nur auf die gewöhnlichen, immer bleibenden physischen Kräfte und Mittel, und suchte diese möglichst vollkommen zu machen.

Seine Unternehmungen gelangen vorzüglich deshalb, weil er, ehe er zu handeln anfing, alle Schwierigkeiten, die sich entgegensetzen konnten, wohl überdacht, und die Mittel, ihnen zu begegnen, nach Rücksicht auf die verschiedenen Fälle, welche eintreten konnten, bereit hielt. Gar zu schwierige Dinge unternahm er nie,

wenn

wenn er nicht durch die Umstände dazu gezwungen war. Sorgfältig vermied er, was ihn in Weitläuftigkeiten oder Irrungen mit andern Staaten verwickeln konnte; auch dasjenige, was, wenn es von der einen Seite Vortheile versprach, von der andern bedeutendere Nachtheile voraussehen ließ. So hat er nie die Vorschläge zur Errichtung einer Seemacht, zum Erwerb von Kolonien in fremden Erdtheilen, genehmigt, weil er einsah, daß er auf diesem Wege es nie zu einer Größe von einiger Bedeutung bringen könne, wohl aber sich schwächen und abhängiger von andern Mächten machen werde. Für das Geld, sagte er, wofür ich ein Kriegsschiff baue, kann ich auch ein neues Regiment errichten, und dies ist besser.

Die Kräfte anderer Staaten schätzte er nicht zu gering, und er sahe es nicht als Mangel dieser Kräfte an, wenn in einzelnen Fällen durch deren ungeschickte Anwendung gefehlt wurde. In seiner vergleichenden Schätzung dessen, was andere Staaten gegen einander vermögten, nahm er, um nicht zu irren, immer an, daß jeder seine Kräfte auf das Beste benutzen, und dadurch dasjenige bewirken werde, was zu bewirken möglich war. Für seinen eigenen Staat aber brachte er in Abzug, was durch Zufälle die bezielte Wirkung vermindern konnte. So

war seine politische Berechnung immer den mindesten Irrthümern unterworfen, und seine Regierung war deshalb die glücklichste, weil er in allen Fällen seine Entwürfe mit reifster Ueberlegung und mit Erwägung aller Umstände machte, und mit großer Kraft, Ordnung und unermüdlicher Thätigkeit sie ausführte, auch den Einfluß der Leidenschaft auf seine Entschließungen möglichst abhielt.

Wir gehen zu dem über, was Friedrich für das Kriegswesen gethan hat. Die Sorge um dasselbe war ihm besonders angelegen, und mußte es seyn, da er den bedeutenden Rang, zu dem er sich unter den europäischen Staaten mit rascher Schnelligkeit erhoben hatte, gegen die geweckte Eifersucht andrer Mächte behaupten mußte, und es, wie wir bemerkt haben, eine Hauptmaxime seiner Politik war, dadurch seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern, wenn er sich immer wohl gerüstet und zum Kriege bereit zeige.

Der große Churfürst hatte zuerst das brandenburgische Kriegswesen auf einen regelmäßigen Fuß gebracht. Er führte eine neue Art von Abgaben, die Accise, ein, gab derselben wenigstens eine feste Einrichtung, welche ihm die Einkünfte verschaffte,

ein bedeutendes Heer unterhalten zu können, ohne die Unterthanen mit erhöhten direkten Abgaben belasten zu dürfen. Gegen das Ende seiner Regierung stieg dieses Heer auf 30,000 Mann; er hatte einige gute Feldherren, und die Weisheit und der Muth, mit welchem er seine Kriege führte, gab den brandenburgischen Truppen einen kriegerischen Geist. Dieser erhielt sich auch unter seinem Nachfolger, König Friedrich I, welcher an den Kriegen seiner Zeit gegen die gefürchtete Obermacht Frankreichs thätigen Antheil nahm. Dieses Königs Truppen zeichneten sich durch Tapferkeit, seine Feldherren durch gute Einsicht vortheilhaft aus. Die Stärke seines Heers war nicht zu allen Zeiten gleich, doch soll sie bis auf 48,000 Mann gebracht seyn, neben welchen noch eine wohlgeübte Land-Miliz von 60,000 Mann unterhalten wurde. Friedrich I konnte eine solche Macht nicht auf eigne Kosten erhalten; er bezog von den Seemächten Subsidien. Aber da dieser König die Summen, die er erhielt, nicht wieder mit Weisheit zur Aufnahme seiner Lande anzuwenden wußte, sondern einen großen Theil des Geldes in unnützer Pracht vergeudete; so wurde der Nachtheil, den die Bevölkerung erlitt, nicht ersezt. Noch größer war unstreitig die Thorheit, daß Friedrich I mit dem Blute seiner Unterthanen die Anerkennung

der königlichen Würde vom kaiserlichen Hofe erkauft, dann er unter dieser Bedingung ein ansehnliches Corps seinen Truppen überließ.

Friedrich Wilhelm I fühlte, daß er die Stelle, welche sein Vater unter den unabhängigen Herrschern eingenommen hatte, nur durch ein verhältnißmäßiges, auf eigne Kosten erhaltenes Kriegsheer behaupten könne. Die Sorge für dasselbe wurde seine Hauptbeschäftigung, doch war hierbey die Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit vielleicht weniger Ursache, als die entschiedene Neigung, welche dieser Monarch von früher Jugend an für das Soldatenwesen hatte. Kriegerische Uebungen machten sein größtes Vergnügen aus, und es war sein unermüdetes Bestreben, in diese Uebungen die möglichste Ordnung, Genauigkeit und Pünktlichkeit zu bringen, und Soldaten zu haben, die durch Richtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen, Reinlichkeit und Schönheit des äußern Anzuges alle andere Truppen übertrafen. Durch großen Fleiß und unermüdete Aufmerksamkeit erreichte Friedrich Wilhelm wirklich diesen Zweck. Seine Armee bestand aus so wohl gebildeten, großen und schönen Leuten, und diese waren in allen Uebungen des Krieges so fertig und zu dem pünktlichsten Gehorsam so gewöhnt, daß kein

in anderes Heer in Europa ihm hierin gleich kam. Schon zu Anfang seiner Regierung, 1718, soll dies Heer auf 60,000 wirklich unter dem Gewehr stehende Soldaten gebracht seyn, und am Ende seiner Regierung unterhielt Friedrich Wilhelm I 76,000 Mann, wovon 26,000 Mann Ausländer waren. Zugleich hatte er Waffen und Kriegsbedürfnisse aller Art immer in hinlänglicher Menge, sogar im Ueberfluß vorräthig. Durch die gute Ordnung und große Sparsamkeit, welche Friedrich Wilhelm in allen Theilen der Verwaltung einführte, erwarb er die Mittel zu den großen Ausgaben, welche ein solches Heer erforderte, ohne seine Lande durch neue Abgaben sehr zu drücken. Um auch die Bevölkerung nicht gar zu sehr zu schwächen, wurden nicht nur Fremde unter die Armee gern aufgenommen, und durch gutes Handgeld und versprochene Vortheile zum preußischen Dienst angelockt; sondern dieser König schrieb ausdrücklich vor, daß man so viele taugliche Ausländer, wie nur immer möglich, durch die Werbung auswärts zu verschaffen suchen, und es dahin bringen solle, daß die Armee bis zu zwey Drittel aus Fremden bestehe, welches Verhältniß jedoch nie erreicht ist. In Absicht der Einländer war es bis dahin, sowohl unter Friedrichs Wilhelms I Vorfahren, als während des größten Theils seiner Regierung,

den

den Regimentern überlassen gewesen, so viele jun
Leute, als sie nur immer vermogten, zur Annahm
von Kriegsdiensten willig zu machen. Durch die
gestattete Willkühr waren aber für das Land groß
Nachtheil und Druck entstanden. Die Regiment
wetteiferten mit einander, die größte Zahl von starke
und wohlgebildeten Soldaten aufstellen zu könne
da dieses das beste Mittel für die Chefs war, sic
bey dem Könige beliebt zu machen. Die Regimen
ter schickten daher überall ihre Leute im Lande umher
um anzuwerben, suchten auch wol oft durch falsch
Versprechungen, oder gar durch List und Gewal
Rekruten zu erhalten. Da hierzu das ganze Lan
offen stand, so war die Folge, daß ein Regimen
das andere überbot, eins dem andern entgegenarbei
tete, und daß hierdurch die Last, Menschen z
Kriegsdiensten zu stellen, ohne alle verhältnißmäßig
Gleichheit von den verschiedenen Provinzen un
Orten getragen wurde. Ein Distrikt, ein Dor
hatte oft alle seine irgend brauchbaren jungen Leut
hergeben müssen, wenn dagegen ein anderes in sei
langer Zeit nur sehr wenige oder gar keine liefert
Diesem Nachtheil suchte König Friedrich Wilhelm I
durch die sogenannte Kantoneinrichtung im
Jahr 1733 abzuhelfen. Das Reglement, welches
diese Einrichtung feststellte, ist zwar nie öffentlich be
kannt

mt geworden, wie dieses sehr oft mit den Vor-
riften, welche wegen der Werbung ertheilt wurden,
r Fall war. Das Wesentliche dieser Einrichtung,
ssen Bemerkung um so mehr hieher gehört, da es
ch unter Friedrich II mit wenigen Abänderungen
behalten ist, bestand in Folgendem.

Das ganze Land wurde, mit wenigen Ausnah-
men [89]), in gewisse Distrikte, Kantons genannt,
ge-

89) Die ausgenommenen Provinzen waren, unter König Friedrich Wilhelm I, Cleve, Geldern, Mörs, Tecklenburg, Lingen und ein Theil der Grafschaft Mark. Der Grund dieser Ausnahme war, weil die Einwohner dieser Provinzen eine große Abneigung vor dem Kriegsstande hatten, und die Furcht vor demselben sie häufig zum Austreten bewog, welches durch die Nähe fremder Lande, besonders Hollands, wo jeder Fremde immer leicht Arbeit und Unterkommen fand, sehr begünstigt wurde. König Friedrich II bestätigte diese Freiheit den genannten Provinzen, und ertheilte sie auch aus gleichem Grunde dem von ihm neu erworbenen Fürstenthum Ostfriesland, wie auch einigen Distrikten in Schlesien, wo die dort blühenden Fabriken die Befreiung vom Militair-Zwang durchaus nothwendig zu erfordern schienen. Er ertheilte sogar dieselbe Befreiung auch den Städten Berlin, Potsdam, Breslau, Brandenburg und Altstädt Magdeburg. Alle in diesen Städten Geborne waren nicht zu Kriegsdiensten verpflichtet. Den politischen Grund dieses leztern Privilegiums wissen wir nicht anzugeben. Da die zu groß

getheilt, deren jeder einem gewissen Regiment zugetheilt war, das die Befugniß hatte, aus demselben jährlich so viele taugliche junge Leute auszuheben, als es bedurfte, um die ihm nöthige Zahl von Einländern immer vollzählig zu erhalten. Der Kanton eines Infanterie-Regiments hatte 5000 Feuerstellen, der eines Kavallerie-Regiments 1800; das Infanterie-Regiment war in Friedenszeiten jährlich dreißig, in Kriegszeiten aber bis hundert auszuheben befugt 90). Was den Regimentern mehr abging, sollte durch Ausländer ersezt werden. Jeder solcher Distrikt war wiederum in kleinere zertheilt, und diese waren den Kompagnien zugewiesen, aus denen das Regiment bestand. So gehörte also jedes Haus im Lande einer bestimmten Kompagnie, und alle in demselben gebohrne Knaben waren, sobald sie das gehörige Al-

ter

große Volksmenge jener Städte, besonders von Berlin, unstreitig dem Staate nachtheilig ist, so scheint es, daß es vielmehr rathsamer gewesen wäre, denselben keine Befreiungen zu ertheilen, welche dem ja großen Andrang der Menschen nach jenen Orten noch einen bedeutenden Reiz mehr geben mußte.

90) Wie viel ein Kavallerie-Regiment auszuheben berechtiget gewesen, finden wir nicht bemerkt. Die Zahl war aber verhältnißmäßig weit geringer, theils, weil zur Kavallerie nur angesessene, vorzüglich sicher gebaute Leute genommen wurden, theils auch sich immer mehr Freiwillige zum Kavallerie-Dienst meldeten.

r und die verlangte Größe erreicht hatten, auch ihre Tauglichkeit zum Dienst sonst nichts abging, erpflichtet, unter dieser Kompagnie auf ganz unbestimmte Zeit, so lange sie die Befehlshaber brauchbar fanden, zu dienen. Doch waren einige Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gestattet, nämlich die Söhne des Adels, von denen man voraussezte, aß sie freiwillig sich zum höhern Kriegsdienst melden würden; die Söhne der Geistlichen und höhern Staatsbedienten, auch die Söhne der Fremden, die unter dem Versprechen der Befreiung vom Kriegsdienste für sich und ihre Kinder sich im Lande ansäßig gemacht hatten; ferner die Söhne gewisser Fabrikanten, auch diejenigen jungen Leute, welche einzige Söhne, oder zu Führung der von ihren Eltern erbten Wirthschaft, oder zu Unterstüzung der verwittweten Mütter unentbehrlich gehalten wurden; endlich auch die Söhne aller derer, welche ein beträchtliches, zu verschiedenen Zeiten verschieden bestimmtes Vermögen nachweisen konnten; — alle diese waren von der Aushebung frey. Diese Ausnahmen waren aber in der wirklichen Anwendung so vieldeutiger Auslegung fähig, daß das Militair immer leicht Vorwände fand, sie nicht gelten zu lassen, deshalb häufig Streitigkeiten entstanden, und vielfache Klagen über Verlezung der Vorschriften

und

und über harten Druck gehört worden. Dieſes war um ſo unvermeidlicher, da die wirkliche Aushebung zu Kriegsdienſten ganz allein dem Militair überlaſſen war. Jedes Regiment ſchickte jährlich ſeine Leute (einen Officier mit einigen Unterofficiers) in den ihm zugewieſenen Kanton, und ließ durch ſie über die darin gebornen Knaben Liſten halten, und ſowohl den Zuwachs, als den durch Todesfälle oder bewieſene Untauglichkeit zum Kriegsdienſt entſtandenen Abgang bemerken. Den Eltern der neugebornen Knaben wurde die Verpflichtung derſelben, ſo wie die eigne Verantwortlichkeit der Eltern, die Kinder, ſo oft es verlangt würde, zu ſtellen, erklärt, und zum Zeichen eine rothe Binde [91]) gegeben. Jährlich wurden die jungen Leute gemeſſen, und ihre Größe in den Liſten bemerkt; von denen, welche die gehörige Größe erreicht hatten, wurden dann jährlich ſo viele zum wirklichen Dienſt ausgehoben, als das Regiment behauptete an Einländern zu bedürfen, um vollzählig zu bleiben. Bey allen dieſen Verfügungen wirkten die Civilbehörden gar nicht mit; ſie erhielten von denſelben nicht einmal Kenntniß, und

konn-

91) Dieſe rothe Binde war eigentlich ein Ehrenzeichen, welches den Wohlhabendern bey der Geburt eines Sohns von des Regiments Feldwebeln gegen eine Erkenntlichkeit gebracht wurde.

onnten also den sie bestürmenden Klagen der Unterthanen gar nicht abhelfen, da die den Regimentern ertheilten Vorschriften ihnen nie vollständig bekannt waren, so daß es also dem Militair, auch wenn seine Klage über gar zu arge Misbräuche bis zur höchsten Behörde gelangte, nie an Gründen fehlte, ein Verfahren zu rechtfertigen. Noch ein sehr arger Misbrauch bestand bey dieser Einrichtung. Die zum Kriegsdienst verpflichteten Unterthanen wurden von dem Augenblick an, wo sie in die Rollen eines Regiments eingetragen waren, oder wenigstens von der Zeit an, da sie den Soldateneid hatten ablegen müssen, welches sogleich nach der Confirmation der jungen Leute gefordert wurde, aller Aufsicht ihrer gewöhnlichen Obrigkeit entzogen, und waren nur der Gerichtsbarkeit des Regiments, zu dem sie gehörten, unterworfen. Ein Enrollirter, und eben so ein Beurlaubter während seines Aufenthalts in der Heimath, konnte, was auch sein Vergehen seyn mochte, nur bey dem Gerichte seines oft fernen Regiments in Anspruch genommen werden; dies war die fruchtbare Quelle von großen Unordnungen, die noch dadurch vermehrt wurden, daß sich oft in einem Orte Enrollirte und Beurlaubte von mehrern Regimentern befanden. Alle Thätigkeit der bürgerlichen Obrigkeit wurde hierdurch gelähmt, und die ruhigen Un-

terthanen sahen sich häufigen Beleidigungen aller Art von den Enrollirten ausgesezt, ohne dagegen Hülfe erhalten zu können; denn von den Regimentern wurde sie, nach lange angewandter Mühe, selten ertheilt. Noch mehr, ein Enrollirter durfte ohne Erlaubniß des Regiments, zu dem er gehörte, sich nicht von seinem Orte entfernen, kein Gewerbe anfangen, besonders nicht heirathen, noch einen Haushalt errichten. Hierdurch befand sich ein guter Theil der Unterthanen in Absicht der wichtigsten Handlungen seines Lebens in gänzlicher Abhängigkeit, und in wirklicher Sklaverey der Chefs der Regimenter und Kompagnien. Die Klagen waren häufig, daß diese die jungen Leute, statt sie zu Kriegsdiensten auszuheben, zu Arbeiten zum eigenen Vortheil auf ihren Gütern gebrauchten. Daß es Mittel gab, sich von dieser Abhängigkeit ganz oder Theilweise, ja wol gar von den Kriegsdiensten selbst zu befreyen, daß diese Mittel von Allen, die es vermogten, sehr häufig angewandt wurden, und dabey oft mit ungerechter Partheilichkeit, mit Begünstigung des Einen zum harten Druck des Andern verfahren wurde; dieß wird von Niemanden, der die Menschen kennt, bezweifelt werden. Das Kanton-Reglement Friedrich Wilhelms I machte also den Zustand des Landes nicht besser, es hatte nur den Streitigkeiten zwi-

schen

chen den verschiedenen Regimentern abgeholfen, die vorher oft entstanden, so lange allen Regimentern die Werbungen durch das ganze Land frey standen. Nachdem aber den Regimentern bestimmte Distrikte zur Aushebung angewiesen waren, so war jedes aufmerksam genug, sich in seinem Besitz zu behaupten, und jedem Eingriff eines andern durch Klage bey der höchsten Behörde zu wehren. Aber den Unterthanen wurde hierdurch nicht geholfen, vielmehr waren sie jezt nur noch öfter aller Willkühr des Militairs überlassen, da jedes Regiment, so lange es sich nur innerhalb seines Kantons hielt, auf denselben ein bestimmtes Recht behauptete, und in dessen Ausübung keiner Kontrolle unterworfen war. Die Fälle ungerechten Drucks waren hierbey um so häufiger, da die Chefs bey diesen Geschäften sehr oft von Subalterns-Officieren, oder gar von Unterofficieren geleitet wurden, oft auch diesen die Aushebung allein überließen. Leute dieser Art, oft jedem edlen Gefühle fremd, wurden nicht selten nur durch Eigennutz, oder andere niedere Beweggründe bestimmt. Den durch alle diese Misbräuche geplagten Unterthanen, und den sie, wenn es gar zu arg wurde, zuweilen unterstützenden Civilbehörden (welche leztere doch, wie bereits bemerkt, zu solcher Unterstützung eigentlich nicht befugt, noch auch, wegen der ihnen abgehenden

Kenntniß von den Befugnissen des Militairs, recht im Stande waren) wurde es schwer, mit ihren Klagen Gehör zu finden. Dem Militair ward es dagegen leicht, auch die offenbarsten Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Bey einem Monarchen, dessen höchste Freude der Anblick eines schönen und wohlgeübten Regiments war, konnte nicht leicht Recht erhalten werden gegen den Kommandeur eines solchen Regiments, dem er diese Freude verdankte. Kam es vollends darauf an, daß ein schöner junger Mensch, der eine ungewöhnliche Größe hatte, zum Kriegsdienst ausgehoben worden, dann waren auch die sprechendsten Billigkeits-Gründe, die nach den Vorschriften gültigsten Ausnahmen nicht hinreichend, einen solchen vom Kriegsdienste zu befreyen. Junge Leute von jedem Stande und Vermögen, ja sogar Familienväter und Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern, wurden, wenn sie ungewöhnlich groß waren, mit List und Gewalt aus ihren Häusern Nachts aus dem Bette geholt, und zu Soldaten gemacht. Viele haben mehrere Jahre, andere bis zu erreichtem hohen Alter, oder bis zum Tode, der Kummer und Krankheit beschleunigten, in diesem Stande zubringen müssen. Viele entwichen heimlich aus dem Lande, um der Sklaverey zu entgehen, mit Verlust ihres Vermögens, dessen Confiskation die

gesetz-

gesetzliche Strafe solcher Desertion war. Keine Vorstellungen konnten hiergegen helfen, und nur in seltenen Fällen gelang es einem menschlicher gesinnten militairischen Befehlshaber, eine gute Laune Friedrichs Wilhelms I zu benutzen, um in einem dringenden Falle eine Ausnahme von der Strenge der harten Regel, oder auch die Verbesserung einer wider die Regel begangenen Härte zu bewirken. Dieser Zwang und Druck, unter welchem ein grosser Theil der Unterthanen in beständiger Furcht leben mußte, machte unter diesem Könige die preußischen Lande, ohnerachtet aller übrigen guten Einrichtungen in denselben, zum Schrecken und Abscheu aller andern Lande; der Fremde vermied den Aufenthalt in denselben, sogar die Durchreise, und die Eingebornen sahen es als das gröste Unglück an, wenn ihre Söhne zu einer merklichen, besonders zu einer mehr als gewöhnlichen Größe aufzuwachsen schienen. Man suchte Kinder, die in diesem Falle waren, so gut und lange wie möglich vor der militairischen Messung und Aufzeichnung zu retten, verbarg sie in den geheimsten Zufluchtsorten, oder sandte sie bey Zeiten ins Ausland. Wurde dies entdeckt, so waren die Eltern der Abwesenden den strengsten Strafen und dem Verluste des Vermögens ausgesezt; es wurde also, wenn es nicht möglich war, das Daseyn der

Unglücklichen zu verbergen, Geld und jede Aufopferung angewandt, um Begünstigung zu erschleichen, welches auch oft, aber nicht immer, gelang.

Die Herbeischaffung der Ausländer wurde auf nicht minder ungerechte und drückende Art bewirkt. Ein großer Theil der angesessenen eingebornen Soldaten war während zehn Monate des Jahrs beurlaubt und konnte während derselben in der Heimath leben und sein Gewerbe treiben, war aber dabey allein der Gerichtsbarkeit seines Regiments unterworfen. Wenn auch durch diese Einrichtung die Härte des gezwungenen lebenslänglichen Kriegsdienstes einigermaßen erleichtert wurde, und diese Last ohne dieselbe gar nicht hätte getragen werden können; so hatte doch auch diese Einrichtung wieder unvermeidlich drückende Folgen. Der Sold der Beurlaubten wurde nämlich während der Zeit ihrer Abwesenheit eingezogen und gehörte, dem größten Theil nach, den Kompagnie-Chefs, welche dagegen verbunden waren, theils die Dienste der Beurlaubten von den in der Garnison zurückgebliebenen Soldaten, die hierfür besonders bezahlt wurden, versehen zu lassen, theils aber die Kosten der auswärtigen Werbung zu bestreiten, und dafür zu sorgen, daß immer eine möglichst große Zahl Ausländer im Dienst war.

Mit

Mit je geringern Kosten dieses bewirkt werden konnte, desto gröſser war natürlich der Vortheil des Kompagnie-Chefs. Deshalb wurden nicht nur alle Fremde, welche sich nur kurze Zeit im Lande aufhielten, oder auch dasselbe nur durchreisten, und deren Gröſse und Gestalt das Militair anreizte, mit List oder Gewalt zum Kriegsdienst gebracht, sondern die Regimenter schickten Offiziere und Unteroffiziere in fremde Lande, um durch Handgeld und Versprechen andrer Vortheile, die nicht immer gehalten wurden, taugliche Leute zum Dienst zu überreden, auch sie wol mit Gewalt wegzunehmen und heimlich über die Gränze zu führen. Vorzüglich wurden diese Werber in die Reichsstädte, oder in die kleinen deutschen Lande gesandt, deren Regierungen über begangene Gewaltthat sich nur schwer Gehör verschaffen konnten. Auch an die Gränzen groſser Staaten und in die Nähe der Garnison-Städte derselben wurden die Werber verlegt, um fremde Soldaten zur Desertion zu verleiten [92].



92) Es sind uns sogar Beispiele bekannt, daſs von den im Auslande befindlichen Werbern selbst aus preuſsischen an der Gränze gelegenen Vestungen die eigenen Soldaten zur Desertion verleitet und dann für ein anderes Regiment angeworben wurden. Diese waren natürlich vorzüglich angenehm, da sie schon die Uebung des preuſsischen Dienstes hatten.

Noch ein anderer das eigene Land sehr drückender Misbrauch entstand durch diese Einrichtung. Um nämlich die Kosten der fremden Werbung möglichst zu vermindern, bemühten sich die Kompagnie-Chefs, viele Einländer an die Stelle von Fremden einzuziehen; hierzu wurde jeder Vorwand gebraucht. Die Söhne der Ausländer, wenn sie auch in der Garnison gebohren wären, galten wiederum für Ausländer, und gehörten ohne Widerrede der Kompagnie, in der die Väter standen. Jeder Einländer, der zu entfliehen versucht hatte, aber wieder ergriffen, oder dem wegen irgend eines Vergehens eine harte Regiments-Strafe zuerkannt war, wurde als ein Ausländer angesehen. Endlich wurden auch diejenigen Eingebohrnen, die kein Landeigenthum besaßen, für unsicher erklärt und den Fremden zugezählt.

So bestand das Heer, welches der Stolz und die Freude Friedrich Wilhelms I. war, einem großen Theil nach aus Leuten, die wider ihren Willen dienten, und von denen nur durch harte Behandlung die Erfüllung der Pflichten, die man von ihnen forderte, erhalten werden konnte; nur durch barbarische Strafe, die bey jeder versuchten Entweichung gewiß bevorstand, konnten diese Menschen in dem

em Kerker ihrer Garnisonen, aus denen Mauern
e oft in Jahren nicht entlassen wurden, gefangen
ehalten wurden. Die Eingebornen waren zu dieser
Sklaverey sehr oft auf Zeitlebens verdammt; doch
ar ihnen die bemerkte lange Beurlaubung in die
heimath eine bedeutende Erleichterung, indem das
Schicksal der Ausländer zwar ungleich härter.
Denn die ihnen gegebnen Kapitulationen, wodurch
ach gewissen Dienstjahren der Abschied versprochen
ar, wurden gewöhnlich, und so lange die Leute
och einigermaßen brauchbar waren, nicht gehalten.
Von denjenigen, welche bey höherm Alter endlich
ntlassen wurden, erhielten nur wenige eine sehr
ärgliche Unterstützung, und wurden meistens der
itterſten Dürftigkeit preisgegeben. Bey allen die-
en Umständen wurde der preußische Kriegsstand für
as gröſte Unglück gehalten, das einem Menschen
on Bildung und einigem Gefühl begegnen konnte,
nd Jeder, der es irgend vermogte, suchte sich und
eine Kinder vor demselben zu retten. Nur Einfalt
nd gänzliche Unkunde, jugendlicher Leichtsinn, oder
urch groſe sittliche Verderbtheit herbeigeführte ver-
weifelte Umstände, wol gar begangene Verbrechen,
onnten Jemand bewegen, freiwillig Dienste zu neh-
nen. Die äußere Ehre, welche mit dem Solda-
enstande verbunden war, und die demselben gegeb-

nen Vorzüge, besonders die Erlaubniß, andern Unterthanen auf vielfache Weise lästig zu fallen, konnten nur leichtsinnige Menschen, auch gewöhnlich nur auf kurze Zeit, für das Elend entschädigen, in dem sie lebten. Auch waren die den Soldaten außer dem Dienst gestattete Zügellosigkeit, und die ihnen überall zum Nachtheil andrer Unterthanen zugestandenen Rechte und Vortheile noch ein bedeutender Zusatz der Beschwerden, welche das Land durch dieses Heer erleiden mußte.

Dies waren die Einrichtungen, welche Friedrich II. fand, als er den Thron bestieg 91). Die Kla-

91) In Absicht der Kriegsverfassung unter Friedrich II und seinem Vorfahr, deren Schilderung hier in einander fließt, weil sie durch Friedrich nur wenig Abänderungen erhalten hat, ist von uns das Mirabeau-Mauvillonsche Werk von der preußischen Monarchie Bd. IV. benuzt, worin der deutsche Uebersezer von Blankenburg (selbst preußischer Officier) diesen Gegenstand mit vieler Einsicht und richtigem Urtheil bearbeitet, und manche unrichtige Vorstellungen der Urheber des französischen Originals berichtiget hat. S. von diesem Werk Beilage C. Nr. 84. 85. — Ueber die ältern Einrichtungen findet man gute Nachrichten in von Bennekendorf Charakterzügen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. Berlin 1787; in

Klagen über dieselben waren zu allgemein und zu laut im ganzen Lande, und auch im Auslande, als daß

in der dritten und vierten Sammlung. Von den Veränderungen, welche Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege im Militair vorgenommen, hat er selbst Nachricht gegeben in den Oeuvres posthumes. Berlin T. V. p. 161. Eine sehr belehrende Nachricht giebt: Verfassung des preußischen Kantonwesens, von Ribbentropp. Minden 1798. Doch findet sich in dieser Schrift, dem Zweck ihres Verfassers gemäß, eigentlich nur der Zustand, wie er nach den Verordnungen seyn sollte, nicht der, welcher wirklich vorhanden war, geschildert. Auch beschränkt der Verfasser sich nicht auf die Zeit Friedrichs II, sondern bemerkt auch die spätern Veränderungen. — Um die Kantoneintichtung und ihre nachtheiligen Folgen recht kennen zu lernen, verdient eine kleine Schrift gelesen zu werden, worin diese Folgen von einem sie praktisch kennenden Manne mit Freimüthigkeit gerügt sind: Ueber die Kanton-Verfassung in den preußischen Staaten, von dem Geh. Kriegs- und Landrath v. Arnim. Frankfurt und Leipzig 1788. — Außer dem, was aus diesen Schriften gezogen ist, beruhet indeß vieles hier Gesagte auf mündlichen Nachrichten von Militairs und andern wohl unterrichteten Männern, und man kann sich auf die Richtigkeit unsrer Schilderung verlassen. Das Andenken an den von den Vorfahren, auch zum Theil noch den Zeitgenossen, erlittenen harten Druck hatte sich zu gut erhalten, als daß in der frühern Lebenszeit des Verfas-

sers

daß sie dem alle Vorkehrungen der Regierung zu unerfüllt beobachtenden Kronprinzen hätten unbekannt bleiben können. Er sah auch ohne Zweifel die Ungerechtigkeit dieser Einrichtungen und deren verderbliche Folgen für die Bevölkerung und den Wohlstand seiner Lande sehr gut ein; aber ganz abhelfen konnte er diesen Folgen nicht. Nur den Druck, welchen die Leidenschaft des Vaters für vorzüglich schöne und lange Soldaten hervorgebracht hatte, nur die übertriebene Strenge, oft unmenschliche Behandlung, welche Friedrich Wilhelms pedantische Forderungen einer überspannten Vollkommenheit des kleinen Dienstes nothwendig gemacht hatten, hörten bey Friedrich II auf; das Kriegswesen war für diesen König keine Spielerey. Er hielt seine Soldaten, um sie zu gebrauchen, und er wußte, daß die höchste Vollkommenheit des kleinen Dienstes diese Brauchbarkeit nicht vermehrt, wohl aber den Soldaten ihren Zustand unerträglich macht und sie zu der Verzweiflung bringt, ihrem Elend durch

sere solche Erzählungen nicht oft hätten gehört werden sollen. Jetzt wird sich dieses Andenken nach und nach verlieren, aber ganz darf es nicht vergessen werden, um den bessern Zustand, der uns geworden ist, und den Nachkommen, hoffentlich noch vollkommener werden wird, gerecht und dankbar zu würdigen.

urch Deſertion, ſogar durch Selbſtmord zu entgehn,
elches unter Friedrich Wilhelm I ſehr gewöhnlich
ar, und auch unter Friedrich fortdauerte. Auch die
menſchliche Härte, mit der Eingeborne und Fremde
im Kriegsdienſt gezwungen wurden, hörte auf, da
r König nicht dazu ermunterte, indem er nicht, wie
r Vater, große und ſchöne Leute außerordentlich be-
ahlte, und diejenigen Befehlshaber, welche ſie ver-
haßten, ſo wie diejenigen, welche durch beſonders
trenge Mannszucht die höchſte Fertigkeit in den
kriegsübungen, und die größte Schönheit des äußern
nſehns zu erreichen wußten, mit Gnaden überhäufte.
Der Kriegsdienſt wurde alſo unter ihm in vielen ein-
elnen Punkten menſchlicher, und der Druck erträg-
licher, ohne daß es deshalb vieler Verordnungen
ndurft hätte, die auch nicht erlaſſen wurden. Es
ar genug, wenn nur auf den alten Vorſchriften
nicht weiter beſtanden wurde. Friedrich ſchonte bey
llen Gelegenheiten gern das Andenken ſeines Va-
ers, und wollte auch hier auf die von ihm began-
enen Fehler nicht durch deren auffallende Verbeſſe-
ung aufmerkſam machen.

Aber im Ganzen konnte Friedrich ſeinem Volke
den Druck nicht abnehmen, oder denſelben auch nur
merklich erleichtern. Nicht Laune und Leidenſchaft

bewog

bewog ihn, wie den Vater, ein zahlreiches, wohl geübtes, beständig zum Gebrauch fertiges Heer zu erhalten; sondern die Staatsklugheit machte ihm dieses zur Nothwendigkeit. Daß dies so war, ist unstreitig die wichtigste nachtheilige Folge, welche die schnelle Vergrößerung seines Staats, und der glückliche Erfolg seines ersten Krieges gehabt haben. Denn diese Vergrößerung hatte die Eifersucht und Abneigung einiger Nachbarn noch in höherm Verhältniß vermehrt, als die eigne Macht. Es war also nöthig, das Heer in seinem Stande zu erhalten, und wo möglich noch zu vermehren, es wie bisher in allen Uebungen des Krieges zu vervollkommnen und immer Alles bereit zu haben, was die wirkliche Kriegsführung erforderte. So konnte Friedrich in den Einrichtungen, die der Vater getroffen hatte, nichts Wesentliches nachlassen. Es blieb daher die Kanton-Verfassung für die Einländer mit allen ihren drückenden Folgen, und nur spät traten darin einige mildernde Bestimmungen ein; es blieb die auswärtige Werbung mit den meisten ihren Gräuel. Nur einige gar zu große Mängel wurden verbessert. So wurde die Abtheilung der Kantons in kleinere, den Kompagnien zugetheilte Distrikte aufgehoben, weil die Erfahrung bewiesen hatte, daß die den Kompagnie-Chefs und ihren Abgeordneten über-

las-

offene Gewalt, weil sie mehr ins Einzelne und Kleinliche ging, noch drückender, die Misbräuche ey derselben noch vielfacher und schwerer zu übersehen waren. Die Aushebung sollte also, nach Friedrichs Vorschrift, für das ganze Regiment geschehen, dessen Kommandeur die Vertheilung der Einzelnen unter die Kompagnien, nach deren Bedürfniß, oblag. Auch das Recht, enrollirte junge Leute zu verabschieden, und die Erlaubniß zum Heirathen derselben zu ertheilen, wurde diesen Kommandeurs beigelegt; die Abschiede und Trauscheine sollten unentgeldlich ertheilt, auch denen (dieses wurde schon in Friedrichs erstem Regierungsjahr vorgeschrieben) nie verweigert werden, für welche sie von den Civilobrigkeiten, nach Maaßgabe der Umstände der Unterthanen, verlangt wurden. Auch in der über die Enrollirten und Beurlaubten auszuübenden Gerichtsbarkeit wurden die Regimenter beschränkt, dagegen die Ausnahmen, welche vom Kriegsdienst befreiten, vermehrt und genauer bestimmt.

Doch die Hauptverbesserung in der bisher bestandenen Kantoneinrichtung, welche Friedrich erst nach dem siebenjährigen Kriege vornahm, bestand darin, daß die Aushebung zum Kriegsdienst nicht

mehr

mehr dem Militair allein überlaſſen, ſondern von ihm nur gemeinſchaftlich mit den Civilbehörden bewirkt werden ſollte. Nach den deshalb erlaſſenen Vorſchriften, bey welchen beſonders der mit dieſem Geſchäft beauftragte General von Möllendorf[94]) ſich thätig bewies, ſollten die Liſten aller zum Kriegsdienſt pflichtigen jungen Leute gemeinſchaftlich von dem Regiment und den Land- und Steuerräthen geführt werden, immer ein gleichlautendes Exemplar dieſer Liſten im Verwahr beider Behörden ſeyn; auch ſollte Alles, was die Aushebung betraf, nur mit Zuziehung der Civilbeamten geſchehen. Jährlich kamen, dieſer Vorſchrift gemäß, einige dazu kommandirte Officiere der Regimenter in die Kantons, und unterſuchten gemeinſchaftlich mit jenen Beamten den wirklichen Zuſtand der jungen Mannſchaft; alle in den Kantons ſeit der lezten Reviſion vorgegangenen Veränderungen wurden gemeinſchaftlich bemerkt, und dafür geſorgt, daß nicht Jemand, der nach ſeinem Stande, ſeinem Alter, ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und ſeinen ökono-

94) Die von dieſem Feldherrn in den Jahren 1763 und 1764 über dieſen Gegenſtand erlaſſenen Verordnungen ſind in der erwähnten Schrift des Hrn. v. Arnim: über die Kantonverfaſſung in den preußiſchen Staaten, abgedruckt.

konomischen Verhältnissen zum Kriegsdienste verflichtet und tüchtig war, in den Listen ausgelassen, ber auch Keiner in denselben aufgeführt wurde, der ach den ertheilten Vorschriften befreit war. Alle nrollirten jungen Leute mußten sich vor dieser jährlihen Commission stellen, sie wurden gemessen, und enn sie Gründe anzuführen hatten, weshalb sie laubten Befreiung verlangen zu können, damit gehört. Alle diejenigen, deren Gründe die Civilbehörde billigte, und welche sie für ihr Gewerbe und ihre Familie unentbehrlich hielt, sollten vom Regiment ohne Weitläuftigkeit und unentgeldlich verabschiedet werden. Es wurde auch die Zahl von Soldaten, welche ein Kanton stellen, und immer vollzählig halten mußte, genau bestimmt, und nicht mehr als hierzu erfoderlich sollten ausgehoben werden 95).

Auch

95) Ueber das wirkliche Bedürfniß der Regimenter wurden indeß die Civilbehörden, aller Vorschriften ungeachtet, nie zureichend unterrichtet, denn hierzu wäre erfoderlich gewesen, daß jedesmal auf eine ganz befriedigende Art die vorhandene Zahl der Ausländer nachgewiesen, und unter diesen keine andere, als wirkliche Ausländer, oder solche Einländer, die nach gesetzlichen Vorschriften für Ausländer galten, aufgeführt wären. Solche Nachweisung wurde aber den Civilbehörden selten, vielleicht nie vorgelegt.

Auch in Abſicht der auswärtigen Werbung fand nach dem ſiebenjährigen Kriege eine wichtige Abänderung Statt. Nicht mehr den Regimentern ſollte ſie überlaſſen ſeyn, und zur Beſtreitung der Koſten derſelben der innebehaltene Sold der Beurlaubten den Kompagnie-Chefs gehören; ſondern der König ließ dieſen erſparten Sold für ſich einziehen, und übernahm dagegen, den Regimentern die Ausländer zu liefern. Den Inſpekteurs, denen das ganze Milltair untergeordnet war, wurde die Beſorgung und Oberaufſicht der Anwerbung in fremden Landen und die Vertheilung der durch dieſelbe erhaltenen Rekruten unter die Regimenter, nach Maaßgabe deren Bedürfniſſes, übertragen. Durch dieſe neue Einrichtung wurde allerdings dem Nachtheil geſteuert, daß bey der alten manche Kompagnie-Chefs aus Eigennutz zu wenige Ausländer angeworben, und dagegen Einländer auf unrechtliche Weiſe an deren Stelle zum Dienſt gezwungen hatten. Dagegen aber bemerkte man, daß mit dieſer neuen Einrichtung ein ſehr wichtiger Vortheil ganz wegfalle, welchen die bisher beſtandene gehabt hatte. Es war nämlich unſtreitig bey lezterer der Vortheil der Kompagnie-Chefs, von den auf ihre Koſten angeworbenen Ausländern möglichſt lange Dienſte zu genießen, alſo Deſertion zu verhüten,

wes

wenigſtens ſelten zu machen. Dies konnte nur dadurch bewirkt werden, wenn für Nahrung, Wohnung und Kleidung des gemeinen Soldaten gut geſorgt, er in allen Dingen menſchlich behandelt, und dadurch mit ſeiner Lage zufrieden gemacht wurde. Dieſer Beweggrund des Kompagnie-Chefs, hiefür zu ſorgen, fiel aber weg, wenn der König den Abgang der Ausländer erſezte; ſogar mogte mancher Kompagnie-Chef jezt gern von ältern und gebrechlich werdenden Soldaten bey Zeiten ſich losmachen, um ſie mit jungen und kräftigen Leuten, die auf Koſten des Königs herbeigeſchaft wurden, zu vertauſchen. Auch wurde der Beſiz der Kompagnien durch die neue Einrichtung bedeutend minder einträglich, als er bey der vorigen es geweſen war. Wenn nach der leztern die Kompagnie-Chefs ihre auswärtigen Werbungen gut einrichteten, und die Soldaten lange erhielten; ſo blieb ihnen von ihren Einkünften ſo viel übrig, daß der Beſiz einer Kompagnie gewöhnlich dem Beſiz eines mäßigen Rittergnths gleich geachtet wurde. Hierin ſahe der junge Officier den Erſaz für die in frühern Jahren erduldeten Entbehrungen und ausgeſtandenen Strapazen; daher war der Beſiz einer Kompagnie das Ziel aller Wünſche, und um ſo angenehmer, da der Inhaber, auch wenn er zu höhern Dienſtſtufen und damit ver-

bundenen gröſsern Gehalt hinaufrückte, seine Kompagnie immer beibehielt. Unverkennbar ist, daſs beide Einrichtungen der auswärtigen Werbung Mißbräuchen ausgesezt waren, beide ihre Mängel, aber auch einige Vortheile hatten. Auf welcher Seite das Uebergewicht seyn mochte, darüber hat immer, auch bey einsichtsvollen und erfahrnen Militairs, Verschiedenheit der Meinung obgewaltet, und Friedrich selbst scheint hierüber nicht ganz fest bey sich entschieden zu haben; er führte deshalb in diesem Punkt keine ganz gleichförmige Einrichtung bey der Armee ein. Bey den meisten Regimentern übernahm er die auswärtige Werbung, und zog zur Bestreitung der Kosten derselben den ersparten Sold der Beurlaubten ein; bey einigen Regimentern aber behielt er die alte Einrichtung bey. Lezteres scheint eine Begünstigung gewesen zu seyn, und ohne Zweifel verfuhr er hierbey mit Rücksicht auf den ihm bekannten verschiedenen Charakter der Chefs, und den von ihnen in ihren Regimentern eingeführten Geist.

Nach den verbesserten Einrichtungen Friedrichs sollten immer nur diejenigen jungen Leute zu Soldaten ausgehoben werden, welche nach dem Urtheil der Civilobrigkeit mit dem mindesten Nachtheil für Ackerbau und Gewerbe entbehrt werden könnten, und

und dagegen sollten nicht gerade diejenigen verschont werden, wie es bisher oft geschehen war, bey welchen die militairische Zucht am wirksamsten seyn konnte, sie von jugendlichen Verirrungen zurückzubringen und zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu bilden. Um der Willkühr und Ungerechtigkeit möglichst Einhalt zu thun, war die stete Mitwirkung der Civilbehörden gemessenst vorgeschrieben. Diese Vorschriften kamen auch wirklich manchen Klagen zuvor, oder bewirkten, daß gerechten Beschwerden abgeholfen wurde; aber bey allen verbesserten Einrichtungen war allen Misbräuchen doch nicht abzuhelfen, immer blieb noch Vieles der Willkühr des Militairs überlassen, welches bey diesem Geschäft weit mächtiger als die Civilbehörde einwirkte. Jeder Officier, ja jeder gemeine Soldat wußte sehr gut, daß das Militair der geehrteste und erste Stand war, zu dem der König sich selbst rechnete, und den er nicht, wie sein Vater, aus leidenschaftlicher Vorliebe, sondern aus politischer Nothwendigkeit ehrte und schonte. Es war daher auch unter diesem Könige nicht leicht gegen das Militair, zumal wenn es einen in Ansehen stehenden General betraf, Recht zu bekommen. Auch die Civilbehörden widerstanden oft dem Militair nicht, wie sie sollten, entweder aus ängstlicher Sorge, an-

gesehene Militairs zu beleidigen, deren Ungunst ihnen schaden konnte, oder aus Nachläßigkeit. Manche dieser Behörden fügten auch von ihrer Seite noch neuen Druck und Partheilichkeit hinzu. Eine große alle andern üblen Folgen noch vermehrende Unvollkommenheit, die schon unter Friedrich Wilhelm I gewesen war und auch unter Friedrich fortdauerte, war es, daß die vielen Verordnungen und Vorschriften, nach welchen bey der Aushebung und andern Verpflichtungen der Unterthanen gegen das Militair verfahren werden sollte, gewöhnlich nicht zur allgemeinen Kunde kamen. Die üblichste Art der Bekanntmachung war ein jährliches Ablesen solcher Verordnungen von den Kanzeln; aber auch den Geübtesten mußte es schwer fallen, die verwickelten Bestimmungen und vielfachen Ausnahmen solcher Verordnungen im Gedächtniß zu behalten, und dem gemeinen Manne war dies wirklich unmöglich. Sogar den Civilobrigkeiten wurden diese Vorschriften selten vollständig bekannt, und sehr oft waren sie nicht mit der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmtheit abgefaßt. Gewöhnlich hoben die neuern Verordnungen die ältern nur zum Theil, aber nie ganz auf, sondern ließen einige Verfügungen der leztern stillschweigend bestehen, so, daß man meistens eine große Zahl dieser Verordnungen aus verschiedenen

Zei-

Zeiten zusammen haben und mühsam ihre oft einander widersprechenden Vorschriften mit einander vergleichen mußte, um zu wissen, was in einem bestimmten Falle gesetzlich sey oder nicht; und bey diesen Umständen war nicht leicht ein Fall möglich, in welchem ein Militair sein Verfahren, wenn über dasselbe geklagt wurde, nicht durch irgend eine veraltete Verordnung, die wenig bekannt geworden, oder durch eine andere, welche verschieden gedeutet werden konnte, zu beschönigen vermogt hätte 96).

So blieb auch unter Friedrich die Verbindlichkeit zu harten Kriegsdiensten von unbestimmter Dauer der härteste Druck, den die preußischen Unterthanen leiden mußten. Für diejenigen, welche



96) Geschäftsmänner aus jenen Zeiten, welche mit diesen Dingen zu thun gehabt haben, werden die Wahrheit unsrer Schilderung bestätigen, die vielleicht Manchem, der damit gar nicht bekannt ist, übertrieben scheinen möchte, was sie doch nicht ist. Dem Verfasser sind Beispiele bekannt, daß den Civilbehörden die Mittheilungen der das Militair betreffenden Verordnungen ausdrücklich geweigert, oder das sehr billige Verlangen abgelehnt wurde, es möchte in die neuern Verordnungen alles dasjenige ausdrücklich aufgenommen werden, was aus den ältern gültig bleiben sollte, damit der übrige Inhalt der lextern einmal als aufgehoben angesehen werden könne.

nicht gerade unmittelbar durch denſelben litten, wa-
ren andere mit dem Militair weſentlich verbunden
Einrichtungen nicht minder läſtig. Die Lieferung
der Fourage für die Kavallerie war ein harter Druck
für das platte Land, es mochte nun jene wirklich in
Natur abgeliefert werden müſſen, oder den Unter-
thanen freigelaſſen ſeyn, ſich durch Abkaufung mit
dem Militair abzufinden, als weshalb, nach Ver-
ſchiedenheit der Provinzen und der Zeitumſtände,
verſchiedene Einrichtungen beſtanden. Die Ein-
quartierung der Soldaten bey den Bürgern war auch
verſchieden eingerichtet, blieb aber gleichfalls unter
jeder Geſtalt immer eine harte Laſt. Endlich wa-
ren unläugbar es allein das große Heer und die
Militair-Anſtalten, welche die Abgaben zu einer ſo
großen Höhe, wie wirklich geſchahe, zu ſteigern nö-
thig machten. Wir vermögen nicht mit Gewißheit
anzugeben, wie viel die Erhaltung des geſammten
Kriegsweſens unter Friedrich gekoſtet hat. Einige
haben behauptet, daß zu dieſer Ausgabe eilf Zwölf-
tel aller Einkünfte erfodert wären. Wenn dieſes
auch, wie wir glauben, übertrieben ſeyn ſollte, ſo
iſt doch gewiß, daß weit über die Hälfte der Ein-
nahmen zu dieſem Zweck verwendet wurde. Man
bedenke, wie viel andere nützliche und nöthige Ver-
wendungen dieſer Ausgabe wegen haben unterbleiben

müſ-

nüssen! Noch mehr, welch ein ungleich höherer Wohlstand im Lande gewesen seyn würde, wenn wenigstens ein bedeutender Theil der Abgaben, welche das Kriegswesen erfoderte, den Unterthanen hätte erspart werden können!

Aber können wir Friedrich anklagen, daß er so drückende Lasten seinem Volke aufgelegt, oder wenigstens, daß er diejenigen, die er schon aufgelegt fand, bestehen lassen, und sie nicht merklicher erleichtert hat? Wenn wir unpartheiisch uns in des Königs Verhältnisse denken, so können wir ihm wahrlich deshalb nicht Vorwürfe machen. Er befand sich, besonders nachdem er seine Staaten durch den Erwerb von Schlesien vergrößert und die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, in einer Lage, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, von eifersüchtigen und ihm an Kräften weit überlegenen Mächten angegriffen und unterdrückt zu werden, wenn er in seinem Vertheidigungs-Stande irgend hätte nachlassen, sein Heer hätte vermindern, oder es minder fertig zum Kampf, minder wohl versehen mit allen Erfordernissen hätte halten wollen. Die Nothwendigkeit der Dinge zwang ihn, nicht nur denselben Vertheidigungsstand, den er von seinem Vater ge-

erbt hatte, beizubehalten, sondern auch ihn, nach Verhältniß des vermehrten Umfangs seiner Lande, und der größern Gefährlichkeit seiner politischen Lage, noch zu vergrößern.

Seit die stehenden Heere einmal eingeführt sind, hat das Nachdenken der Weisesten und Wohlgesinntesten aller Lande sich oft mit Entwürfen beschäftiget, wie die Vertheidigung der Staaten auf eine minder drückende Art bewirkt werden könnte; aber immer hat dieses Nachdenken leider auf das Resultat geführt, daß — stehende immer in den Waffen wohl geübte und zum Angriff wie zur Vertheidigung, jeden Augenblick bereite Heere ein sehr hartes, sehr drückendes, jedoch nothwendiges und unvermeidliches Uebel sind, weil keine andere Art der Vertheidigung im Stande ist, einem feindlichen Angriffe von stehenden Heeren wirksamen Widerstand zu leisten. Zwar wollen wir die Hoffnung eines bessern Zustandes in diesen für das Glück der Menschheit wichtigen Verhältnissen keinesweges aufgeben. Schreiber dieses, so wenig er auch geneigt ist, von der nächsten Zukunft gar zu glänzende Erwartungen zu hegen, theilt doch mit frohem Herzen die Aussicht, welche grade jezt sich zeigt, daß ein besserer Zustand in Absicht der Kriegseinrichtungen in unserm Vater-

lande

nde nicht mehr sehr entfernt seyn könne. Die Spannung ist wirklich so hoch getrieben, daß es nothwendig heint, dieselbe müsse nachlassen. Die stehenden Heere nd überall so lästig geworden, ihre Erhaltung fodert ine solche Anstrengung aller Kräfte, einen so unerhältnißmäßigen Aufwand, daß die Regierungen ich zur Verminderung der großen Heere genöthigt inden würden, auch wenn die Völker nicht eine ntschiedene allgemeine Abneigung zeigten, diese rückenden Lasten länger zu tragen, durch welche der Zustand des Friedens fast eben so unerträglich wird, ls der des Krieges. Die großen Erfahrungen der neuern Zeit haben überall die Einsicht gereift, das inzige Mittel, wodurch die Völker sich gegen jeden Angriff sichern können, bestehe darin, daß sie ihre Vertheidigung nicht einer besondern dafür bezahlten Klasse von meistens gezwungenen Menschen übertragen, sondern diese heiligste aller Pflichten selbst übernehmen, und deren Last unter sich so vertheilen, daß alle Glieder der Gesellschaft sie abwechselnd tragen. Nur erst wenn die Völker zu dieser Selbstvertheidigung sowohl fähig als willig gemacht sind, werden stehende Heere auf bisherigem drückenden Fuß entbehrt werden können, und nur so viel wohlgeübte Krieger nothwendig bleiben, um immer einen Stamm zu haben, an den sich die bewaffnete Volksmasse

masse im Fall der Noth anschließt, und in deren Anführern sie die Lehrer finden könne, um in kurzer Zeit im Gebrauch der Waffen die fehlende vollkommene Uebung zu erhalten. Gewiß sind Einrichtungen dieser Art sehr möglich, und weil sie dieses sind, dürfen wir ihre Verwirklichung um so gewisser erwarten, da eben jezt in allen Landen die Nothwendigkeit derselben gefühlt wird, und man überall mit Entwürfen dieser Art lebhaft beschäftiget ist [97]). Mögen sie den besten Erfolg haben! Mögen besonders die Berathungen der edlen und einsichtsvollen Männer, welche durch den deutschen Bundestag vereinigt sind, dem gesammten deutschen Vaterlande bald einen Zustand geben, der alle seine Bürger mit dem feurigsten Enthusiasmus und dem festen Willen, für dieses Zustandes Vertheidigung Alles aufzuopfern, beleben muß! Wird nur dieser Wunsch erfüllt, so wird es auch an den zweckmäßigsten Einrichtungen nicht fehlen, durch welche die Lasten mit möglichster Gleichheit getragen und dadurch weniger drückend wer-

97) Es sind hierüber in der neuesten Zeit in mehrern Schriften schon manche der Beherzigung der Regierungen werthe Gedanken vorgetragen. Vorzüglich verdient, nach unsrer Einsicht, Aufmerksamkeit, was über diesen Gegenstand gesagt ist in Schmidts gehaltvoller Schrift: Deutschlands Wiedergeburt. Jena

erden. Alle Söhne des Vaterlandes werden die ähigkeit erwerben, daſſelbe zu vertheidigen, und ierin nicht mehr eine drückende Laſt, ſondern viel- ehr Luſt und Freude finden. Ein ſo unglücklicher uſtand, als derjenige war, den wir beſchrieben ha- en, wird dann nie wiederkehren, und deſſen Schil- erung wird vielleicht den Nachkommen unglaublich nd übertrieben ſcheinen.

Friedrich hat eine ſo groſſe menſchenbeglückende Verbeſſerung nicht bewirkt, nicht einmal ſie bezielt. n allen ſeinen Schriften findet ſich keine Spur, daß r eine Abſchaffung, oder eine bedeutende Vermind- ung des ſtehenden Heers, unter den Verhältniſſen ie ſie einmal in Europa waren, nur für möglich ehalten hätte. Vielmehr ſahe er die beſtändige Vermehrung dieſes Heers, die immer vollkommnere Rüſtung zum Kriege, als das einzige nothwendige Mittel an, ſeinem Staate einen dauerhaften Frie- en zu ſichern. Hierauf ging ſein unausgeſeztes Be- treben, dies war das Ziel ſeiner unabläßigen Thä- igkeit und Mühe. Unſtreitig hat ſein Beiſpiel ierin übel gewirkt, und die Herrſcher andrer Staa- en bewogen, die immer fortgehende Vermehrung ihrer Heere, die unausgeſezte Bereithaltung zum Kriege gleichfalls für nothwendige Bedingung ihrer

Er-

Erhaltung anzusehen. Wundern wir uns nicht darüber, daß sogar ein Friedrich bey seiner umfassenden Einsicht, bey seinem seit so vielen Jahren auf diesen Gegenstand gerichteten angestrengten Nachdenken nicht auf Ideen einer bessern Einrichtung gekommen ist, welche, wenn man sie einmal gefaßt hat, doch so natürlich scheinen. Höchst wahrscheinlich würden diese Ideen auch jezt noch nicht entstanden seyn, wenn nicht die Betrachtung der Begebenheiten, welche nach Friedrichs Tode sich ereignet haben, bey den Regierungen endlich die Ueberzeugung zur Reife gebracht hätten, daß ein minder drückender Vertheidigungsstand eben so nothwendig als möglich sey, und wenn nicht auch die Völker diese Verbesserung dringend verlangt, und zugleich durch die That bewiesen hätten, daß im Fall der äußersten Noth stehende Heere, auch wenn sie noch so geübt und wohlgerüstet sind, doch nicht hinreichen, sondern die Völker selbst aufstehen und ihren entschlossenen Willen bewähren müssen, daß sie sich nicht unterdrücken lassen wollen.

Zu dieser Ueberzeugung war man in der Zeit Friedrichs noch nicht gelangt, und dieser große König ist hierin nicht über die Ansicht seiner Zeit hinausgegangen. Doch, auch wenn ihm je eine Ahnung der

Mög-

Möglichkeit einer vollkommnern Einrichtung gekommen wäre, wir zweifeln ſehr, ob er einen Verſuch dieſer Art gewagt haben würde. Denn in der That ſcheint auch in unſrer Zeit die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes vorzüglich nur darauf gegründet werden zu können, daß die Ueberzeugung von deſſen Nothwendigkeit und Möglichkeit bey den Regierungen faſt aller großen Staaten zugleich geweckt iſt. Hieran war aber in Friedrichs Zeit noch nicht zu denken. Auch unter begünſtigenden Umſtänden wird die Verminderung der ſtehenden Heere und deren Erſetzung durch andere Einrichtungen, an welche, auch wenn ſie durch die Erfahrung minder drückend befunden werden ſollten, doch das Volk weniger gewöhnt iſt, nur mit großer Vorſicht und allmählig geſchehen müſſen. Ein einzelner Staat, der einen ſolchen Verſuch machen wollte, und dieſe Vorſicht verſäumte, dürfte ſich großen Gefahren ausſetzen und den Zweck ſchwerlich erreichen; auch nur für wenige Staaten, deren Herrſcher hierüber einen Augenblick ganz gleichgeſinnt dächten, dürfte es ſehr ſchwer ſeyn, deshalb beſtimmte Abreden zu treffen und ſich gegenſeitig zu binden. Friedrich hielt wenigſtens dieſes nicht rathſam. Einige Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege hatte der Wiener Hof den gewiß ſehr wohlgemeinten Gedanken einer

ner ſolchen Abrede. Maria Thereſia trug Friedrich an, die beiderſeitigen Heere in völlig gleichem Verhältniß zu mindern, und ſich das Wort zu geben, über einen Armeebeſtand, wegen deſſen man ſich einmal vereinbart hätte, nie hinauszugehen, wodurch ſehr bedeutende Koſten erſpart, die gegenſeitigen Verhältniſſe aber ganz dieſelben bleiben würden. Friedrich lehnte den Antrag ab, ohne Zweifel weil er ſich überzeugt hielt, daß die Beſtimmung des Maaßes, in welchem vermindert werden ſollte, zu große Schwierigkeiten finden, auch eine ſolche Einrichtung, wenn ſie zu Stande gebracht würde, an beiden Seiten eiferſüchtige Beobachtung, in wiefern der Abrede völlig genüget werde, zur Folge haben, und dieſes zu unangenehmen Erörterungen und Irrungen führen werde. Bey einigem Nachdenken findet man ſich überzeugt, daß dieſes richtig geſehen, und eine ſolche Abrede zwiſchen zwey Staaten gar nicht möglich ſey. Nur ein auf gleiche Ueberzeugung gegründetes, gleichzeitiges Verfahren aller großen Staaten kann eine Verminderung der ſtehenden Heere allmählig hervorbringen, ſo wie deren Entſtehung auch einſt gleichzeitig überall erfolgt iſt, weil ein Staat dem Beiſpiele des andern zu folgen ſich genöthigt glaubte. Das beſſere Beiſpiel einiger unſrer mächtigſten Herrſcher, auf welches wir zu hoffen

ms berechtiget halten, wird aber um so schnellere Nachfolge finden, je unfehlbarer die Erfahrung beweisen muß, daß jeder Staat in eben dem Verhältniß, in welchem er sich der Bürde des stehenden Heers entladet, und seine Vertheidigung allein auf den einzig sichersten Grund, die Fähigkeit und den entschiedenen guten Willen seines Volks baut, auch durch den ersparten großen Aufwand und den erhöhten Wohlstand seines Landes einen Zuwachs an relativer Kraft und Sicherheit gewinnen werde, der Alles übertrift, was je durch Eroberer erreicht oder nur angestrebt ist.

Doch wenn wir Friedrich mit guten Gründen gegen die Anklage vertheidigt haben, daß er sein Volk durch ein zu großes Heer und alle zur Kriegsrüstung erforderlichen kostbaren Einrichtungen zu übermäßig ohne Noth gedrückt habe; so unternehmen wir nicht, ihn von dem Vorwurf ganz frey zu sprechen, daß er die Sache etwas übertrieben habe. Hat dieser König auch nicht, wie sein Vater, die immer fortgehende, höchst mögliche Ausbildung seines Heers mit Leidenschaft betrieben; so war die Sorge für diesen Zweck doch eine zu anhaltende Beschäftigung für ihn, daß sie ihm nicht endlich um ihrer selbst willen hätte lieb werden sollen. Dies ist nun

einmal die Schwäche der Menschen. Wenn wir lange Zeit, ununterbrochen, mit großem Eifer dieselben Mittel anwenden, um einen Zweck zu erreichen, so werden uns zulezt die Mittel, besonders wenn wir guten Erfolg derselben erfahren, eben so werth als der Zweck selbst. Wir werden den Gebrauch jener Mittel übertreiben, vielleicht ohne an den Zweck selbst weiter zu denken. Dies mag auch bey Friedrich in Absicht des Kriegwesens bis auf einen gewissen Grad der Fall gewesen seyn. Er machte sich die Ausübung aller seiner Pflichten zur Lust; so fand er ohne Zweifel auch an den kriegerischen Einrichtungen, die seine beständige Aufmerksamkeit forderten, deren Anwendung und Aufsicht ganz in seine Lebensordnung übergegangen war, ein sehr lebhaftes Vergnügen, und dieses um so mehr, je glücklicher er hier in Erreichung seiner Absichten war. Er brachte sein Heer zu einer größern Vollkommenheit, Fertigkeit und pünktlichen Ordnung, als irgend anderswo gefunden wurde. Der Anblick dieser von ihm geschaffenen, von Jahr zu Jahr fortschreitenden Vollkommenheit, die Bewunderung derselben von nahen und fernen Zuschauern, war der gerechte Lohn für alle die mühvollen Anstrengungen, die er sich mit unerbittlicher Strenge auflegte, für die Aufopferungen jedes ihm angenehmern Genusses, die wachsame

Sorge

Sorgfalt, die unausgeſezte Geduld, mit der er die rmüdenſte Einförmigkeit ſo vieler hier nöthigen Geſchäfte ertrug. Wir geben alſo zu, daß Friedrich ie Vermehrung ſeines Heeres und die kriegeriſchen Einrichtungen überhaupt etwas weiter getrieben haen mag, als die politiſche Nothwendigkeit, auch deren Richtigkeit zugegeben, durchaus erforderte; daß r vielleicht mit einem etwas kleinern Heere, mit etwas mindrer Anſtrengung, dieſelbe Rolle in Europa hätte ſpielen können. Es wird uns dieſes um ſo wahrſcheinlicher, da wir überzeugt ſind, daß Friedrich nie uf Eroberungen ausging, ſondern ſein Zweck nur mmer der war, zu Abweiſung jedes Angriffs in vollkommenſter Bereitſchaft zu ſeyn. Wer vermag ier das Maaß zu beſtimmen, das in gerechtem Verhältniß zu den ſtets wechſelnden Umſtänden nicht iberſchritten werden kann, ohne zum Fehler zu verden?

In welchem Verhältniß das Kriegsheer ſich zu er Volksmenge befunden habe, läßt ſich für die ganze Zeit von Friedrichs Regierung nicht genau beſtimmen, weil ſowohl die Bevölkerung als die Zahl der Ausländer in der Armee in den verſchiedenen Perioden verſchieden geweſen iſt, und hierüber uns die genauern Data fehlen. Zu Anfang der Regierung

Friedrichs war, nach seiner eignen Angabe, die Stärke der Armee an Einländern funfzig tausend Mann, und er bemerkt selbst, daß dieses für die Volksmenge zu viel gewesen sey. Sogleich nach der Erwerbung von Schlesien wurde das Heer vermehrt, und mit der wachsenden Bevölkerung nahm diese Vermehrung verhältnißmäßig zu, bis zum siebenjährigen Kriege. Durch diesen wurde die Volksmenge sehr vermindert, sowohl weil der Krieg so viele Leute wegraffte, als weil im Lande weniger geboren wurden; aber sechs Jahre nach geschlossenem Frieden befand sich das Heer schon wieder auf dem Fuß, wie vor dem Kriege; jedoch mag in dieser Zeit die Zahl der Ausländer nach Verhältniß am höchsten gebracht seyn. Nach der Erwerbung von Westpreußen fand die lezte große Vermehrung Statt. Da nach dem Zuwachs an Lande die Armee jedesmal in gleichem wo nicht größerm Verhältniß vermehrt wurde, so brachte ein solcher Zuwachs den alten Provinzen nie Erleichterung. In den lezten Jahren war das Heer auf zweihundert tausend Mann, vielleicht noch etwas höher, gebracht. Man kann wol im Durchschnitt annehmen, daß während der längsten Zeit von Friedrichs Regierung ungefähr der vierzehnte streitbare junge Mann Soldat gewesen sey, der aber zehn Monate im Jahr beurlaubt, also dem Ackerbau und andern Gewerben bey weitem

nicht

nicht ganz entzogen war. In dieſer Einrichtung lag unſtreitig die wichtigſte Erleichterung, welche es möglich machte, daß eine ſo ſtarke Aushebung wenigſtens während der Friedenszeit ertragen werden konnte. Durch die immer bedeutende Zahl der Ausländer wurde allerdings die Bevölkerung des Landes geſchont. Ob aber dieſer Vortheil nicht durch den Nachtheil überwogen ſey, daß die Armee durch dieſe Ausländer, und die Härte, mit welcher dieſe behandelt werden mußten, merklich verſchlechtert wurde, — vermögen wir nicht zu entſcheiden. Daß jedoch der Wohlſtand des Landes überhaupt durch das Kriegsweſen nicht ſo ſehr gelitten habe, wie es oft geglaubt worden, erhellet daraus, daß die Volksmenge und die natürliche und künſtliche Produktion ſeit dem ſiebenjährigen Kriege immer im Zunehmen geweſen ſind.

Wenn ein Kriegsheer brauchbar, kräftig und gegen einen nicht in aller Rückſicht gar zu überlegenen Feind unüberwindlich ſeyn ſoll, ſo iſt nicht genug, daß daſſelbe zahlreich, in allen mechaniſchen Uebungen des Krieges vollkommen gewandt, und mit allen Erforderniſſen wohl verſehen, auch zum pünktlichſten Gehorſam gewöhnt ſey; ſondern es kommt auch vorzüglich darauf an, daß es von einem guten Geiſte belebt werde, der bewirkt, daß der Officier

wie der gemeine Soldat seinen Beruf selbst achte und liebe, und die Pflichten desselben mit Lust und Wohlgefallen erfülle. Einen solchen Geist in seinem Heere fortdauernd zu unterhalten, und ihn bey jeder Gelegenheit neu anzufachen, war Friedrich unabläßig bemüht. Bey den Officieren mußte das Gefühl der Ehre immer lebendig und wach seyn, und diese Ehre bestand darin, bey jedem Anlaß persönlichen Muth und Herzhaftigkeit zu beweisen, und nicht zu dulden, daß je der kleinste Mangel dieser Tugenden auch nur vermuthet werden könne. Die Ehre mußte dem Officier das köstlichste aller Güter, ihm ein Leben ohne Ehre ein unerträglicher Zustand seyn. Streng in Forderungen der ihm gebührenden Achtung von Andern, war der preußische Officier eben so sorgfältig, die Achtung, welche Andere zu fordern berechtigt waren, nie zu verletzen. Ueberhaupt mußte eine edle Gesinnung alle seine Handlungen auszeichnen, und er mußte sich über alle niedrigen Gesinnungen, besonders schmutzigen Eigennutz, weit erhaben beweisen. Von den Untergebenen foderte er den strengsten Gehorsam im Dienst, und gestattete nicht die mindeste Widerrede; aber außerdem behandelte er sie mit Menschlichkeit, und sahe gern, wenn es seinen Soldaten an nichts fehlte, wenn sie immer wohlgemuth waren, und in den Stunden der Erholung sich der Freude über-

überließen. Während des Krieges suchte der preußische Officier den feindlichen in Heldenmuth und allen Tugenden des gemeinschaftlichen Berufs zu übertreffen, aber gern bewies er diesem alle Achtung, die er verdiente, und glaubte auch im feindlichen Kameraden sich selbst ehren zu müssen; wenn er ihn überwunden hatte, suchte er ihm auf alle Weise den Unfall erträglich zu machen. Auch im feindlichen Lande hielt der preußische Officier gute Manszucht, und erlaubte nie, daß der ruhige Bewohner mehr leide, als die Verhältnisse des Krieges unumgänglich nothwendig machten. Selten hörte man bey einem preußischen Heere von gewaltsamen Erpressungen, oder muthwilliger Verletzung der Personen und des Eigenthums der Einwohner, und wenn sich ein Unwürdiger dergleichen Frevel erlaubt hätte, wurde es, sobald es bekannt geworden, von den Obern strenge geahndet, und der Frevler durch allgemeine Verachtung bestraft. Durch diese Menschlichkeit und Würde ihres ganzen Betragens übertrafen wahrscheinlich die preußischen Officiere ihre Zeitgenossen in andern Diensten, so wie durch höhere Bildung und Einsicht. Sehr viele Officiere strebten dem Beispiel nach, das der König selbst gab; sie suchten sich wissenschaftlich auszubilden und gründliche Kenntnisse in Allem zu erwerben, was zur Kriegswissenschaft gehört. Man

wußte, dies sey das beste Mittel sich zu empfehlen und schnell befördert zu werden; aber man wußte auch, daß Friedrich den blogen Schein und oberflächliche Kenntnisse nicht liebte und dieselben bald erkannte; man strebte also nach gründlicher Kenntniß. Viele Officiere hatten ihren Beruf wirklich studiert, und erfülleten die einzelnen ihnen ertheilten Aufträge um so besser, da sie den Zweck und den Zusammenhang derselben einsahen. Aber besonders herrschte während des siebenjährigen Krieges unter den preußischen Officieren der gute Geist, daß Jeder am eifrigsten bemüht war, dasjenige möglichst vollkommen zu thun, was ihm auf der Stufe, worauf er stand, oblag, und daß er, auch bey erweiterter Einsicht und erhöhtem Nachdenken, sich nicht erlaubte, die Entwürfe und Handlungen der Vorgesezten tadelnd zu beurtheilen. Wie höchst wichtig diese Tugend, und wie schädlich deren Gegentheil sey, hat die Erfahrung der in neuern Zeiten geführten Kriege bewiesen, wo der untere Feldherr zuweilen die Plane des ihm vorgesezten laut tadelte und sogar eigenmächtig ihm entgegen zu handeln wagte, wo auch selbst Subaltern-Officiere oft mehr beschäftigt waren, Operations-Plane für den Feldzug im Ganzen zu machen, oder die gemachten der höchsten Feldherrn zu kritisiren, als die Pflichten ihres beschränkten Berufs

u erfüllen. So etwas wurde in Friedrichs Heere icht gehört; die hohe Meinung, welche Alle von es Königs Talenten, von ſeiner Ueberſicht des Gan- en, von ſeiner ſtets regen Wachſamkeit und Beobach- ung des Größten, wie des Kleinſten hatten, ließ bey Niemandem einen Tadel ſeiner Unternehmungen auf- ommen, oder wer damit hervortrat, wurde nicht ehört. Auch die Einſichtsvollſten waren feſt über- eugt, daß Friedrich am beſten wiſſe, was in jeder age zu thun ſey, daß Niemand beſſer, als er ſelbſt, ich aus einer Verlegenheit ziehen könne, daß er al- en ſeinen Gegnern an richtigem Blick bey weitem überlegen ſey, und daß ſogar dasjenige, was in der Ferne Fehler und Vernachläßigung geſchienen, ge- wiß, wenn es näher erkannt worden, einen neuen Be- weis eben dieſer hohen Einſicht und richtigen Blicks geben werde. Mit herzlichem Wohlgefallen erzählte man ſich die Vorfälle, worin dieſes oft auffallend und wider alles Erwarten bewährt worden, und be- ſtärkte Einer den Andern in dem feſten Vertrauen und in der achtungsvollen Anhänglichkeit zu dieſem einzigen und wirklich unüberwindlichen Feldherrn. Dieſen Geiſt ſuchte Friedrich auf alle Weiſe unter ſeinen Officieren zu erhalten, und überzeugte ſie bey jeder Gelegenheit von ſeinem Wohlwollen und ſeiner Achtung; dies geſchah auf die mannichfachſte, immer

neue, höchſt einnehmende Weiſe. Jeder Beweis v
Einſicht, Entſchloſſenheit und guter Ueberlegun
jede ſchöne muthvolle That wurde vom Könige b
merkt und nie vergeſſen, und dieſes oft bewieſe
wenn es am wenigſten erwartet war. Sein Beifa
wurde immer auf ſolche Art bezeugt, daß ſie den
der mit demſelben beehrt wurde, vorzüglich ange
nehm ſeyn mußte. Dies ſpornte ſowohl einen ſol
chen, als auch Andere zu immer neuer Anſtrengun
und ausgezeichneten Thaten. Auch der Tadel, ode
die Strafe war immer ſo eingerichtet, daß der, wel
cher betroffen war, nicht ganz niedergebeugt und i
ſeinen eigenen Augen zu tief herabgeſezt, vielmehr
ermuntert wurde, durch ſein künftiges Betragen da
begangenen Fehler gut zu machen. Die Verdienſt
der höhern Feldherren wurden von Friedrich bey jede
Gelegenheit gern hervorgehoben und in ihr volles Lich
geſezt, auch durch vorzügliches Vertrauen belohnt
Die Geſchichte ſeiner Kriege beſchrieb der König vor
züglich für ſeine Officiere, ſowohl um die Kunſt, wi
der Krieg geführt werden müſſe, zu lehren, und be
gangene Fehler durch ihre freimüthige Erzählung
lehrreich zu machen, als auch die gute Meinung, die
er ſelbſt von den vortreflichen Eigenſchaften ſeiner
Armee hatte, und das Vertrauen, welches er in ſie
ſezte, öffentlich zu beweiſen. Um die zum Officier-

ſtande

ande bestimmte Jugend zu bilden, wurden Kriegs-
hulen angelegt, mit deren Einrichtung sich der Kö-
g sehr beschäftigte, für welche er vorzüglich ge-
hickte Lehrer auswählte, denen er selbst Instruktio-
n ertheilte. Der Vorzug, den Friedrich bey Beset-
ung der Officierstellen dem Adel gab, mag in der
lation selbst, in welcher dadurch kriegerischer Geist
nd Ehrgefühl zurückgehalten wurde, nachtheiliger
ewirkt haben, als in der Armee. Der zum gemei-
en Soldaten angeworbene Bürgerliche und Bauer
wußte, daß er nach einmal bestehender Einrichtung
icht weiter als höchstens bis zum Unterofficier und
eldwebel kommen könne, und er beruhigte sich hier-
ey, als bey etwas Unabänderlichem.

Die Unterofficiere waren in der preußischen Ar-
ee vorzüglich wichtig. Auf sie kam in Ansehung
es kleinen Dienstes besonders viel an, und sie tru-
en am meisten bey, den gemeinen Mann in Ordnung
nd zu stets pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten an-
uhalten. Der König wußte dieses, und er hielt also
arauf, daß zu Unterofficieren verständige, gesezte und
urchaus rechtliche Leute gewählt wurden, unter denen
r einen guten Geist, und das Gefühl der ihrem Stande
genen Ehre dadurch erhielt, daß er selbst bey jedem
nlaß ihnen Achtung und Vertrauen bewies, und

dar-

weisen konnte, daß er, außer seinem Traktament, auch durch seinen anderweitigen Erwerb im Stande sey, eine Familie zu ernähren. Wohldenkende Officiere sahen darauf, daß ihre Soldaten eine gute Wirthschaft führten, und wirklich befanden Manche derselben sich, besonders in Garnisonen, wo es an Arbeit nicht fehlte, in einer ganz behaglichen Lage, und auch in diesem Stande wurden zufriedne Menschen gefunden. Am wenigsten war dies der Fall in der königlichen Garde, worin der strengste Zwang und die größte Einförmigkeit des kleinen Dienstes unerträgliche Plagen waren. Mancher Soldat derselben kam oft in Jahren nicht aus den Thoren von Potsdam, keiner durfte heirathen, weshalb auch Ausschweifungen aller Art hier herrschend waren, und in keinem Regimente so viele Selbstmorde, wie in diesem vorkamen. Auch bey dem gemeinen Soldaten war die hohe Meinung, welche derselbe von Friedrichs Alles übertreffenden Einsichten, der Festigkeit seines Charakters, und auch von seinem Glück hatte, eine wichtige Triebfeder, um ihn immer bey gutem Muth zu erhalten. Die Herablassung und Theilnahme, welche der große König bey jeder Gelegenheit auch dem gemeinen Soldaten bewies [98]), seine

Be-

98) Im siebenjährigen Kriege hat man den König sich oft an

bereitwilligkeit, gleiche Entbehrungen und Mühse-
gkeiten selbst zu erdulden, erwarb ihm das Herz
ad die Liebe des gemeinen Mannes. Jeder war
olz darauf, unter diesem Könige zu dienen, und
an will bemerkt haben, daß während des sieben-
ährigen Krieges, wo die Desertion in den nahe bey
inander stehenden Heeren oft groß war, dieselben
eute sich ungleich braver und besser bey Friedrichs
eere, als bey den feindlichen bewiesen haben.

Der Glaube an Friedrichs Glück that bey den
Soldaten auch sehr viel. Sie waren fest überzeugt,
er König stehe unter dem besondern Schutze der
Vorsehung, und, trotz aller Wechsel des Schicksals,
verde er am Ende doch gewiß oben bleiben. Die so
ußerordentlichen Begebenheiten des siebenjährigen
Krieges, das immer vergebliche Anstreben so vieler
Feinde, die oft wunderbare Rettung des Königs,
hatten diesem Glauben eine große Festigkeit gegeben;

es

am Wachtfeuer der Soldaten erwärmen, oder mitten unter ihnen hingestreckt, sich einem kurzen Schlummer überlassen sehen. Auch ritt er oft neben den marschirenden Soldaten und hörte ihren traulichen Gesprächen oder muntern Liedern zu, gleich jenen römischen Feldherrn, deren Triumphwagen die Soldaten voranzogen und oft sogar Spottlieder auf den siegenden Feldherrn sangen.

weisen konnte, daß er, auße[illegible] einem großen Thei[illegible] auch durch seinen anderweitig[illegible]meinen, ein religiös[illegible] sey, eine Familie zu ernäh[illegible]ngs noch sehr würde ve[illegible] ficiere sahen darauf, d[illegible] von gleichem Geiste bele[illegible] Wirthschaft führten, [illegible] zuweilen dem Gottesdienst derselben sich, beson[illegible] großen Tagen ein religiöse[illegible] Arbeit nicht fehlte, [illegible] feyern lassen (welches äußer[illegible] und auch in dies[illegible] es würde sehr gewirkt haben schen gefunden. [illegible]ten und Ueberzeugungen erlaubten der königlich[illegible] andere, als er hatte, wollte er die größte [illegible] Aber zum Glück kannte die Menge trägliche [illegible] Denkungsart des Königs nicht genau, kam of[illegible] zuweilen eine Aeußerung entfiel, welche dam[illegible] Vertrauen zu der Vorsehung bewies, so schw[illegible] begierig aufgefaßt, verbreitet und machte in [illegible] Eindruck.

Die Aussicht des gemeinen Soldaten für das [illegible] war schrecklich. Die Zahl derer, welche in den Invaliden-Häusern aufgenommen werden konnten, war nach Verhältniß der Bedürftigen sehr klein, und die Unterstützung, welche einige außer denselben erhiel-

99) Gute Feldprediger trugen sehr bey, denselben zu unterhalten. Man wird hiervon durch Lesung der Schriften Küsters, eines gewesenen Feldpredigers, (S. von demselben Beilage M. Nr. 59. 60.) sehr überzeugt.

nd. Höchste Dürftigkeit
war daher, wenn sie keine
e sich ihrer annahmen, das
che im mühvollsten Dienste ihr
idigung des Vaterlandes gewidmet
Friedrich den sehr wichtigen Nachtheil,
atte, nicht eingesehn, und warum er dem
ht abgeholfen hat? gehört zu den Unbegreif-
ten. Auch für die Erhaltung und Erziehung
Kinder der gemeinen Soldaten wurde unstreitig
zu wenig gesorgt. Es ist auffallend, daß es der Aufmerksamkeit des Königs hat entgehen können, wie durch diese Kinder, deren viele im Elend umkamen, die Armee treflich hätte ergänzt werden können, und dadurch der drückende Zwang der Eingebornen zu Kriegsdiensten, und die kostbare Werbung der meistens so unsichern Ausländer wenigstens zum Theil zu ersparen gewesen wären!

Nun wäre noch zu reden von dem Gebrauch, den Friedrich von seinem so wohlgeübten Heere wirklich im Kriege gemacht hat, von dem Eigenthümlichen seiner Kriegskunst beim Angriff und bey der Vertheidigung, und in allen Beziehungen. Hierüber zu reden gehörte allerdings zu einer vollständigen Charakteristik Friedrichs, dessen Feldherrn-Rolle eine

seiner bedeutendsten war. Aber der Verfasser, ein Laye in der Kriegswissenschaft, würde weder für Kenner noch Nichtkenner belehrend und unterhaltend genug über diese Dinge schreiben können. Er unterläßt es daher lieber ganz, doch wünscht er sehr, daß ein Militair, der, gleich bekannt mit der ältern Kriegsgeschichte, als vertraut mit den Grundsätzen der neuern Kriegswissenschaft, die Lücke, welche wir in unserm Werk absichtlich lassen, ausfüllen, und Friedrich schildern möge als Feldherrn mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, in unpartheiischer Vergleichung mit den edelsten (denn nur diese dürfen neben Friedrich genannt werden), die vor und nach ihm eine Kunst geübt haben, welche den seltensten Verein der außerordentlichsten Talente des Geistes und eine eben so seltne Größe und Stärke des Charakters fodert. Da das Andenken an Friedrichs Feldzüge noch genug erhalten ist, um Beziehungen auf deren Geschichte ganz zu verstehen, und da vor den Augen der jetzigen Zeitgenossen Kriege nach ganz andern Grundsätzen, als die seinigen, geführt sind, so scheint uns grade jezt der bequeme Zeitpunkt zu seyn, um eine solche Schilderung, wie wir sie uns denken, zu unternehmen. Im preußischen Heere befinden sich gewiß mehrere Männer mit allen Kenntnissen ausgerüstet, um dieselbe auf die lehrreichste Art entwerfen

zu

i können. Möchte unser Wunsch einen dieser Fä-
igen ermuntern!

Nächst der Sorge für die Vertheidigung seines Volks, der Unabhängigkeit und der Ehre seines Staats, war es Friedrich als Regent das angelegenste Geschäft, seinen Unterthanen eine gute Rechtspflege zu verschaffen. Er wußte, daß den Menschen unter allen Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft bey weitem der wichtigste ist, Person und Eigenthum gegen jede Beeinträchtigung geschüzt zu wissen, alle ihre Rechte gehörig bestimmt, und Gerichte zu haben, durch welche entstehende Streitigkeiten bald und unparteiisch entschieden werden. Er wußte, daß wenn ihre Forderungen in Absicht dieses Punkts befriedigt werden, sie manchen andern Druck des gesellschaftlichen Vereins leichter tragen, dagegen gar kein anderer Vortheil, sey er auch noch so groß, den Mangel guter Rechtspflege je zu ersetzen vermöge. Deshalb war Friedrichs unabläßiges ernstliches Geschäft, seinen Unterthanen möglichst gute Gesetze und schnelle unparteiische Rechtspflege zu verschaffen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er mit diesem Geschäft angefangen, und mit eben demselben geendet habe. Diese seine wohlgemeinte Thätigkeit ist auch immer allgemein anerkannt und gepriesen, nur hat man sie zu-

weilen, wol gar in der Meinung sie recht hoch zu erheben, in einem unrichtigen Lichte dargestellt, und Friedrich die Absicht beigemessen, Alles, was vor ihm in Absicht auf Gesetzgebung geschehen war, als zu unvollkommen ganz zu vertilgen, und in diesem Fache etwas durchaus Neues und idealisch Vollkommenes zu schaffen. So etwas hat er nie angestrebt. Dazu hatte er über das, was durch Gesetze in der Welt von jeher erreicht ist, und erreicht werden kann, zu viel nachgedacht. Wir können hierüber gar nicht im Zweifel seyn, da er seine Gedanken über diese Materie in mehrern Stellen seiner Schriften [100]) deutlich genug geäußert und dadurch bewiesen hat, daß er in seiner Untersuchung des Ursprungs aller Gesetzgebung bis zu eben den Gränzen gekommen war, über welche hinaus die kundigsten Forscher noch immer nicht

100) Hieher gehört besonders ein in den frühern Regierungsjahren geschriebener Aufsatz: dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix. S. denselben in Oeuvres de Frédéric publiés de son vivant T. II. p. 165. Dringt Friedrich gleich nicht sehr tief in die Materie ein, und redet über die Gesetzgebung aller Staaten etwas zu oberflächlich, verweilt er auch oft mehr bey öffentlichem Recht und Verfassung der Staaten, als beim Privatrecht, von dem er doch nur reden wollte; so bewährt diese Schrift doch genug, daß er die Beschränktheit unsrer Kenntniß in dieser Materie sehr gefühlt habe.

icht gedrungen ſind. Ueberall, wo die älteſten Jahr-
ücher oder Reiſebeſchreiber in den entfernteſten Zeiten
nd Weltgegenden uns Menſchen zeigen, ſind dieſel-
en, ſchon mehr oder minder vollkommen, mit ein-
nder verbunden. In den äußerſt ſeltnen Fällen,
o man ein durch ſonderbare Zufälle in früher Kind-
eit verirrtes menſchliches Weſen ganz einzeln gefun-
en, war daſſelbe ein Thier, das, wenn es nicht
ufgefangen und gepflegt wurde, ohne ſich fortzu-
flanzen als ein ſolches dahinwelken mußte. Aber
o unter allen Himmelsſtrichen mehrere Menſchen
eben einander gefunden wurden, waren ſie auch im
Beſitz von Eigenthum und Rechten, und hatten be-
eits Einrichtungen getroffen, um dieſen Beſitz gegen
remden Angriff zu behaupten, und ihn auch auf die
Nachkommen weiter zu bringen. Wie dieſer Beſitz
nd dieſe Einrichtungen urſprünglich entſtanden ſeyn
nögen, darüber fehlt überall die Kunde. So wie
lles, was den Urſprung der Dinge betrift, über
lle Geſchichte hinausreicht, ſo wiſſen wir auch durch-
us nichts vom Anfang der Geſetzgebung und geſell-
haftlicher Einrichtungen. Wo die älteſte ſchriftlich
ufbehaltene Geſchichte anhebt, da finden wir nirgends
rſte Geſetzgeber, die etwas ganz Neues ge-
haffen hätten, ſondern überall nur Reformato-
en, die das Beſtehende, was ſchon vor ihnen da

war, ausbeſſerten, ergänzten, näher beſtimmten und dann beſtätigten. Ein Mehreres, als dieſes, vermag alſo auch kein Regent in dem verfeinerten Zuſtande der Bildung der neuern Zeit.

Gewiß ſahe auch Friedrich die Sache ſo an, und ſo wollte er in ſeiner Geſetzgebung nie etwas Anderes, als den Mängeln und Gebrechen, die vorhanden waren, abhelfen, und die Geſetze, die er in ſeinen Landen fand, ſo weit verbeſſern, daß ſie den Bedürfniſſen und der Bildungsſtufe ſeiner Unterthanen möglichſt angemeſſen würden. Hierüber hinauszugehen war nie ſein Gedanke. Durch die Klagen, die bis zu ihm gelangten, und die er mit Aufmerkſamkeit anhörte, glaubte er zu bemerken, daß die Haupturſachen der Uebel, welche das Volk drückten, theils in den ſo verſchiedenen, oft einander widerſprechenden, dunkel ausgedrückten, in einer fremden, längſt nicht mehr unter uns geſprochenen Sprache verfaßten, nicht einmal in ächten Handſchriften auf uns gekommenen, daher von den Rechtsgelehrten verſchieden ausgelegten und angewandten Geſetzen liegen, theils aber durch die Unwiſſenheit, Nachläßigkeit, den Eigennutz und andere böſe Leidenſchaften der Richter und Advokaten veranlaßt werden. Es war daher ſein angelegenſter Wunſch, in ſeinen Staaten

die

die Verschiedenheit, Verworrenheit und Zweideutigkeit der Rechte abgethan, und statt deren ein festes, sicheres und allgemein verständliches Recht, und dann eine solche Rechtspflege eingeführt zu sehen, vermittelst welcher die Gesetze mit völliger Unpartheilichkeit angewandt, und alle Streitigkeiten in möglichst kurzer Zeit genau und ganz vollständig entschieden würden. Friedrich wußte recht gut, daß es in den verschiedenen Provinzen, die seinen Staat ausmachten, eine Menge sehr verschiedener, zum Theil recht guter Gesetze gab, die theils von frühern Regenten schriftlich verfasset, theils durch undenkliches Herkommen und Sitte, deren erste Entstehung Niemand anzugeben vermag, Gültigkeit erhalten hatten, daß neben diesen allen das römische Gesetzbuch in sehr vielen Fällen, für welche es gar keine einheimische Norm gab, die alleinige Entscheidung war, daß aber diese mancherley Gesetze theils in Absicht des Länderumfanges, innen welchem sie galten, beschränkt, theils eines verschiedenen Sinnes fähig waren, und von den Gerichten und Rechtsgelehrten nicht an allen Orten und n allen Zeiten gleich ausgelegt wurden. Diese Widersprüche brachten Ungewißheit des Rechts und des Besitzes hervor, welche eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten waren, ohne daß man dem einen oder em andern streitenden Theile deshalb eine Schuld

beimessen konnte. Diesem Uebel wollte Friedrich abgeholfen wissen; er hatte also grade eben die Absicht, die uns von einem berühmten Herrscher der alten Zeit, welcher ihm an Größe des Geistes und an Erhabenheit der Gesinnungen in allem Betracht verglichen werden kann, erzählt wird, und wir wissen in der That den Zweck, welchen Friedrich sein ganzes Leben hindurch verfolgte, nicht besser auszudrücken, als mit eben den Worten, welche ein Geschichtschreiber [101]) gebraucht, um Cäsars Zweck anzugeben: „jus „civile ad certum modum redigere atque ex „immensa diffusaque legum copia optima „quaeque et necessaria in paucissimos con„ferre libros“ —. Grade dieses, und durchaus nicht mehr, wollte auch Friedrich. Er wußte sehr wohl, daß das römische Recht große Vollkommenheit habe, und daß auch in den übrigen Gesetzen, welche in seinen Landen seit den ältesten Zeiten galten, sehr viel Gutes sey. Dieses abzuschaffen fiel ihm nicht ein; er wollte nur die zwischen den verschiedenen Rechten sich findenden Widersprüche entschieden, die in allen befindlichen Dunkelheiten aufgeklärt, alles verschiedener Deutung Fähige genau bestimmt, und nur dasjenige ganz weggeräumt haben,

101) S. Suetonius Vita Caesar. C. 44.

ben, was für den gegenwärtigen Zustand der Bildung, und für die jetzigen Sitten und Bedürfnisse nicht mehr paßte, oder was auf Spitzfindigkeiten und verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten alter und neuer Zeit beruhte; alles vorhandene Gute und für jetzige Verhältnisse Brauchbare aber sollte gesammelt, genau bestimmt und ins Kurze gezogen werden. Es sollte durchaus kein Zweifel mehr bleiben über das, was in seinen Landen Rechtens sey, und die Gesetze sollten in der Landessprache und in einer allgemeinen verständlichen Schreibart abgefaßt seyn, zugleich aber sollten der Willkühr und den Leidenschaften derer, welchen die Anwendung der Gesetze übertragen war, solche Schranken gesezt, und für die endliche Abmachung aller Rechts-Streitigkeiten sollten solche unüberschreitbare Zeitperioden bestimmt werden, daß über ungerechte Erkenntnisse, oder Verzögerung des Rechts, mit Grunde keine Klage mehr geführt werden könne.

In diesem Sinne hat Friedrich während seiner Regierung zu zweien Malen sich sehr ernstlich und eifrig damit beschäftiget, Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern. Das erste Mal geschahe dieses, wie er, nach dem zweiten schlesischen Kriege, eines dauerhaften Friedens zu genießen hoffte. Merkwür-

dig ist, daß gerade zu eben dieser Zeit, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in zwey andern deutschen Landen das Bedürfniß einer bessern Gesetzgebung ebenfalls fühlbar wurde, und die Regenten von Oesterreich und Bayern, gleich dem preußischen, ernsthaft darauf ausgingen, ihren Völkern neue, den jetzigen Verhältnissen und Sitten angemessene, Gesetze zu geben. Maria Theresia setzte zu diesem Zwecke im Jahre 1753 eine Commission erfahrner Rechtsgelehrten nieder, welche 1767 ein Gesetzbuch zu Stande brachte, das, wenn es auch vielen Mängeln abhalf, doch den Absichten der großen Monarchin noch nicht Genüge that [102]). Die Vollendung dieser wichtigen Arbeit blieb ihr während ihrer ganzen Regierung wichtig, sie hat aber dieselbe nicht erlebt; ihre Nachfolger bewiesen gleichen Eifer für dies Unternehmen, und

102) Der Entwurf dieses neuen Gesetzbuchs wurde der Monarchin in acht starken Folianten vorgelegt; sie gab ihn mit dem Befehl nochmaliger Umarbeitung zurück, und machte besonders darauf aufmerksam, daß aus dem Gesetzbuch Alles wegbleiben müsse, was in ein Lehrbuch des Rechts gehöre. Sie schrieb vor, Alles in möglichst einfache Sätze zu fassen, Zweideutigkeit und Undeutlichkeit zu vermeiden, und das römische Recht nie weiter, als insofern es mit der natürlichen Billigkeit übereinstimme, beizubehalten. Sie verfuhr also in dieser Sache gerade nach denselben Grundsätzen, als Friedrich.

nd daſſelbe hat endlich in unſern Tagen durch Kaiſer ranz I in hoher Vollkommenheit vollendet werden önnen [103]). Auch Churfürſt Max Joſeph von Bayern ließ zu eben jener Zeit, von gleich löblichem ifer belebt, an einem neuen Geſetzbuche für ſeine ande arbeiten, deſſen Vollendung er auch noch er- ebt hat [104]). Wenn gleich Friedrichs Thätigkeit n dieſem Fache ſchon einige Jahre früher angefangen at, ſo wollen wir doch nicht behaupten, da wir hierüber

103) Im J. 1811 iſt erſchienen: „Allgemeines bür- „gerliches Geſetzbuch für die geſammten „deutſchen Erblande der öſterreichiſchen „Monarchie.“ Es haben an demſelben die einſichts- vollſten und erfahrenſten Rechtsgelehrten gearbeitet, und allerdings die Fortſchritte benuzt, welche durch das preu- ſiſche Geſetzbuch und nach demſelben die legislatoriſche Einſicht in Deutſchland gemacht hatte. Einer der thä- tigſten Mitarbeiter, Herr von Zeiller, hat in der „Vorbereitung zur neueſten öſterreichi- „ſchen Geſetzkunde, Wien 1810,“ eine ſehr belehrende Nachricht gegeben, und einen guten Abriß dieſes Geſetzbuchs findet man in: Gönners „Archiv „für die Geſetzgebung und Reform des ju- „riſtiſchen Studiums. 4ter Bd. 2tes Heft. „Landshut 1814.“

104) Das bayeriſche Geſetzbuch iſt 1750 angefangen, und 1768 vollendet. Der Haupturheber deſſelben war der Kanzler Baron von Kreitmayer, ein Mann von großer Einſicht und Gelehrſamkeit.

hierüber keine Nachricht haben, daß sie die gleichen Gedanken in Oestereich und Bayern erst rege gemacht habe. Die höchst mangelhafte Beschaffenheit der geltenden Gesetze war überall in Deutschland so offenbar, daß aufmerksamen Regierungen das Bedürfniß, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, dringend erscheinen mußte, und das schon damals so rege gewordene Gefühl desselben rechtfertigt um so mehr in unsrer Zeit den Wunsch, daß endlich in ganz Deutschland an die Stelle des drückenden Rechtsgewirrs ein einfaches, den Sitten und Bedürfnissen angemessenes, in der Landessprache abgefaßtes, allgemein verständliches Gesetzbuch treten möge. Wahrlich! kein Zeitpunkt ist schicklicher zur Erfüllung dieses schon lange gehabten Wunsches, als der jetzige, da das deutsche Volk das Joch fremder Abhängigkeit, auch ein fremdes ihm aufgedrungenes Gesetzbuch, abgeworfen hat, und wir können das Vertrauen zu unsern Zeitgenossen nicht bergen, daß sie durch keine Schwierigkeiten, an denen es bey einem großen Werke nie fehlt, auch nicht durch scheinbare Gegengründe, die einmal erregte Aufmerksamkeit von einem derselben so würdigen Gegenstande werden ableiten lassen [105]).

Der

105) Die Aufmerksamkeit ist vorzüglich erregt durch zwey lesenswerthe Schriften: Thibaut über die Noth-
wen-

Der Mann, dessen sich Friedrich bey seinem ersten Versuche, seinem Volke vollkommnere Gesetze zu geben, bediente, war Cocceji, den er schon bey Antritt seiner Regierung als Justizminister gefunden hatte, und den er unter dem Namen Großkanzler an

---

wendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Heidelberg 1814; und Schmid Deutschlands Wiedergeburt. Jena 1814. S. 123. In der leztern Schrift sind mehrere in der jetzigen Zeit höchst wichtige und auch ausführbare Ideen enthalten, und wir wünschen sehr, dieselbe möge nicht wie eine gewöhnliche Flugschrift bald vergessen werden! — Zwar sind uns die Bedenklichkeiten nicht unbekannt geblieben, welche ein sehr achtungswerther Rechtsgelehrter, Herr von Savigny, dagegen in einer sehr viel Lehrreiches enthaltenden Schrift: „vom Beruf unsrer Zeit „zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, „Heidelberg 1814," aufgestellt hat; aber wir gestehen aufrichtig, seine Gründe haben uns nicht überzeugt, und wir können uns nicht überreden, daß irgend eine Zeit, welche das Bedürfniß einer bessern Gesetzgebung fühlt, nicht auch den Beruf haben sollte, diese Verbesserung vorzunehmen, noch, daß die drey Versuche, welche in neuerer Zeit in drey verschiedenen Landen mit unverkennbar großem Eifer unternommen sind, so ganz mislungen seyn sollten, und dieses auch mit der preußischen Gesetzgebung der Fall sey, deren Urhebern übrigens Hr. v. Savigny sowohl rücksichtlich ihrer Einsichten als Gesinnungen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, die sie verdienen.

nun in allen Landen ein gleichförmiges Verfahren eingeführt, und dieses so vereinfacht werden, daß jeder Prozeß binnen einem Jahre durch alle Instanzen zu Ende gebracht würde. Man kann denken, daß dieses überall eine sehr auffallende Veränderung hervorbrachte [107]). Da aus Pommern die meisten Klagen eingegangen waren, so wurde für diese Provinz die neue Prozeßordnung zuerst, unter dem Namen Codex Fridericianus Pomeranicus, eingeführt. Nach der-

sel-

107) Auch verursachte diese Neuerung nicht überall Zufriedenheit, selbst nicht bey den streitenden Partheyen, und der König erfuhr, daß die Richter und Advokaten nicht allein an der Menge und langen Dauer der Prozesse Schuld wären. Einst beklagte sich ein Pommerscher Edelmann sehr bitter über die unerträgliche Langsamkeit, die er bey allen Gerichtshöfen erfahren müsse, und reichte eine lange Liste von Prozessen ein, die er bereits seit vielen Jahren betreibe, aber mit denen es gar nicht aus der Stelle wolle. Der König bezeugte sein Bedauern, und meldete dem Manne, er habe allen Gerichten, bey denen seine Prozesse anhängig wären, ernstlich befohlen, dieselben auf das Schleunigste vorzunehmen und gänzlich abzumachen; der König hoffe, dieses werde wirken, und binnen einem Jahre solle der Supplikant keinen einzigen Prozeß mehr haben. Aber dieser antwortete nun: „er danke zwar sehr für die große Gnade, bitte „jedoch, es mit dem Befohlnen nicht gar zu strenge zu „nehmen, denn er wünsche doch einige seiner Prozesse „übrig zu behalten, und nicht gleich neue anfangen zu „dürfen, da er ohne Prozesse nicht leben könne, indem „er an diesen Zeitvertreib von jeher gewöhnt sey."

elben wurden binnen acht Monaten 2400 alte zum Theil höchst verwickelte Prozesse, welche schon lange vor den Pommerschen Gerichten geschwebt hatten, theils durch gütliche Vergleiche, theils durch definitive Erkenntnisse abgemacht. Daß hierbey Einiges übereilt worden, weil dem Großkanzler Alles daran lag, durch möglichst schnelle Erfüllung des königlichen Willens sich zu empfehlen, mag keine grundlose Klage gewesen seyn; indeß machte dieser Erfolg in ganz Deutschland großes Aufsehen, und einige Fürsten sandten ihre Rechtsgelehrten nach Berlin, um sich von der Kunst einer Methode, welche so etwas zu bewirken vermöge, genauer zu unterrichten. Cocceji wurde dadurch ermuntert, den ersten Entwurf, den er in der Pommerschen Gerichtsordnung gegeben, noch einmal umzuarbeiten, und etwas noch Vollkommneres, unter dem Titel: „Projekt des Codicis „Fridericiani Marchici, oder eine nach „Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst „vorgeschriebenem Plan entworfene Kammer-Gerichts-Ordnung, nach welcher alle „Prozesse in Einem Jahre durch drey Instanzen zu Ende gebracht werden sollen „und müssen," im J. 1748[108]) herauszugeben.

Diese

108) Schon 1749 erschien eine neue verbesserte Auflage.

Diese Gerichtsordnung sollte zunächst in der Churmark eingeführt werden, demnächst aber allen Provinzen mit für sie passenden Veränderungen zum Muster dienen. Aber schon damals hielt Cocceji, wie später nach ihm Carmer, sich überzeugt, daß ein Werk dieser Art nicht von einem Manne gemacht werden könne, sondern, wenn es einigermaßen vollkommen seyn soll, bey demselben die Einsicht der Zeitgenossen benuzt werden müsse. Deshalb wurde diese Gerichtsordnung zuerst als Projekt bekannt gemacht, über welches, nach dem dasselbe begleitenden Edikt, den Justiz-Collegiis, den Ständen, und überhaupt einem Jeden frey stehen solle, binnen Jahresfrist Monita einzureichen, welche man demnächst mit den Ständen reguliren wolle. Nur um die verbesserte Einrichtung nicht aufzuhalten, wurden die Justiz-Collegia angewiesen, einstweilen nach dem Projekt wirklich zu verfahren. Dieses geschahe. Viele Monita gingen indeß von allen Seiten ein; sie wurden von den erfahrensten Rechtsgelehrten in Berathung genommen, und nach ihnen ward manche Abänderung gemacht, und so ist viele Jahre hindurch an allmähliger Verbesserung dieser ersten Gerichtsordnung gearbeitet, und dadurch der Grund zu der zweiten gelegt, welche erst nach Friedrichs Tode, das Werk von Carmer und Suarez, endlich erscheinen

konnte,

konnte, und jene erste an Vollkommenheit allerdings weit übertrift.

Ueberzeugt, daß eine verbesserte Gerichtsordnung, so hochwichtig sie sey, doch allein nicht hinreiche, ließen Friedrich und Cocceji auf dieselbe sehr bald ein neues Gesetzbuch folgen in dem Sinne, den wir bereits angedeutet haben. Es erschien unter dem Titel: „Projekt des Corporis Juris Fri„dericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät „von Preußen in der Vernunft und den „Landes-Verfassungen gegründetes Land„recht, worin das Römische Recht in eine „natürliche Ordnung und richtiges Systema „gebracht, die General-Principien, welche „in der Vernunft gegründet sind, bey ei„nem jeden Objekt festgesezt und die nö„thigen Conclusiones, als so viele Ge„setze, daraus deduciret, alle Subtilitä„ten und fictiones, nicht weniger was „auf den deutschen statum nicht appli„cable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte „Jura, welche in den römischen Gesetzen „vorkommen, oder von den Doctoribus „gemacht worden, decidiret und solcher„gestalt ein Jus certum und universale

„in allen Dero Provinzen statuiret wor„den.“ Dieſer umſtändliche Titel ſagt deutlich, daß die Abſicht keine andere war, als ein gewiſſes und zuverläßiges, auf die jetzigen Verhältniſſe ganz paſſendes Recht einzuführen, und dabey alles bereits Vorhandene, vorzüglich das römiſche Recht, zu benutzen. Um dem jetzigen Geſetzbuche die ſo ſehr gewünſchte Feſtigkeit zu geben, und allen künftigen Ungewißheiten vorzukommen, wurde ausdrücklich alles Commentiren, Ampliſiciren und Limitiren des neuen Rechts unterſagt, und auf den Univerſitäten ſollte vor wie nach nur über das römiſche Recht geleſen werden, ſowohl, weil es der Grund des preußiſchen war, als auch wegen der Ausländer, welche preußiſche Univerſitäten beſuchten. Der erſte Theil des neuen Werks enthält das Perſonen-Recht, der zweite das Sachen-Recht. Jener erſchien 1749, dieſer 1751. Der dritte Theil, welcher die Obligationen umfaſſen ſollte, iſt nie öffentlich bekannt geworden, und von Cocceji, ſo fleißig er auch bis an ſein Ende daran arbeitete, nicht vollendet. Jene beiden erſten Theile erſchienen ebenfalls nur als Projekt. Sowohl alle Juſtiz-Collegia und Stände, als auch Einzelne, die ſich dazu berufen fänden, wurden aufgefodert, ihre Bemerkungen über daſſelbe bekannt zu machen. Es muß aber mit dem Eingehen ſolcher

Bemerkungen, und so auch mit deren Bearbeitung langsam gegangen seyn, besonders nach Cocceji's Tode (1755). Die auf diesen folgenden Großkanzler scheinen auf die Gesetzgebung nicht gleichen Eifer, wie er, gewandt zu haben; der siebenjährige Krieg lenkte natürlich die Aufmerksamkeit des Königs und des Ministeriums noch mehr davon ab, und während desselben gerieth die Arbeit allmählig ganz ins Stocken. Das von Cocceji angefertigte Gesetzbuch hat im ganzen Lande nie Gesetzes Kraft erhalten; nur in einzelnen Provinzen ist diese demselben beigelegt, und zwar auch hier nicht dem Ganzen, sondern nur einzelnen Theilen. So hat also während Friedrichs Regierung, seines guten Willens ohngeachtet, der preußische Staat nie des Glücks eines allgemein gültigen und verständlichen Gesetzbuchs genossen, und es blieb in den verschiedenen Provinzen die Mannichfaltigkeit verschiedener Rechte, die der König so gern abgeschafft haben wollte. Er bemerkte dieses mit großem Misfallen, und immer war es sein angelegenster Wunsch, das angefangene verbesserte Gesetzbuch zu vollenden. Er besprach sich deshalb oft mit seinen ersten Justizmännern [109]), aber immer wurden ihm Hindernisse und



109) Diese waren vorzüglich der Großkanzler von Fürst (s. von ihm Bd. I. S. 269. Note 14.), ein sehr einsichts-

unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegengeſezt, nie die Leichtigkeit, oder auch nur Möglichkeit der Ausführung ſeines Wunſches gezeigt. Nur in dem Juſtizminiſter von Schleſien, von Carmer [110]), fand er einen Mann, der in ſeine Ideen ganz einging, und

der

ſichtsvoller, gelehrter und höchſt rechtſchaffener Mann, der beſonders auch durch große Arbeitſamkeit ſich dem Könige empfahl. Aber ſeine oft ins Kleinliche gehende, faſt pedantiſche Genauigkeit und ſeine Anhänglichkeit an alte Formen, und beſonders die ihm beigemeſſene Partheilichkeit für die Vorrechte des Adels misfielen. Ferner der Juſtizminiſter von Münchhauſen; dieſer war ein wirklich großer Kopf von den liberalſten Anſichten, der aber der beabſichtigten neuen Verbeſſerung der Rechtspflege um deshalb nicht hold war, weil er glaubte, dieſelbe werde dem Landesherrn und dem Amte des Richters zu viele Gewalt geben. Auch der Präſident des Kammer-Gerichts von Rebeur, ein Mann von lebhaftem Kopf und großer juriſtiſcher Gelehrſamkeit, hatte bey Friedrich in Abſicht dieſer Gegenſtände viel Anſehn, und er trug durch die mannichfachen Schwierigkeiten, welche er bemerklich machte, vorzüglich bey, daß es ſo lange währte, ehe der König ſich ganz für die Carmerſche Reform erklärte. Als dies endlich geſchehen war, zog ſich Rebeur ganz von den Geſchäften zurück, ſuchte aber noch in einigen kleinen Schriften das Bedenkliche und Fehlerhafte der neuen Geſetzgebung zu zeigen.

110) Er war wie Cocceji ein Pfälzer, 1720 zu Kreuznach geboren. S. mehr von ihm oben Bd. I. S. 264. und S. 280.

der ihm offen zu erkennen gab, daß eine gründliche Reform der bestehenden Gesetze und der Rechtspflege eine eben so nöthige, als auch sehr wohl mögliche und ausführbare Sache sey. Nach des Königs Auftrage legte er ihm mehrere Entwürfe hierüber vor, und Suarez [111]), den Carmer hiebey zuzog, arbeitete 1775 die Coccejische Proceßordnung (oder den Codex Fridericianus) gänzlich um [112]). Carmer legte sie dem Könige vor, aber weil dieser, welcher in Absicht dieses Gegenstandes mit größter Vorsicht verfuhr, zuvor die übrigen Justizminister darüber hörte, kam es damals noch nicht zur Ausführung.



111) Von ihm ist auch bereits im Bd. I. Kap. 6. geredet. Er war 1746 zu Schweidnitz geboren, und Oberamt-Regierungsrath zu Breslau, als ihn Carmer, nach des Königs Willen, zu seinen Arbeiten gebrauchte. Als lezterer 1780 als Großkanzler nach Berlin ging, wurde auch Suarez dahin versezt, und erhielt den Charakter Geheimer Ober-Justizrath. Er hatte von nun an den wichtigsten Antheil an dem neuen Gesetzbuche, und ist 1798 gestorben. Klein hat seinen Charakter nach Wahrheit geschildert in „Jahrbüchern der „preuß. Monarchie.“ Octbr. 1798.

112) Diese noch jezt in Suarez Handschrift vorhandene Umarbeitung ist die Grundlage der vorzüglich durch ihres ersten Urhebers unabläßige Arbeit zu großer Vollkommenheit gediehenen allgemeinen Gerichtsordnung geworden, die aber erst nach Friedrichs Tode 1793 publicirt wurde.

Wie endlich im Jahr 1780 eine kleine Begebenheit unter dem Zusammentreffen mehrerer Umstände Friedrich dahin brachte, eine Justizreform gleichsam im Sturm vorzunehmen, woraus endlich ein Gesetzbuch hervorgegangen ist, das alle bisherigen Versuche der Art übertraf, das aber erst nach Friedrichs Tode vollendet wurde, — dieses ist bereits oben im sechsten Kapitel des ersten Bandes umständlich erzählt, und wir wiederholen hier den gleichfalls schon an einer frühern Stelle dieses Geschichtbuchs [113]) geäußerten Wunsch, daß aus den noch vorhandenen vollständigen und mit großer Einsicht geordneten Materialien die Geschichte des Ganges der durch Carmer bewirkten Gesetzgebung ausführlich beschrieben werden möchte.

Die Reform von Cocceji umfaßte nur die Civiljustiz. In Absicht des peinlichen Rechts galt zu Friedrichs Zeit eine von seinem Vater im Jahr 1717 erlassene Criminal-Ordnung, die nach dem Vorbilde der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karls V eingerichtet war, zwar manche ähnliche Gesetze deutscher Lande übertraf, aber doch noch viele Mängel hatte. Friedrich wußte dieses,

113) S. Bd. II. Zusätze S. XI.

es, und war auf diese Mängel schon früh um so mehr aufmerksam geworden, da, wie wir bemerkt haben, sein Vater während des Küstriner Arrests ihm Criminal-Urtheile zur Bestätigung oder Reform zugeschickt hatte. Nachdem er zur Regierung gelangt war, suchte er durch einzelne Verordnungen jenen Mängeln möglichst abzuhelfen, und besonders die Criminal-Justiz menschlicher zu machen. Eine einer ersten, vielleicht die allererste [114]), Verordnung einer Regierung hatte diesen Zweck, da durch dieselbe der Gebrauch der Tortur ganz allgemein abgeschafft wurde, nur allein das Verbrechen der beleidigten Majestät und Landesverrätherey ausgenommen [115]). Friedrich hat hierdurch zuerst ein Beispiel



114) Sie ist vom 3ten Jun. 1740, dem vierten Tage nach Besteigung des Throns. Man findet sie nicht in der großen Sammlung von Verordnungen des Mylius, ohne Zweifel aus dem sogleich anzuführenden Grunde, weil der König diese Aufhebung der Tortur nicht allgemein bekannt gemacht wissen wollte. Aber sie ist später in mehrern Privatschriften erwähnt und abgedruckt, z. B. in Behmeri Nov. Jus Controversum T. I. Observat. LXXV.

115) Wir gestehen, daß wir diese Ausnahme, wenn gleich sie bey Abschaffung der Tortur auch in andern Ländern wiederholt ist, nicht angemessen und gerecht finden.

Nicht

der Menschlichkeit gegeben, das von allen Regierungen in Europa nachgeahmt ist, und es verdient bemerkt zu werden, daß er hierin auch den theoretischen Schriftstellern zuvorgekommen ist, welche sich nachher gegen den Gebrauch der Tortur erklärt haben. Aber ein allgemein verbessertes Criminal-Gesetzbuch zu erlassen fand er nicht gut; ohne Zweifel, weil er es gefährlich hielt, harte Strafen plötzlich durch mildere zu ersetzen, da bey der Rohheit vieler Menschen es erfoderlich schien, sie durch die Furcht vor jenen

von

---

Nicht die Natur des begangenen Verbrechens kann ein Grund seyn, über die Zuträglichkeit eines Beweises, daß dasselbe wirklich begangen worden, zu entscheiden, vielmehr scheint es, je größer das Verbrechen ist, und je härter also die auf dasselbe gesetzte Strafe, desto mehr müsse in Annahme der Beweis desselben Vorsicht und Sorgfalt bewiesen werden, und eine Beweisart, die bey geringern Verbrechen nicht angenommen wird, könne bey gröbern noch weniger gelten. Nur in dem einzigen Falle dürfte die Tortur mit allem Recht angewandt werden können, wenn ein wirklich geständiger Verbrecher sich weigert, seine Mitschuldigen, die er gehabt zu haben nicht läugnet, zu nennen. Dann hat die angethane Peinigung aber nicht die Absicht, das Geständniß eines begangenen Verbrechens herauszubringen, sondern sie ist verdiente Strafe der Weigerung des Verbrechers ihm bekannte Umstände anzuzeigen, deren Kenntniß dem Richter nöthig ist.

on groben Verbrechen abzuschrecken, auch deren
irkliche Anwendung in einzelnen Fällen noth-
endig werden konnte, obgleich Friedrich harte Stra-
n im Allgemeinen in einem neuen Gesetzbuch anzu-
rohen auch nicht gut fand. Die Todesstrafe schaffte
r nicht ab, weil er wußte, daß keine Strafe, wenn
ie auch wirklich härter wäre, ersonnen werden könne,
eren Vorstellung auf die Einbildungskraft der
Menschen alles Alters, Standes und Vermögens
ine gleiche Wirkung hervorbringt, wie die Todes-
trafe. Aber wenn er ihre Beibehaltung, versteht
ich mit angemessener Beschränkung auf die Fälle,
ür welche sie allein sich eignet, durchaus nöthig
ielt; so war er auch überzeugt, daß die einfache
Vorstellung des Todes bey dem Menschen Wirkung
enug thue, ohne daß es nöthig sey, dem lezten Au-
enblicke noch barbarische Martern vorhergehen zu
assen. Doch wurden auch die schrecklichen Todes-
trafen, z. B. durchs Rad, durch Verbrennen,
nicht förmlich abgeschafft, aber höchst selten sind
dieselben angewandt. Der König ging darin, daß
er das mildere Verfahren, welches er eintreten ließ,
durch eigne Verordnungen nicht vorher bekannt ma-
chen wollte, so weit, daß auch die gänzliche Abschaf-
fung der Tortur noch lange nachher, nachdem sie
verfügt worden, nicht nur dem Volke, sondern so-

gar

gar den Untergerichten ein Geheimniß blieb, und um die Meinung aufrecht zu erhalten, daß die Tortur noch zuweilen angewendet werden könne, mußte bey den Obergerichten in allen Fällen, wo davon die Rede seyn konnte, die Gründe für und wider gegen einander abgewogen werden, die dann aber allemal mit dem Beweise endigten, daß unter den vorliegenden Umständen die Folter nicht angewandt werden dürfe [116]), wodurch dann immer die Meinung sich erhielt, daß unter gewissen Umständen der Gebrauch der Folter noch immer Statt finde. Wenn aber die Todesstrafe ohne grausame Martern vollführt wurde, so wollte Friedrich auch dagegen, daß ihre volle Wirkung durch nichts geschwächt würde. Da der Unverstand einiger Geistlichen die von ihnen bewirkte Bekehrung von zum Tode verurtheilten Verbrechern als eine besondere göttliche Gnade sehr ge-

priesen

116) Wir bemerken dieses auf das Zeugniß eines vielfährigen praktischen Rechtsgelehrten, des Geheimen Tribunalraths Behmer, siehe dessen novum jus controversum Tom. I. Observat. LXXV., wo derselbe zugleich versichert, die Tortur sey auch in den angenommenen Fällen unter Friedrichs Regierung nie zur Anwendung gebracht. Die Verheimlichung dieser Maxime ist ohne Zweifel der Grund, daß in verschiedenen Schriften der Abschaffung der Tortur unter Friedrich widersprochen ist.

esen, die ganz ohnfehlbare Seligkeit als gewisse Fol-
solcher Bekehrungen geschildert, und die Verbrecher
ichsam in einem Triumphzuge zum Richtplatz ge-
ɣrt hatte; so befürchtete man hiervon eine üble Wir-
ıg auf die Einbildungskraft ungebildeter Menschen.
:r weise König verordnete deshalb, daß die Ver-
:cher ohne alle Begleitung der Geistlichen und ohne
:sang zum Tode geführt werden sollten; eine Ver-
ɔnung, die anfangs als zu hart manchen Tadel
ıd, und der Irreligiosität des Königs beigemessen
ırde, deren Weisheit aber in der Folge allge-
ein anerkannt und von denkenden Gesetzgebern
:hgeahmt wurde.'

Wenn der König harte Strafen öffentlich ab-
schaffen nicht rathsam hielt, so bewachte er desto
ıfmerksamer deren Anwendung. Ein Urtheil, das
ıf Tod, Vestungsstrafe oder anderes Gefäng-
ß von längerer Dauer erkannte, mußte von dem
mpetenten Gerichte zuvörderst dem Justizministe-
um vorgelegt werden, welches dann alle Gründe
ɔchmaliger strenger Prüfung unterwarf, und, wenn
ı nichts zu erinnern fand, dasselbe dem Könige mit
nem kurzen Berichte, der das Wesentliche der ge-
ihrten Untersuchung enthielt, vorlegte, der dann,
ɣe er sich zur Bestätigung entschloß, die höchste

Vor-

Vorsicht bewies. Wurde ihm irgend ein Umstand bemerklich, der noch einen Milderungsgrund enthalten konnte, so verfügte er gewiß auch dessen vorgängige genaue Untersuchung. Man hat der Beispiele viele, daß der König Erkenntnisse auf Tod oder andere harte Strafen gemildert hat, aber kein einziges, so viel wir wissen, ist bekannt, wo er die Strafe geschärft hätte [117]). Die Vestungs-Kommandanten durften durchaus keinen Gefangenen annehmen, ohne einen vom Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und die Dauer des Arrestes genau vorgeschrieben war. Doch so entfernt Friedrich von aller zwecklosen Grausamkeit in Strafen war, so ließ er sich dagegen in Fällen, wo er die Ueberzeugung hatte, die Strafe sey verdient, auch nicht zu deren völligem Erlaß oder nur zu bedeutender Milderung bewegen, und wir glauben, man werde kein einziges Beispiel von gänzlicher Begnadigung, die blos auf Fürbitte bewilliget wäre, anführen können. Man war hiervon so vollkommen überzeugt, daß auch sogar Prinzessinnen der königlichen Familie, oder diejenigen, welche der besondern

117) Die einzige durch ihre Folgen so berühmt gewordene Ausnahme in der Müller Arnoldschen Sache ist im Bd. I. im sechsten Kapitel und der Beilage E. mit allen Umständen, die sie herbeigeführt haben, erzählt.

rn Gunst des Monarchen versichert waren, solche ürbitten nicht leicht wagten, und es sind uns einige eispiele bekannt, wo Versuche der Art vergebens macht worden.

In eben dem Geiste, in welchem Friedrich bey bestrafung größerer Vergehungen verfuhr, die zu iner eigenen lezten Entscheidung gelangten, in- ruirte er auch das Justizministerium, und die Ge- ichte überhaupt, bey Verwaltung der Criminal- Gesetze überall zu verfahren. Die Maximen, die r bey jeder Gelegenheit einschärfte, hatten immer en Zweck, daß dem Volke die Ueberzeugung gege- en werden sollte, es werde nicht leicht ein Vergehen mentdeckt und ungeahndet bleiben, und daß in der Untersuchung möglichst unpartheiisch und schnell ver- ahren, in wirklicher Ausübung der Strafen aber lle Härte entfernt werde, die nicht durchaus nöthig sey. So wurde Friedrichs Volk regiert, und wirk- lich waren während seiner Zeit grobe Verbrechen und harte Strafen in den preußischen Landen merk- lich seltner als anderswo, und als sie es in jenen vorher gewesen waren. Doch wollen wir keineswe- ges verschweigen, daß der Mangel eines angemes- senen Criminal-Gesetzbuchs dennoch große Nach- theile hervorgebracht habe, und wir halten aller- dings

dings dafür, Friedrich habe darin geirret, wenn er während seiner ganzen Regierung ein solches Gesetzbuch nicht nothwendig gehalten hat. So preiswürdig die Aufmerksamkeit war, mit welcher dieser König über die Anwendung der Strafgesetze selbst wachte; so sehr durch dieselbe verhindert wurde, daß ein Unschuldiger gestraft, oder ein Schuldiger mit unangemessener zu harter Strafe belegt werden konnte; so gewiß durch diese beständige Wachsamkeit Einheit in den Grundsätzen, nach denen die von seinem humanen Geiste belebten Gerichte verfuhren, hervorgebracht wurde; so war dies doch nicht Alles, was durch eine gute Criminal-Verfassung hätte bewirkt werden sollen. Der König konnte nicht von Allem, was vorging, unterrichtet seyn; er erfuhr nur Vorgänge, die seiner Entscheidung vorgelegt werden mußten, oder deren Kenntniß in ganz außerordentlichen Fällen durch besonders Gedrückte bis zu ihm gelangte. Aber von dem alltäglichen schleppenden Gange der Criminal-Untersuchungen, durch welchen so Manche, die nicht den Muth und die Gewandheit hatten, ihre Klagen laut werden zu lassen, oft sehr hart leiden mußten, wußte der König nichts. Noch weniger konnte er den höchst elenden Zustand der Gefängnisse kennen, in welchen so viele Unglückliche, oft noch während der Untersuchung,

und

nd ehe sie eines Vergehens schuldig erkannt waren, hreckliche Behandlung erduldeten, und eben so wenig ie groben Misbräuche, die mit der Aufsicht über die efangen-Anstalten verbunden waren, die üble Ver-altung der für dieselben bestimmten Gelder. Gleich nbekannt blieb ihm eins der schrecklichsten Uebel, näm-ich der ganz hülflose Zustand, in welchem diejenigen, ie Jahre lang in Gefängnissen geschmachtet hatten, ieder in die Welt gestoßen wurden, denen schlechter-ings gegen den Hungertod kein Mittel blieb, als eue Verbrechen zu begehen, zu denen sie oft im Ge-ängniß durch die Gesellschaft geübterer Verbrecher noch Anleitung und neue Fertigkeit erworben hatten. Dies Alles kannte Friedrich nicht, und konnte ihm also auch nicht abhelfen, doch ist gar kein Zweifel darüber, daß alle diese schrecklichen Uebel unter sei-ner Regierung wirklich vorhanden gewesen sind, da noch geraume Zeit nach dem Tode des Königs ein von diesen Dingen wohl unterrichteter edler Mann in ei-ner höchst lesenswerthen Schrift eine wirklich schauder-hafte Schilderung von der noch fortdauernden schlech-ten Beschaffenheit der Straf-Anstalten gemacht hat, die ganz unmöglich gewesen wäre, wenn Friedrich seine wohlthätige Aufmerksamkeit nicht blos auf ge-rechte Anwendung der Strafgesetze, sondern auf Al-les das gerichtet hätte, was eine vollkommene Crimi-

nal-Verfassung im ganzen Umfange dieses Worts umfaßt [118]). Wir können uns nicht enthalten, auch bey diesem Anlaß noch einmal aufmerksam darauf zu machen, wie unter einem Regenten, der mit so großer Einsicht, so edlem Willen, so unglaublicher Thätigkeit, wie Friedrich sechs und vierzig Jahre selbst

118) Das Werk, das wir hier im Sinne haben, und das wir Lesern, denen diese Materien wichtig sind, nicht genug empfehlen können, heißt: „Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, oder Gedanken über die in den Preußischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, nebst Vorschlägen zu zweckmäßigen Gefangen-Anstalten; zum Gebrauch der höhern Behörden.“ Berlin 1801. — Der Verfasser desselben ist ein nun bereits verstorbener höchst würdiger Mann v. Arnim, Königl. Preuß. Justizminister und Chef des Criminal-Departements, der, von allen Verhältnissen wohl unterrichtet, dies Buch aus dem edelsten Beweggrunde, nämlich um Besserung zu bewirken, geschrieben hat. An der Wahrheit seiner Schilderung läßt sich nicht zweifeln, und Niemand wird sie ohne lebhafte Gemüthsbewegung lesen. Anfangs war dies Buch nur für die Behörden, an die es der Verfasser vertheilte, bestimmt; aber es ist später durch einen Nachdruck, unter dem Druckort Frankfurt und Leipzig, ins Publikum gekommen, und in Häberlins Staatsarchiv, Heft 42, findet man einen sehr guten Auszug des wesentlichen Inhalts.

selbst regiert hat, doch so viel Gutes nicht geschehen ist, und so viel Schlechtes dem Regenten unbemerkt hat einwurzeln können!

Ob Carmer noch zu Friedrichs Lebzeiten, mit dieses Königs Einstimmung, in seinen ersten Entwurf eines neuen Gesetzbuchs auch das peinliche Recht mit habe aufnehmen wollen, vermögen wir nicht mit Gewißheit zu sagen, doch haben wir Ursach es zu vermuthen. In dem Allgemeinen Landrecht, das nach Friedrichs Tode bekannt gemacht wurde, machen die Criminal-Gesetze einen Theil desselben (den 20sten Abschnitt des 2ten Theils) aus, sie sind aber nachher aus demselben wieder weggelassen, und nach Carmers Tode ist ein allgemeines Criminalrecht für die Preußischen Staaten [119]), als ein für sich bestehendes Ganze, erschienen.



119) Der erste Theil, welcher die Criminalordnung enthält, ist zu Berlin 1806 gedruckt, und dessen Vollendung wird noch erwartet. Bis dieselbe erscheint, kann zur Ergänzung dienen, eine mit vieler Einsicht gemachte „Sammlung der Verordnungen und Ministerial-Verfügungen in Bezug auf den 20sten Titel des 2ten Theils vom Allgem. Landrecht und auf die Criminalordnung. Berlin 1816."

Bey der Polizey hatte Friedrich durchaus keine andern Zwecke, als welche eine weise Regierung bey derselben immer nur haben muß. Er suchte durch deren Anwendung theils im Finstern mit besonderer List und Verschlagenheit verübten Verbrechen auf die Spur zu kommen, theils grobe Vergehungen wo möglich zu verhindern, oder sie doch auf alle Weise zu erschweren. Diese Zwecke bemühte er sich besonders in seiner Hauptstadt zu erreichen, und dadurch die öffentliche Sicherheit in derselben zu befördern. Die sogenannte geheime oder höhere Polizey, deren Gräuel wir in Deutschland erst in späterer Zeit unter fremder Herrschaft haben kennen lernen, kannte man unter Friedrich auch nicht dem Namen nach. Auch in Frankreich war dieselbe damals noch nicht in der Art eingeführt, wie es nachher geschehen ist, doch hatte man daselbst schon merkwürdige Einrichtungen, durch welche den geheimsten Verbindungen der Einzelnen nachgespürt und die im größten Geheimnisse betriebenen Absichten entdeckt wurden. Der französische Polizey-Lieutenant Sartines hatte sich besonders dadurch Ruhm erworben, daß seiner Wachsamkeit nichts entgehe, und er im Stande sey, die sich auch in entfernte Lande erstreckenden Verbindungen von Verbrechern zu erforschen und

das

das Verborgenste zu entdecken [120]), wovon man wunderbare Dinge erzählte. Der auf Alles aufmerksame König wünschte etwas Aehnliches auch in Berlin nachzuahmen, und er sandte deshalb einen schon in diesem Fache geübten Geschäftsmann, Philippi [121]) nach Paris, sich von den dortigen Polizey-Einrichtungen genau zu unterrichten, um sie nach der Rückkehr nachahmen zu können. Philippi wurde zum Polizey-Präsidenten von Berlin ernannt, und der König beehrte ihn mit Vertrauen. Wie aber nach einigen Jahren viele Verbrechen geheim verübt und dadurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde, weil man die Urheber nie entdecken konnte; so bezeugte Friedrich seinem Polizey-Präsidenten deshalb sein Misfallen, und



120) Man erzählt unter andern, daß einst die Polizey in Wien Sartines um Auskunft über einen berüchtigten Betrüger gebeten habe, der in Paris seyn solle. Sartines antwortete: er kenne den Mann recht gut, derselbe sey auch allerdings vor einigen Jahren in Frankreich gewesen, aber jezt werde man ihn in Wien unter dem angegebnen Namen und in einem nach seiner Nummer bezeichneten Hause finden, wo derselbe auch wirklich gefunden wurde.

121) Er war 1721 in Berlin geboren, hat sich durch einige Schriften über Polizey und Staatswirthschaft rühmlich bekannt gemacht, und ist 1791 gestorben.

machte ihm den Vorwurf, daß er die in Paris erlernten Künste nicht besser anwende. Philippi erwiederte: er wende mit großem Fleiße alle dem Könige vorgeschlagenen und von diesem genehmigten Mittel an, um die öffentliche Sicherheit zu erhalten, weiter aber könne er nicht kommen, wenn nicht noch ganz andere Mittel gebraucht würden, zu deren Anwendung er sich jedoch ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht befugt halte; allerdings sey durch strengere Aufsicht noch mehr zu bewirken, alsdann aber nöthig, daß alle und jede Unterthanen, ohne Unterschied des Standes, in allen ihren Handlungen und Vorhaben auf das genaueste bewacht würden, einer müsse zum Wächter des andern bestellt, und Alles angewendet werden, in die innersten Geheimnisse der Familien einzudringen; Briefe müßten erbrochen werden, in jede Gesellschaft müsse sich ein Aufpasser einschleichen, um Gesinnungen und Absichten zu erforschen, hiezu bedürfe die Polizey sehr vieler Gehülfen und Spione, die aus allen Klassen gewählt und mit Gelde erkauft werden müßten, und, ohne daß Jemand es ahnen könne, mit Beiseitsetzung jeder andern Rücksicht blos der Polizey dienten. Da sich zu solchen Diensten nur die schlechtesten Leute würden gebrauchen lassen, so setze man sich hierdurch al-

erdings der Gefahr aus, oft misleitet zu werden, auch die bravsten und unschuldigsten Menschen könnten in Verdacht kommen und in Verlegenheit gesetzt werden; ein allgemeines Mistrauen werde hierdurch hervorgebracht und der sittliche Charakter des Volks durchaus verdorben werden. Dies sey freilich übel, aber ohne solche Mittel sey es unmöglich, durch die Polizey mehr, wie bisher geschehen, zu bewirken; wenn solche Mittel genehmigt würden, so hoffe Philippi, Sartines Wunder auch in Berlin zu bewirken, den Verbrechern auch in ihren verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren, und vielleicht manches Böse zu verhindern. Wenn aber auch Alles deshalb angewendet werde, würde doch die Wirkung erst nach einiger Zeit merklich werden, denn noch seyen die Brandenburger zu ehrliche, treuherzige Menschen, um, gleich dem Auswurf der verdorbensten Einwohner der französischen Hauptstadt, zu allen Diensten gebraucht werden zu können, die eine solche Polizey nothwendig erfodere. Er that hierauf ins Einzelne gehende Vorschläge zu Einrichtungen, durch welche man sich einer Menge Menschen versichern könne, die, ohne daß es Jemand ahnde, die Geheimnisse aller Bürger erforschten, und auch das Verborgenste entdeckten. — Der König wurde durch diese Vorstellungen sehr

gerührt, erwiederte aber ohne langes Bedenken: so angelegentlich er auch eine ſtrengere Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, und die Entdeckung und Verhütung der ſie bedrohenden Verbrechen wünſche; ſo finde er doch, daß die Mittel, durch welche dieſes nur allein bewirkt werden könne, ein noch größeres Uebel ſeyn würden, als dasjenige, dem vorgebaut werden ſolle; er wolle nicht die Ruhe und das Vertrauen ſeiner guten Unterthanen geſtört, und die Moralität ſeines Volks verderbt wiſſen. — Er verwarf alſo alle dahin zielenden Vorſchläge, und eine geheime Polizey wurde unter ſeiner Regierung nie eingeführt.

Zwan-

# Zwanzigstes Kapitel.

## Fortsetzung des vorigen.

## Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Sein Benehmen in Absicht der innern Regierung und der Finanzen. Allgemeine Bemerkungen über Friedrichs Regierung. Privatcharakter. Schlußbemerkung.

Friedrich wandte gleiche Aufmerksamkeit auf alle übrigen Theile der Regierung, und war für alle gleich thätig. Aber diese Thätigkeit konnte sich nicht überall so lebhaft und mit so vielem Aufsehn äußern, wie bey der Gesetzgebung und Rechtspflege. Dies war Natur der Sache. Der Zweck der innern Regierung ist, daß die Unterthanen alle ihre Kräfte frey äußern und durch diese Aeußerung sich glücklich fühlen; daß sie durch ihren Fleiß so viel erwerben, um mit Behaglichkeit und im Wohlstande leben zu können; daß sie dabey

so weit gebildet sind, als es in ihrem Zeitalter, nach den verschiedenen Verhältnissen eines Jeden, möglich ist, und daß zugleich Jedem diejenige Ehre ganz zu Theil werde, welche, nach der Sitte seines Volks, in demjenigen Stande, worin er lebt, hergebracht ist. Wenn ein Volk dieses genießt, so fühlt es sich glücklich. Aber daß es zu solchem Genusse gelange, dies ist am meisten sein eignes Werk, und muß es seyn, wenn der Genuß rechter Art seyn soll. Es bedarf hierbey nur einer stillen Mitwirkung der Regierung, damit Alles seinen ruhigen Gang gehe, und störende Hindernisse von Außen abgehalten werden. Fast möchten wir sagen, je stiller, je unbemerkter die Regierung hier verfährt, desto besser ist es. Dagegen wird zu viele Einmischung von oben meistens übel wirken, und der Zweck wird verfehlt werden, wenn die Regierung, auch in bester Absicht, ins Einzelne gehen und den Unterthanen vorschreiben will, welche Richtung sie ihrer Thätigkeit geben, welche Mittel sie anwenden sollen, um Vermögen zu erwerben, um ihre Gesundheit zu erhalten, und sich vor Gefahren jeder Art zu sichern. Zu allem diesen werden die Unterthanen weit bessere Mittel und Wege selbst finden, als irgend eine höhere Einsicht, welche die Dinge doch immer nur in ihren allgemeinsten Beziehungen kennt, es ihnen

zugeben vermag. Nur allgemeine Fürsorge ist
thig, damit geistige Bildung im Volke fortschreite,
d sich immer allgemeiner verbreite, und dies wird,
enn nur nicht gewaltsam gehemmt wird, überall
nfehlbar geschehen bey dem Grade von Kultur,
r jezt in Europa bereits erreicht ist, und bey dem
eyen Tausche der Ideen, der unter den Völkern
irklich besteht. Man kann dieses ruhig sich selbst
berlassen, nur dafür ist zu sorgen, daß die wirklich
hon vorhandenen Kenntnisse Allen möglichst zugäng-
ich gemacht werden, und auch die untersten Klas-
en einigen Antheil daran bekommen, doch ohne sie
ur Ueberbildung (allemal ein großes Uebel!)
u reizen, daß besonders die Jugend der dürftigsten
Klasse nicht ganz roh aufwachse, sondern zur Sitt-
ichkeit angeführt werde, und den zu ihrem Fort-
kommen unentbehrlichsten Unterricht erhalte. Auch
afür ist einige Vorsorge nöthig, daß die gewöhnlichen
Mittel des Unterhalts zu aller Zeit in zulänglicher
Güte vorhanden sind, und nie gänzlicher Mangel
an ihnen sey, daß bösen Krankheiten und Seuchen
gewehrt werde, auch daß das Volk bey leztern nie
ohne Hülfe bleibe, oder gar solchen Menschen in die
Hände falle, die, statt zu helfen, die Uebel der
Natur noch ärger machen; endlich ist dahin zu
sehen, daß die dürftigsten Klassen der Gesellschaft,
deren

deren ewig unabwendbares Loos höchste Mangel zu aller Zeit ist und seyn wird [1]), mit dem Unentbehrlichsten versorgt, und sie durch ihnen verschaffte Beschäftigung abgehalten werden, durch ihre Vergehungen und Laster die Ruhe der Gesellschaft zu unterbrechen.

Je mehr eine Regierung sich selbst in diesen Schranken ihrer Mitwirkung hält, je mehr sie der eig

1) Daß höchste Dürftigkeit wirklich ein ganz unabwendbares Loos der untersten Klassen von Menschen sey und immer seyn werde, folgt nothwendig aus dem Umstande, weil, sobald durch Fürsorge der Regierung, oder durch andere günstige Verhältnisse, die vorhandenen Dürftigen über den äußersten Mangel erhoben und zu einigem Wohlstande gelangt sind, es nie an Andern fehlt, die sofort an die Stelle der Versorgten eintreten, und denen auch die kärglichsten Mittel das physische Daseyn zu fristen genügen. So wie jedes Kleid, welche Form ihm auch gegeben werde, einen Saum hat, so befinden sich in jeder Gesellschaft immer Einige, welche die äußersten Stufen derselben einnehmen; keine wohlthätige Fürsorge der Regierung, oder der Wohlhabenden kann die höchste Dürftigkeit ganz abwehren, vielmehr ist die Bemerkung oft gemacht, daß durch Zunahme der Armenversorgungs-Anstalten die Zahl der Armen nicht vermindert, sondern vermehrt werde. Eine Bemerkung, die indeß das Verdienstliche und Wohlthätige solcher Fürsorge keineswegs schwächen kann, sondern nur bey ihrer Anwendung leiten muß.

ꝛnen freien Thätigkeit der Unterthanen die Sorge
r ihre Angelegenheiten überläßt, und, wir ſetzen
ch hinzu, je mehr ſie bey dem, was ſie für die
nterthanen thut, dieſelben dabey zu Rathe zieht,
enn dies auch nicht nach den Förmlichkeiten und
orſchriften einer beſtimmten Verfaſſung geſchehen
nn, und je mehr ſie auf deren Meinungen, An-
chten, ſogar Vorurtheile und Irrthümer Rückſicht
immt; deſto beſſer handelt die Regierung. Denn
ündige Menſchen wollen nicht gleich unmündigen
indern behandelt ſeyn, deren Anſichten und Wün-
chen der verſtändige Vater, oft um ihres eigenen
Beſtens willen, grade entgegenhandeln muß.

In dieſem Sinne — nach unſrer Ueberzeugung
em einzig wahren — hat nun freilich Friedrich
eine innere Regierung nicht eingerichtet. Dies er-
laubte ſeine große Liebe zur Thätigkeit nicht. Zu
ungeduldig, Früchte zu erblicken, konnte er ſich
nicht darauf beſchränken, nur zuzuſehen, wie die Na-
tur dieſe Früchte langſam hervorbringt, und ſich
zu überzeugen, das Beſte, was der Regent dabey
thun könne, beſtehe in einer wenig merklichen Thä-
tigkeit, welche nur bemüht iſt, Hinderniſſe wegzu-
räumen. Friedrich und ſein Vater, deſſen Regie-
rung hierin ſein Vorbild war, glaubten nicht, daß

es

es hieran genug sey; sie hielten dafür, der Regent sorge nur dann landesväterlich für seine Unterthanen, wenn er sie ermuntere und anhalte, recht fleißig und erfinderisch zu seyn und dadurch wohlhabend zu werden; wenn er durch Belohnungen und Strafen ihrer Thätigkeit diejenige Richtung gebe, welche für sie selbst die beste sey, und sie dagegen von derjenigen abziehe, welche ihnen verderblich werden könne. Die Wahl ihrer Beschäftigungen, glaubten jene Regenten, dürfe man dem größten Theile der Unterthanen keineswegs allein überlassen, sie müßten bey derselben nothwendig durch höhere Einsicht geleitet werden.

Nach diesen Grundsätzen hat Friedrich seine Regierung eingerichtet, jedoch hat er es nicht immer und überall mit strenger Consequenz gethan. Wohl ihm und seinen Landen, daß er es nicht konnte! Er mußte, wie es nach der Natur der Sache überall nothwendig ist, doch immer Vieles der eignen Einsicht und der selbstgewählten Thätigkeit seiner Unterthanen überlassen, und wir getrauen uns zu sagen, der hohe Wohlstand, welcher in einigen Provinzen während seiner Regierung erreicht ist, beruhte grade darauf, daß diesem so war. Doch würde man von der andern Seite wieder sehr unrichtig

theilen, wenn man die Einmiſchung des Königs immer und überall verderblicher Art glauben wollte. Dieſes war ſie nicht, und konnte es nicht ſeyn, denn Friedrichs Einrichtungen waren in ſehr vielen Fällen den Umſtänden mit großer Ueberlegung angepaßt, und mußten alſo gute Folgen haben. Auch war die Feſtigkeit und der innere Zuſammenhang in Allem, was Friedrich unternahm, ein großer Vorzug ſeiner Regierung, den man, wenn man über dieſelbe urtheilt, nie vergeſſen darf. Jeder Unterthan konnte feſt darauf rechnen, daß dasjenige, was einmal eingerichtet war, ohne höchſt dringende Urſachen nicht abgeändert werde. Was vorher angekündiget war, geſchahe wirklich, was verſprochen war, wurde gehalten. Durch dieſen Umſtand allein wurden oft die Folgen von an ſich nicht guten Einrichtungen wieder ausgeglichen und minder nachtheilig, als ſie erſcheinen, wenn ſie außer dem Zuſammenhange, worin ſie gehören, betrachtet werden. Auch bringt die Feſtigkeit aller Einrichtungen einer Regierung den ſehr wichtigen Vortheil hervor, daß der Menſch ſich an das, was er einmal für unabänderlich hält, gewöhnt, ſich in daſſelbe mit allem, was er ſelbſt vornimmt und bezielt, ſchickt, das Gute, was in jeder Einrichtung iſt, herausfindet, das Läſtige aber dadurch erträglicher macht, daß er ſich in daſſelbe fügt.

So

So ist von Friedrich mit Willkühr, aber mit großer Einsicht, regiert, und dadurch allerdings nicht der glücklichste Zustand erreicht, der für eine bürgerliche Gesellschaft gedacht werden kann; aber dennoch ist unter dieser Willkühr und durch Friedrichs Veranstaltung sehr viel Gutes genossen, und noch lange nach ihm haben seine Unterthanen, oft mit wehmüthiger Erinnerung, einen Zustand zurückgewünscht, der, wie er wirklich vorhanden war, Manchen unter ihnen Klagen ausgepreßt hat. Denn dies ist nun einmal in der menschlichen Natur, daß das Andenken des Bösen sich nicht gar zu lange und lebhaft in der Erinnerung erhält, dagegen das Gute, das wir erlebt, in unserm Gedächtniß unverlöschbar bleibt und oft in noch verschönerter Gestalt und von allem Bösen, mit dem es in der Gegenwart vereint war, befreit, unsrer Phantasie vorschwebt!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Friedrichs Regierung, welche wir der Unpartheilichkeit schuldig waren, gehen wir zu einigem Einzelnen über; denn Alles hier zu sagen, was gesagt werden könnte, würde zu weit führen. Uns genügt, so viel anzudeuten, damit, wer weiter forschen will, sich von Friedrichs Regierungsart einen wahren Begriff machen könne.

Die

Die immer fortgehende Zunahme der Bevölkerung seiner Lande war dem Könige eine besonders angelegene Sache. Auf ihr beruhte der Wachsthum seiner Macht, und da zunehmende Volksmenge allemal Wohlbefinden der Unterthanen voraussetzt, so war deren Bemerkung Friedrich auch deshalb sehr angenehm, weil er durch dieselbe die Richtigkeit der Maximen bestätigt sahe, nach denen er seine Regierung eingerichtet hatte. Er ließ, wie es schon von seinen Vorfahren eingeführt war, jährlich die Einwohner aller seiner Lande zählen, und über den Abgang an Gestorbenen, so wie den Zuwachs an Gebornen, auch über die geschlossenen Ehen Listen halten, deren Vorlegung am Ende jeden Jahrs er mit Ungeduld erwartete. Ging der Zuwachs gut fort, oder machte er gar außerordentliche Fortschritte, so hatte Friedrich wahre landesväterliche Freude, und bezeugte allen denen ein besonderes Wohlgefallen, die durch ihre Einrichtungen auf den guten Erfolg gewirkt hatten. Fand sich dagegen irgendwo eine Stockung, so ruhte der König nicht eher, bis er die Ursachen derselben erforscht, und diesen für die Zukunft möglichst abgeholfen hatte. Man hat die Richtigkeit der dem König vorgelegten Tabellen zuweilen verdächtig machen wollen, weil die in ihnen angegebne

Zunahme der Bevölkerung zu groß schien. Wir hielten aber diesen Verdacht, insofern er auf das Allgemeine geht, für grundlos. Nachläßigkeiten und Irrthümer sind ohne Zweifel bey denselben vorgegangen; diese sind unvermeidlich bey Arbeiten, welche einen so fortgehenden Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnungsliebe so vieler dabey mitwirkenden Unterbedienten, und eine so strenge, nie nachlassende Aufsicht der Obern fodern. Auch mögen zuweilen unter Friedrich die höhern Staatsbedienten, welche diese Tabellen vorlegten, bemüht gewesen seyn, das Erfreuliche in denselben herauszuheben, das minder Angenehme zu verdecken; doch bedeutend konnten die hieraus entstandenen Fehler nicht seyn, dies beweiset das gleichförmige Fortschreiten der Bevölkerung in den natürlichen, auch durch die Erfahrungen andrer Lande bewährten, Verhältnissen, und wir halten uns überzeugt, daß absichtliche Verfälschungen der Friedrich vorgelegten Tabellen nicht vorgegangen sind, denn dazu würde eine einstimmende viele Jahre lang fortdauernde Mitwirkung vieler Menschen nöthig gewesen seyn, die viele Arbeit, Mühe und Sorge hätten übernehmen müssen, um es zu wagen, einen so aufmerksamen Regenten wie Friedrich zu täuschen, wobey sie, im Fall der Entdeckung, dessen harter Ahndung sich aussezten.

Die

Die Volksmenge hat unter Friedrichs Regierung bedeutend zugenommen. Beim Antritt seiner Regierung wurde die Zahl aller Unterthanen auf 2,240,000 geschäzt, und bey ihrem Ende hinterließ er nahe an sechs Millionen. Dieser Zuwachs ist nun allerdings zum Theil durch die neu erworbenen Provinzen (Schlesien 1742, Ostfriesland 1744, und Westpreußen 1772) bewirkt; aber zum großen Theil ist derselbe die Folge der guten Rechtspflege, der Sicherheit des Eigenthums, der unbeschränkten Gewissensfreiheit, welche Friedrich seinen Unterthanen verschaffte, der Konsequenz seiner ganzen Art zu regieren, der mannichfachen Ermunterungen und Belohnungen von Industrie, und des allgemeinen Geistes der Thätigkeit, den er durch sein Vorbild hervorbrachte. Doch würde die Zunahme der Bevölkerung gewiß noch bedeutender gewesen seyn, wäre dieselbe nicht durch die blutigen und verheerenden Kriege, durch den Zwang des Kriegsdienstes auch während der Friedenszeit, endlich durch die oft zu große Einmischung der Regierung in die Thätigkeit der Unterthanen mannichfach gestört worden.

Der natürlichste und sicherste Wachsthum der Bevölkerung ist derjenige, welcher sich allemal na-

täglich ergiebt, wenn die Menschen sich erträglich wohl befinden, denn alsdann kann man gewiß rechnen, daß kein Platz unbebaut bleibt, wo sich ein Menschenpaar nähren kann. Diese natürliche Zunahme setzt nie in Verlegenheit, welche dagegen bey einer plötzlich hervorgebrachten zuweilen unvermeidlich ist; bey jener findet das neu herangewachsene Geschlecht die Plätze von den ihm vorangegangenen gerade dann geräumt, wenn es fähig ist, dieses in allem Betracht zu ersetzen. Die im Lande Gebornen haben Anhänglichkeit an dessen Boden, sind seit ihrer Geburt an Klima und Lebensart gewöhnt, gedeihen deshalb hier besser, als irgend anderswo. Ganz anders verhält es sich mit denen, welche erst im reifen Alter aus der Fremde hinzukommen; diese haben oft aus schlechten Gründen ihre Heimath verlassen, besitzen weder Geschicklichkeit noch Mittel um sich und ihre Familien zu ernähren; es hält bey ihnen schwer, sich zu gewöhnen, zu ihren neuen Mitunterthanen Vertrauen zu fassen und es von ihnen zu erwerben. Es ist sonderbar, daß Friedrich bey seiner großen Einsicht diese auffallenden Vorzüge der natürlichen und innern Zunahme der Bevölkerung nie recht erkannt, dagegen von der Anziehung Fremder sich zu viele Vortheile versprochen, und auf dieselbe sehr bedeutende Kosten

gewandt hat. Freilich konnte das Beispiel der glücklichen Folgen, welche die Aufnahme von Fremden unter seinen Vorfahren gehabt, dazu beitragen, ihm eine günstige Meinung von dieser Art der Volksvermehrung beizubringen. Aber offenbar waren diese glücklichen Folgen in eigenthümlichen Umständen gegründet, ohne deren Wiederkehr auf jene nicht gerechnet werden durfte. Die von dem großen Churfürsten und dessen Nachfolger liebevoll aufgenommenen und unterstützten französischen Protestanten hatten dem Brandenburgischen große Vortheile gebracht, indem sie den Kreis der Einsichten der alten Einwohner erweiterten, sie zu neuer Thätigkeit und zu bisher unbekannter Industrie ermunterten, ihnen überhaupt ein Muster von Sittlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit gaben. Eben so vortheilhaft hatten sich die Pfälzer und Salzburger erwiesen, welche die edle Staatsklugheit der brandenburgischen Regenten aufgenommen, und durch sie besonders dem zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch böse Seuchen ganz verheerten Königreich Preußen neue fleißige Bewohner gegeben hatte. Alle diese Ankömmlinge waren dem größern Theile nach gebildete und vorzüglich sittliche Menschen, welche ihr Vaterland nur um des edelsten Grundes willen, nämlich weil es ihnen Gewissens-

freiheit verſagte, verließen, und dem fremden Lande, das ihnen dieſe und zugleich alle zu ihrem Fortkommen nöthige Unterſtützung nebſt dem Beſitz von Eigenthum zuſicherte, ſehr natürlich mit Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit ergeben ſeyn mußten. Dieſe Koloniſten waren wegen ihres Fortkommens gar nicht verlegen, ſie bedurften nur Freiheit, die mannichfachen Künſte und Gewerbe zu üben, zu denen ſie die Geſchicklichkeit und Fertigkeit mitbrachten. Auch waren ſie meiſtens nicht von allem Vermögen entblößt, und ſo erſezten ſie bald mit Wucher den Aufwand, den ihre Aufnahme dem Staat gemacht hatte. Ganz anders verhielt es ſich mit den Koloniſten, die Friedrich mit großen Koſten aus allen Landen in die ſeinigen zu ziehen bemüht war. Bey dieſen Leuten konnte auf ihren Charakter und ihr bisheriges Betragen gar keine Rückſicht genommen werden, da man ſie gewöhnlich gar nicht, oder wenig vortheilhaft kannte. Die meiſten von ihnen verließen ihr Vaterland, nicht weil ſie in demſelben ungerechten Druck oder unverſchuldete Unannehmlichkeiten erfahren hätten, ſondern blos deshalb, weil ſie in dem neuen unbekannten Lande mit mehr Behaglichkeit und in Müßiggang zu leben hofften; einige, weil ſie wegen ſchlechter Aufführung, oder gar wegen Verbrechen,

brechen, in der Heimath nicht bleiben konnten. Die solchen Kolonisten zugesicherten Vortheile bestanden gewöhnlich in ihnen angewiesenem Lande, in geschenkten Baumaterialien oder neu aufgebauten Häusern, in geschenktem Vieh und Getreide zur Saat, auch wol Bedarf bis zur nächsten Erndte, in geschenkten Werkzeugen zum Ackerbau oder zu andern Gewerben, in baaren Geldzuschüssen, und endlich auch in Befreiung von Abgaben und vom Militairdienst auf gewisse Jahre oder einige Generationen. Diese Vortheile schienen den meistens sehr dürftigen und eben so einfältigen [2]) Kolonisten so groß, daß sie gar nicht daran dachten, wie ihr Fortkommen bey aller Unterstützung doch vorzüglich auf ihrem eigenen Fleiße und ihren mit Einsicht geleiteten nützlichen Unternehmungen beruhe. Die meisten dieser Leute ergaben sich der Trägheit und jeder Art von Liederlichkeit, machten sich den alten Landeseinwohnern gehäßig, und wurden ihnen durch Betteley und Diebstahl höchst lästig,



2) Man hat wirklich unter ihnen so Einfältige gefunden, welche sich erkundigten, wo denn die Leute seyen, die das ihnen geschenkte Land für sie bearbeiten würden, da es ihnen nicht einfiel, daß dies von ihnen selbst geschehen müsse, indem sie im Ernst nur zur Vermehrung der Bevölkerung berufen zu seyn glaubten.

bis sie endlich sich gezwungen sahen, ihre elenden, tief verschuldeten Hütten zu verlassen, und vielleicht in andern preußischen Provinzen sich noch einmal als Kolonisten annehmen ließen, dort abermals dieselben Vortheile erschlichen und die gleiche Laufbahn mit gleich unglücklichem Erfolge noch einmal endigten 3). So haben die vielen unter Friedrich angezogenen Fremdlinge dem Lande wenig oder gar keine Vortheile gebracht, vielmehr durch das gegebne böse Beispiel wol gar die alten Einwohner verdorben, oder ihnen mannichfachen Nachtheil zugefügt 4). Mit Gewißheit darf man annehmen, daß Friedrich nie erfahren habe, wie übel es mit vielen seiner Kolonisten-Anlagen gegangen sey; die Errichtung derselben wurde ihm angezeigt, aber natürlich eilte Niemand, um ihn von deren allmähligem Verfall und endlich gänzlichem Eingehen zu

3) Der Verfasser erinnert sich in solchen Kolonisten-Dörfern gewesen zu seyn, nachdem kaum zwanzig Jahre nach deren Errichtung verflossen waren, und doch fand er in manchen Häusern schon das vierte den vorher gegangnen ganz fremde Geschlecht.

4) Es versteht sich ohne unser Erinnern, daß in dieser Schilderung immer nur von der Mehrzahl die Rede ist. Auch unter Friedrich sind Fremdlinge ins Land gezogen, die brave, fleißige Leute waren, und die sich dem Lande nüzlich bewiesen haben.

nterrichten. Die Kolonisten-Dörfer würden in den
isten immer als bestehend aufgeführt, wenn gleich die-
en erste Bewohner sich verlaufen hatten, und schon
ehr als Einmal durch neue ersezt waren. Dieß
t begreiflich, und ein neuer Beweis, wie auch
er aufmerksamste Regent nicht immer von dem
irklichen Zustande der Dinge in seinen weitläuf-
igen Landen Kenntnisse hat. Aber unbegreiflich
t es uns immer gewesen, daß dieser König gar
ade zwey Arten neuer Unterthanen, die
ich von selbst darboten, und von deren Unterstü-
ung der sicherste Erfolg gehofft werden konnte,
o wenig benuzt hat. Diese waren: erstlich,
ie jüngern Söhne sowol der Bauern
ls Handwerker, denen ihre Eltern nicht ge-
ug Land oder sonstiges Vermögen hinterließen,
m ein nüzliches Gewerbe anfangen zu können.
Diesen wäre oft mit einer mäßigen Unterstüzung
eholfen gewesen, und sie würden dieselbe gewiß
oeit besser als Fremdlinge vergolten haben; aber
eztere hatten in den Kolonisten-Dörfern immer den
Vorzug vor den ersten, weil die Eingebornen zwar
icht gerade ganz ausgeschlossen, aber doch immer zu-
ückgesezt waren. Zweitens würde es sehr wich-
ig gewesen seyn, die Kinder der im Aus-
ande geworbenen Soldaten durch ihnen

gegebne Unterstützung dem Lande zu gewinnen, in dem sie geboren waren; die meisten würden gewiß die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit mit dankbarer Ergebenheit gelohnt haben. Unstreitig hätten viele solcher erhaltenen Soldatenkinder freiwillig den Stand der Väter erwählt, und dadurch beigetragen, die Ergänzung des Heers auf eine dem Lande minder drückende Art zu bewirken. Statt von den Soldatenkindern diesen großen Vortheil zu ziehen, ließ man sie in den meisten Garnisonstädten in Elend und Dürftigkeit umkommen, ein Anblick, der den Eltern ihre Lage noch trostloser machen mußte, und der Jeden, der ihn hatte, mit Wehmuth erfüllte. Wir wissen auch hier, um Friedrich zu entschuldigen, nichts anders zu sagen, als daß er auf diese Gegenstände nicht aufmerksam gemacht sey, und daß sie seiner eignen Beobachtung zu fern lagen. Es ist in großen Staaten schlechterdings unmöglich, daß auch von dem aufmerksamsten Herrscher Alles und Jedes bemerkt werde. Erwägt man den unermeßlichen Umfang der Thätigkeit Friedrichs, so kann man sich nicht wundern, daß Manches ihr entgangen sey. Doch müssen wir zur Ehre des preußischen Militairs noch bemerken, daß die Kommandeurs mancher Regimenter und Kompagnien die Erhal-

altung und Erziehung verlaſſener Soldaten-Kin-
r ſich mit Eifer und eignem Aufwande angelegen
yn ließen *). Der König bezeugte hierüber,
oft es ihm angezeigt wurde, ſein Wohlgefallen,
ber ſelten, vielleicht nie, hat er, was die Men-
henliebe des Privatmanns begonnen hatte, aus
en öffentlichen Fonds bedeutend unterſtüzt. Wir
alten es für Pflicht, auf Unvollkommenheiten die-
r Art aufmerkſam zu machen, die unter einem
Regenten von ſo hoher Einſicht, ſo edlen Abſichten,
nd ſo raſtloſer Thätigkeit dennoch möglich gewe-
en ſind, und die in großen monarchiſchen Staaten
mmer vorkommen werden, deren Regent ſich in
eine Selbſtherrſchaft nicht einreden läßt, und in
elchen keine angemeſſene Verfaſſung feſt beſtimmt
at, wie in geſetzlicher Art auch auf die in alt
ergebrachten Einrichtungen liegenden Gebrechen
auf-

*) Die Armee hat, wie wir gewiß wiſſen, dieſer Edlen mehrere gehabt; wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, wenigſtens den Namen Eines derſelben, den wir perſönlich gekannt, in unſerm Geſchichtbuche aufzubewahren. Dieſer war der Generalmajor von Scholten zu Treuenbrietzen in der Mark, der mit vielem Eifer und großer Einſicht für das Aufkommen der Kinder ſeines Regiments ſorgte. Ihm verdankt das Vaterland manchen braven Mann, der ohne ſeine Fürſorge umgekommen wäre.

aufmerksam gemacht und ihre zeitgemäße Verbesserung befördert werden kann. Wir achten es um so mehr für Pflicht, solche Dinge zu bemerken, da es unsers Geschichtbuchs edle Bestimmung seyn soll, nicht nur das Große und Gute, das Friedrich gethan hat, sondern auch dasjenige anzudeuten, was zu thun er seinen Nachfolgern übrig gelassen hat.

Der immer bleibende feste Grund des Wohlstandes eines jeden Landes ist der Landbau. Seine Produkte allein sichern gegen ungünstige Zufälle der Natur, welche Mangel herbeiführen könnten, und machen ein Land von andern Staaten unabhängig. Dieses wußte Friedrich recht gut, und Alles, was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues im weitesten Umfange des Worts gereicht, beförderte er mit nie nachlassendem Eifer. „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Landwirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernstlich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren „Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und „Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, „oft misverstanden, manche davon aus Unwissenheit für unausführbar gehalten und deshalb nur „als Launen des großen Monarchen betrachtet, „über

ber deren Ausführung man ſich wohl gar erlaubte, zum ein Blendwerk vorzumachen. Daher das fehlſchlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, en Friedrich zuweilen von dem Fah, was ſelbſt nter ſeinen Augen geſchehn war; daher, daß r in der lezten Zeit die Hoffnung zu einer blü enden Landkultur aufzugeben ſchien und eine Vor ebe für das Manufakturweſen bekam, und ſolches nun ſogar auf Koſten des Landbaues begün igte. Seine frühere Tendenz war dieſes nicht.“ es iſt das Urtheil eines der befugteſten Richters dieſem Fache 6), das wir gern zu den unſern ma n, weil wir es durchaus gegründet halten. iedrich wandte ſehr bedeutende Summen daran, n moraſtige bisher unbebaute Gegenden urbar machen, um in denſelben auf ſeine Koſten neue ohnungen und ganze Dörfer erbauen zu laſſen. Unter allen Meliorationen,“ ſagt der eben genann Schriftſteller, „glückte keine beſſer als dieſe, und vielleicht fühlte ſich der große König nie be riedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder bruchs ſtehend, ſagte: Ich habe eine Pro inz gewonnen.“ Die Bewohner des neuge wons

6) des Herrn Staatsraths Thaer, ſ. deſſen Möglinſche Annalen der Landwirthſchaft. Berlin. 1817. Erſter B. 1ſtes St. S. 10.

wonnenen Landes, einheimische oder fremde, sezte er durch Geld oder jede andere Unterstützung in den Stand, den Anbau des ihnen zugetheilten Landes zu unternehmen. Er ermunterte zu Theilung der Gemeinheiten und belohnte Alle, welche den Bauer zu dieser bessern Benützung des Eigenthums, die er für vorzüglich wichtig hielt, geneigt machten und seine Vorurtheile gegen dieselbe überwanden. Auf seinen Domainen beförderte er durch neu angelegte Vorwerke die Kultur derselben; dem Adel gab er sehr bedeutende Summen, entweder als Geschenk, oder als Darlehn auf lange Zeit ohne Zinsen, damit derselbe seine Güter verbessern könnte. Bisher noch nicht versuchte Fruchtarten oder Verbesserungen des Viehstandes suchte er in seinen Landen einzuführen. Friedrich ist unter allen deutschen Regenten der erste gewesen, der die Idee faßte, die einländische Schaafzucht durch die Einführung fremder edlerer Raçen zu verbessern. Schon 1748 ließ er zu diesem Zweck eine Parthie spanischer Böcke kommen, und wiederhölte dieses in der Folge 7) mehrmals. Wenn gleich

7) Diese uns bisher unbekannte Thatsache haben wir erst ohnlängst aus Herrn Thaers Möglinschen Annalen der Landwirthschaft, Berlin 1807. (Th. 1. St. 1. S. 10.) gelernt, und erzählen sie auf die gewiß vollgültige Autorität des von diesen Sachen un-

ich durch Fehler der Aufsicht die bezielte Verbe
ung der Schaafzucht damals mißlang, behielt
h Friedrich bis ins Alter diese wichtige Sache im
ge, und noch 1783 ließ er aus Spanien, Eng
d und Afrika Böcke und Mutterschaafe kommen,
der Absicht, eine Stammschäferey zu gründen,
ch welche die Schaafzucht veredelt werden sollte.
r Landmann wurde unter Friedrich durch aus
ezte Prämien aufgefodert, Versuche aller Art
machen und seinen eignen Wohlstand zu ver
hren. Jede Bemühung im landwirthschaftlichen
che, die der König erfuhr, wurde durch Belohn
ng ausgezeichnet, aber er machte gewöhnlich bey
uen Vorschlägen zur Bedingung, daß die Aus
hrbarkeit praktisch bewährt sey, und er wußte
n gründlichen Mann vom leichtsinnigen Pro
jekt

unstreitig wohl unterrichteten Mannes. Man hat bisher die fast zwanzig Jahre später 1765 nach Sachsen gekommenen spanischen Schaafe für die ersten in Deutschland gehalten. Allerdings gebührt aber diesen später gekommenen sächsisch-spanischen Schaafen der Ruhm, zur Verbesserung der Schaafzucht in Sachsen und dem nördlichen Deutschland überhaupt, das Meiste beigetragen zu haben, weil für ihre Erhaltung und Fortpflanzung besser, als im Preußischen gesorgt wurde. Aber Friedrich bleibt die Ehre, der erste deutsche Regent zu seyn, der auf diese so höchst wichtige Verbesserung unsrer Viehzucht gedacht hat.

jektmacher, meistens sehr gut zu unterscheiden. Kein wirklich nüzlich scheinender Vorschlag wurde von Friedrich abgewiesen, und er hörte nicht auf die Stimme derer, welche nichts als das Herkommen und bisherigen Gebrauch gegen Neuerungen einwenden konnten. Doch hörte er bald auf Kosten anzuwenden, wenn sich zum guten Erfolg nicht wahrscheinliche Hoffnung zeigte.

Männer, die seine Absichten zur Vervollkommnung der Landwirthschaft mit Thätigkeit und Einsicht beförderten, wurden von ihm vorzüglich geachtet. Der wichtigste Staatsdiener dieser Art, welchen er je gehabt, ist vielleicht der Geheime Finanzrath von Brenkenhof gewesen, ein Mann von originellem Geist, der ohne alle wissenschaftliche Bildung bewiesen hat, was natürliches großes Talent und eine unabläßig auf eine Gattung von Gegenständen gerichtete Aufmerksamkeit, verbunden mit rastloser und von allem Eigennuz entfernter Thätigkeit vermögen. Friedrich gebrauchte diesen Mann zu Wiederherstellung der durch den siebenjährigen Krieg ganz verödeten Provinzen Neumark und Pommern, und dann zum Anbau des ihm angefallenen sehr verödeten Theils von Polen, besonders des Netzdistrikts, wo Brenkenhof

durch

urch Verwandlung moraſtiger wüſter Gegenden in lühende Fluren ganz neue Schöpfungen hervorrachte, und durch Einführung neuer Fruchtarten, nd bisher unbekannter Gattungen von Vieh, mit leberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, große Verdienſte erwarb. Friedrich ſelbſt ſagte, es gehöre nter die Vorzüge ſeiner Regierung, einen Diener ie Brenkenhof gehabt zu haben [8]). Friedrich wollte,

8) Franz Balthaſar Schönberg von Brenkenhof war 1723 im Saalkreiſe geboren. Er kam früh an den Hof zu Deſſau, und wurde vom Fürſten Leopold mit väterlicher Liebe, aber großer, ihn abhärtender Strenge erzogen; bald wurde er der Liebling dieſes Fürſten, und deſſen Lande ſehr nützlich. Während des ſiebenjährigen Krieges erwarb er durch Lieferungen großes Vermögen, das er zu ökonomiſchen Anlagen verwandte; er erhielt auch Gelegenheit, dem König vortheilhaft bekannt zu werden. Nach dem Kriege trat er in deſſen Dienſte, zuerſt im Militair-, dann im Finanzfach; in lezterm leiſtete er die bemerkten großen Dienſte und iſt 1780 geſtorben. Ueber dieſen äußerſt merkwürdigen Mann verdient geleſen zu werden: „Leben von „Brenkenhof. Leipzig 1782.“ Der Verfaſſer iſt Meißner, der nach Brenkenhofs eigenen hinterlaſſenen Papieren ſehr intereſſante Nachrichten giebt, mit denen noch diejenigen verglichen zu werden verdienen, welche von Benkendorf in dem Pommerſchen und Neumärkſchen Wirth Band 11. 1tes Stück gegeben hat, und welche wegen größern Details dem Oekonomen vielleicht noch lehrreicher ſeyn werden.

wollte, daß der Bauer bey ſeinem Eigenthum, bey den Rechten, die er von Alters her beſaß, und in der freyen Aeußerung ſeiner Kräfte geſchüzt werde. Wenn er für irgend eine Klaſſe ſeiner Unterthanen je partheiiſch war, ſo war er es für den Bauer, und er glaubte ſogar, daß er dieſes ſeyn müſſe, weil er dafür hielt, daß die höhern Stände ihr Anſehn und ihre beſſern Kenntniſſe oft benuzten, um den Bauer in ſeinen Rechten zu beeinträchtigen und ihm neue Laſten aufzubürden, wogegen dann bey den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hülfe gefunden würde, weil dieſe entweder ſelbſt zu der höhern Klaſſe gehörten, oder doch mit derſelben in weit engerer Verbindung, als mit dem Bauer ſtänden. Aus dieſen Gründen glaubte alſo Friedrich, daß er es der unterſten Klaſſe ſeiner Unterthanen ſchuldig ſey, den Angelegenheiten derſelben eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit zu widmen, und dadurch die Vortheile etwas aufzuwiegen, welche den mehr Begünſtigten zugefallen wären. Wenn er hierdurch zuweilen wirklich partheiiſch wurde, und für die Klagen der Bauern noch eher entſchied, ehe er ihre eigenen und der Gegner Gründe gehörig vernommen hatte; ſo iſt er, wie

ge-

Durch dieſe Schriften lernt man Friedrichs lebhafte Theilnahme an ökonomiſchen Verbeſſerungen, und ſeine eigenthümliche Art zu handeln in dieſem Fach gut kennen.

eſtehen es, uns in dieſer Partheilichkeit doch wirk-
ich ehrwürdig, da er als Landesvater ſich vorzüglich
u den Unterthanen hinneigte, welche das Schickſal
i die größte Entfernung von ihm geſtellt hatte, und
elche, jedes andern Vorzugs entbehrend, ſeines
chutzes am meiſten bedurften. In der That wurde
uch die wohlthätige Abſicht des Königs im Ganzen
reicht; man hat nirgends ſo wenig, als in den
reußiſchen Landen unter Friedrichs Regierung von
uffallender beſondrer Bedrückung und Zurückſetzung
es Bauern gegen die höhern Stände gehört. Doch
eſchränken wir dieſes mit Bedacht auf beſondere,
uffallende Bedrückungen; die Lage des Bauern
berhaupt gegen den Staat und gegen ſeine Guths-
erren wurde unter dieſem Könige im Weſentlichen
icht geändert; ſie war bey Antritt ſeiner Regierung
i den verſchiedenen Provinzen ſehr verſchieden, und
t es unter ihm geblieben. In keiner dieſer Provin-
en war zwar der Bauer für ſeine Perſon leibeigen,
r gehörte auch da, wo ſeine Lage die härteſte war,
um Guthe, und konnte nur mit dieſem an einen an-
ern Beſitzer übertragen werden 9); aber in der



9) Die perſönliche Leibeigenſchaft des Bauern, welche in dem Herzogthum Preußen, nach polniſcher Art, zu der Zeit noch beſtand, als dieſes Land an das bran-
den-

Mark Brandenburg, in Pommern, Preußen, Schleſien und den meiſten weſtphäliſchen Provinzen war die perſönliche Freiheit des Bauern, ſeine Fähigkeit, ein Eigenthum zu beſitzen und daſſelbe auf Andere überzutragen, mannichfach beſchränkt. Er war zu Dienſtarbeiten aller Art, oft harten und ungemeſſenen, nach willkührlicher Beſtimmung des Guthsherrn, verpflichtet; der Ertrag ſeiner Arbeit wurde durch Abgaben jeder Art, die er bald in Produkten, bald in deren Geldwerth entrichtete, geſchmälert, und jede ihn und die Seinigen betreffende Veränderung war mit Abgaben belaſtet. Dabey war er in Rechtsſtreitigkeiten, ſelbſt über ſeine Verbindlichkeiten gegen den Guthsherrn, dem Ausſpruche der von dieſem ernannten und von ihm ganz abhängigen Richter unterworfen. Ganz anders war in allen dieſen Dingen der Zuſtand des Bauern in einigen andern Provinzen, in dem Magdeburgiſchen, in dem Halberſtadt-Hohnſteinſchen, in Oſtfriesland und in den an den Rhein gränzenden Ländern. Hier war der Bauer freyer Beſitzer ſeines Eigenthums, und hatte bey ſeinen Verfügungen über

daſ-

denburgiſche Haus kam, war ſchon von König Friedrich Wilhelm I im J. 1717 völlig abgeſchafft, und an ihre Stelle eine ſogenannte Erbunterthänigkeit getreten, welche indeß immer noch ein ſehr drückendes Verhältniß blieb.

daſſelbe nicht fremde Einrede zu fürchten; wenn er einige Natural- oder Geld-Abgaben entrichten mußte, ſo waren dieſe mäßig und beſtimmt, auch Frohndienſte, wo ſie noch beſtanden, waren gemeſſen, und durften nicht über ihre geſetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In dieſen Provinzen genoß der Bauer der Früchte ſeines Fleiſſes, und man fand hier bey ihm wirklich hohen Wohlſtand und auch verhältnißmäßige geiſtige Bildung. Dieſer Zuſtand war eben ſo wenig ein Verdienſt Friedrichs, als der härtere Zuſtand, worin ſich der Bauer in andern Provinzen befand, ſeine Schuld; beides wurde von ihm gefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verſchlechtern, noch das Böſe zu verbeſſern. Wir glauben dieſes als einen Beweis anführen zu dürfen, daß dieſe Gattung von Regierungs-Geſchäften ihn überhaupt nicht hinlänglich intereſſirt habe, um ihnen die Aufmerkſamkeit zu widmen, der ſie doch ſo ſehr würdig waren, und daß dies ſo geweſen iſt, müſſen wir gar ſehr bedauern, denn wie Vieles wäre nicht in dieſer Hinſicht noch zu thun geweſen, um den Zuſtand dieſer achtbaren Klaſſe von Menſchen zu verbeſſern! Aber wie wenig Friedrich hieran gedacht habe, erhellet ſchon allein aus dem Umſtande, daß die Verhältniſſe der Domainen-Bauern, welche doch einen ſo großen Theil aller

Bauern ausmachten, und durch deren Verbesserung, die allein von ihm abhing, der Regent als Gutsherr ein so gutes Beispiel hätte geben können, so viel wir wissen, unter Friedrichs Regierung gar keine Verbesserung erhalten haben. In allen Provinzen, sowohl in denen, wo der Bauer sehr gedrückt war und nur ein sehr beschränktes Eigenthum besaß, als auch in denen, wo sein Zustand milder war, lastete nun außerdem auf ihm vorzüglich die Verpflichtung zum Militairdienst mit allen ihren drückenden Folgen, die wir beschrieben haben; neben dieser war die Verbindlichkeit zu allen herrschaftlichen Fuhren und zum Vorspann, um landesherrliche Diener auf ihren Dienstreisen weiter zu bringen, eine Last, welche durch den aller Vorschriften ohngeachtet immer unvermeidlichen Misbrauch den Bauer ganz ungemein drückt, und ihn oft in den dringendsten Feldarbeiten unterbrach. Diesen Ursachen ist es vorzüglich beizumessen, daß der Bauerstand unter Friedrichs Regierung, trotz aller Fürsorge dieses Königs, in vielen Provinzen nie eines besondern Wohlstandes genossen hat, und der Ackerbau nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig gewesen wäre, wenn er von weniger gedrückten Menschen wäre betrieben worden.

Friedrich war auch bemüht, der Erde alle Schätze abzugewinnen, welche sie in ihrem Schooß verbirgt, und

und dieſe beſtens zu benutzen, doch hat er ſich mit dem Bergbau erſt vorzüglich in den ſpätern Zeiten beſchäf-tiget. Früher zog ihn ſeine ſtets auf die politiſchen Verhältniſſe gerichtete Aufmerkſamkeit, und die Aus-bildung der Armee, welche ſo viele Zeit und Thätig-keit foderte, auch die Kriege, die er führen mußte, von nützlichen Gegenſtänden dieſer Art zu ſehr ab. Erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde ein eignes Bergwerks- und Hütten-Departement geſtiftet, und 1768
mit dem General-Direktorium verbunden. Friedrich berief nach einander zwey Fremde in ſeinen Dienſt, die in dieſem Fache großen Ruhm erworben hatten, Waitz, Freiherr von Eſchen, aus Heſſen [10]),



10) Waitz, Freiherr von Eſchen, war 1698 zu Gotha geboren; 1723 trat er in Dienſte des Landgrafen Carl von Heſſen, und hat um dieſes Land große Verdienſte erworben, durch die er bis zu den höchſten Staatswür-den emporſtieg. Die einträglichen, heſſiſchen Salzwerke ſind ſeine Schöpfung. 1757 wurde er Staats-Miniſter, und milderte durch ſeine Klugheit merklich das harte Schickſal, welches Heſſen während des ſiebenjährigen Krieges betraf. Schon früh war Waitz dem Könige vortheilhaft bekannt geworden, und von demſelben ei-nige Male berufen, um ſeinen Rath bey wichtigen neuen Unternehmungen zu benutzen. Schon bejahrt fand ſich Waitz bewogen, die heſſiſchen Dienſte zu verlaſſen; Friedrich nahm ihn ſehr erfreut in die ſeinigen auf, und ernannte ihn 1773 zum wirklichen Staatsminiſter und Oberberghauptmann. Er bewies ihm unbegränztes

Ver-

und den Freiherrn von Heinitz aus Sachsen [11], denen er die obere Leitung des Bergwerks- und Salzwesens mit großem Vertrauen übergab. Ersterem, der erst in hohem Alter in preußischen Dienst trat, blieb nicht die Zeit, das Gute zu bewirken, was er vor-

Vertrauen und schrieb ihm ausdrücklich: „Da er von „diesen Angelegenheiten keine sonderliche Kenntniß habe, „so überlasse er es ihm ganz, dieselben nach seiner besten „Beurtheilung zu reguliren.“ Waitz starb 1776.

11) Freiherr von Heinitz war 1725 in Sachsen geboren. Ein talentvoller, durch gründliches Studium aller Naturwissenschaften, auch durch Reisen in Schweden, Ungarn und andern Landen sehr ausgebildeter Mann, von edlem Charakter, der alles Gute eifrigst beförderte. Er war zuerst in sächsischen, dann in braunschweigischen Diensten Vice-Berghauptmann zu Clausthal, wo er während der schwierigen Zeit des siebenjährigen Krieges zur Erhaltung des Harzes wichtige Dienste leistete. 1776 kam er nach Berlin und wurde von Friedrich als Staatsminister und Chef des Berg- und Hütten-Departements angestellt. Das preußische Bergbauwesen verdankte Heinitz bald eine sehr verbesserte Einrichtung. Wir können hierfür das Zeugniß eines gewiß unpartheiischen Kenners anführen. Wie während der letzten Kriege der ganze Harz unter französische Gewalt gekommen war, urtheilte der sehr unterrichtete General-Direktor Villefosse, nachdem er alle Bergwerke des Harzes auf das Genaueste untersucht hatte, daß keine derselben nach bessern Grundsätzen verwaltet wären, als die preußischen. Dies war Heinitzens Werk, der seine ruhmwürdigen Bemühungen auch noch unter Friedrichs II Nachfolgern fortgesetzt hat, und 1802 gestorben ist.

orhatte; aber dem leztern verdankt der preußische Bergbau den blühenden Zustand, durch welchen er sich ald vor dem anderer Länder, in denen er zum Theil hon seit längerer Zeit betrieben war, auszeichnete.

Mit dem Forstwesen war es gleicher Fall. Dessen Verbesserung beschäftigte den König zwar schon gleich eim Anfange seiner Regierung; schon im Jahre 1740 vurden einige wichtige Verbesserungen gemacht, aber achher wurde die Sache gewissermaaßen vergessen, und rst nach dem siebenjährigen Kriege konnte diesem Fache die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet werden, welche bis zu den lezten Regierungsjahren Friedrichs durch wichtige Verbesserungen bewiesen wurde *).

Eine ganz vorzüglich angelegene Sorge war es dem Könige, den Preis derjenigen Lebensmittel, die zum Unterhalt des arbeitenden Volks vorzüglich dienten, immer in einem solchen Gleichgewicht zu erhalten, daß gänzlicher Mangel und dadurch Hunger und böse Krankheiten von seinen Landen abgehalten würden, von der andern Seite aber, daß diese Preise auch nie so tief herabsänken, um den Erbauern der für den Unterhalt nothwendigen Früchte nicht zureichenden Ersatz der angewandten Mühe und Kosten, und dadurch Ermunterung zu Fortsetzung ihrer Arbeit zu



*) Interessante Nachrichten hierüber findet man in einer lehrreichen Zeitschrift: „Annalen der Forst- und Jagdkunde. Marburg und Cassel 1816, im 4ten Bde.“

gewähren. Friedrich hielt mit Recht das Lezte für ein eben so großes Uebel, wie das Erste, und er hat bey sehr wohlfeilen Preisen auch wol die Einfuhr fremden Getreides verboten. Natürlich ist dieses nur in sehr seltnen Fällen und auf ganz kurze Zeit nöthig geworden, weil Niemand Getreide nach einem Lande führen wird, wo dasselbe im Ueberfluß und daher im niedrigen Preise ist. Oefterer wurde es nöthig, dem zu hohen Steigen der Preise und dessen verderblichen Folgen zu wehren. Die Mittel, welche Friedrich in dieser Absicht anwandte, waren Fruchtsperre und Magazine. Sobald die Preise über das Gewöhnliche hinauf zu steigen schienen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich im Publikum verbreitete und festsezte, wurde die Ausfuhr des Getreides aus dem Lande bey strenger Strafe verboten, und alle Ausgänge an den Gränzen waren mit Zollbedienten, auch wol mit Militair besezt, um jedes heimliche Hinausbringen des Getreides zu verhindern. Die seit Friedrichs Zeit und zum Theil noch während derselben angestellten umständlichen Untersuchungen scharfsinniger Beobachter, auch mehr harte Erfahrungen, haben endlich zu der Ueberzeugung geführt, daß, ganz außerordentliche Umstände ausgenommen, dieses Mittel nicht das rechte sey, weil die Fruchtsperre nur in höchst seltenen Fällen, und immer nur

auf

uf ſehr kurze Zeit, dem Uebel wehren und hohe
)reiſe herunter bringen könne, dagegen ſie dies in
:r Regel nicht bewirke, vielmehr in ſehr vielen Fäl-
n die Preiſe noch mehr in die Höhe bringe, weil
urch die Sperre die Meinung von wirklich vorhan-
enem Mangel des Getreides oft erſt hervorgebracht,
llemal aber durch dieſelbe befeſtiget wird, dieſe
Meinung aber alles wirklich vorhandene Getreide zu-
ückhält, da der einländiſche Eigenthümer zum Ver-
auf noch immer theurere Preiſe abwartet, aus dem
luslande aber gewiß nicht in ein Land Getreide ge-
racht wird, aus welchem daſſelbe wieder auszufüh-
:n nicht erlaubt iſt. Dieſen Erfolg haben auch die
)on Friedrich verfügten Fruchtſperren gehabt; auch
)at er dieſelben nie in allen ſeinen Staaten zugleich
und nie auf ſehr lange Zeit verordnet. Aber daß es
doch zuweilen geſchahe, und man nie wußte, wann
es geſchehen werde, daß der Wechſel der Fruchtpreiſe
von der Regierung mit einer ihre Beſorgniſſe anbeu-
tenden Aufmerkſamkeit beobachtet, daß die vorhan-
denen Vorräthe öfters genau unterſucht und aufge-
zeichnet, auch den Eigenthümern die Aufbewahrung
eines Theils ſolchen Vorraths zur Pflicht gemacht
wurde, — dies Alles hatte üble Folgen, und brachte
oft in das Steigen und Fallen der Getreidepreiſe eine
unnatürliche und ſehr ſchädliche Verwirrung.

Ein

Ein weit angemeßneres und wirksames Mittel, um Mangel und Hungersnoth von seinen Landen abzuhalten, bestand in der Anlage großer Magazine, für welche Friedrich, so oft die Preise sehr geringe standen, sowohl im eigenen Lande, als in dem nahen und fernen Auslande ansehnliche Vorräthe ankaufte, die er, so lange die wohlfeile Zeit dauerte, aufbewahren, sobald aber die Preise merklich zu steigen anfingen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich verbreitete, für einen billigen Preis verkaufen ließ. Hierdurch wehrte er in wohlfeiler Zeit dem zu tiefen Sinken, und in theurer Zeit dem zu hohen Steigen der Getreidepreise. Einige dieser Magazine waren allein für die Armee bestimmt, um theils bey entstehendem Kriege wegen der Lebensmittel nicht gleich anfangs in Verlegenheit zu kommen, theils in Friedenszeit den Soldaten immer das Brod für einen Preis zu liefern, der mit seinem Solde im Verhältniß stand.

Neben diesen Militair-Magazinen waren die Land-Magazine, welche nur dann geöffnet wurden, wenn die Getreidepreise zu einer beträchtlichen, die gewöhnliche überschreitenden Höhe gestiegen waren. Die bedürfenden Unterthanen erhielten dann für einen etwas geringern, als den Marktpreis, nicht nur das

Brod-

Brodkorn, sondern auch dasjenige Korn, was sie zur Saat nöthig hatten, damit sie ihre Wirthschaft mögchst im Gange erhalten konnten. Um aber zu erreichen, daß die gesammelten Vorräthe wirklich nur em wahren Bedürfniß der Unterthanen zu Gute käen, nicht aber von der Gewinnsucht genuzt werden möchten, um das Eingekaufte wieder theurer zu verkaufen, waren bey dem Magazinverkauf einige beschränkende Einrichtungen unumgänglich nöthig; so mußte z. B. das Bedürfniß eines Unterthan, der kaufen wollte, von der Obrigkeit bescheinigt, und die Größe und Dauer des Bedürfnisses nach vorgängiger Untersuchung nachgewiesen werden. Damit auch nicht die für des Landes Nothdurft gesammelten Vorräthe demselben entzogen und ins Ausland verführt werden könnten, war mit Eröffnung der Magazine Sperre aller Ausfuhr allemal verbunden, und man fand dieses unumgänglich nöthig, weil keine Vorsicht die Unterschleife bey dem Verkauf an nur angeblich, nicht wirklich bedürftige Unterthanen ganz verhindern konnte. Ueber Alles dieses bestanden zweckmäßige sehr bestimmte Einrichtungen, und durch alle diese Mittel wurde bewirkt, daß unter Friedrichs Regierung die preußischen Lande nie durch Hungersnoth, auch nur selten durch sehr hohe Preise gelitten haben. Dies ist gewiß ein großer Ruhm während eines so

lan-

langen Zeitraums! Wir zweifeln sehr, daß derselbe wie Einige geglaubt haben, durch eine ganz unbeschränkte Freiheit des Getreidehandels eben so sicher erreicht seyn würde, wenigstens so lange nicht in allen andern Landen eine gleiche bestanden hätte.

Friedrich hat einen Zeitpunkt erlebt, während dessen fast in ganz Deutschland, auch in einigen benachbarten Landen, der Mangel an den nothwendigsten Nahrungsmitteln zu einer Höhe gestiegen war, von welcher die neuere Geschichte wenig ähnliche Beispiele kennt. Auch die fruchtbarsten Lande litten durch Hungersnoth auf eine wirklich furchtbare Art, und die Errichtung von Friedrichs Magazinen zeigte sich damals in ihrer ganzen Wohlthätigkeit. In den der Theurung zunächst vorhergehenden beiden Jahren, da nach überaus ergiebigen Erndten die Preise ganz ungemein gefallen waren, und fast keine Regierung an das Aufhäufen und Verwahren des Ueberflusses dachte, ließ Friedrich, sowohl in seinen Landen, als in dem nahen und fernen Auslande, die vorhandenen großen Vorräthe aufkaufen, und sobald die Theurung eingetreten war, ließ er die Magazine öffnen und das Getreide zu billigen Preisen verkaufen, die dennoch den beim Einkauf gemachten Aufwand reichlich ersezten, und immer neues Anfüllen der Magazine

ızine faſt ohne neue Koſten möglich machten. Dieſe eiſe Vorſicht und ihre ſo glücklichen Folgen fiel Al- n in die Augen und wirkte Bewunderung; ſie gab ielen zuerſt die Idee, daß eben der König von reußen, den man bisher als großen Feldherrn be- undert hatte, auch ein Regent von ungemeiner eisheit ſey [12]). Während in den von Natur uchtbarſten Landen Tauſende des furchtbarſten Hun- ertodes ſtarben, und eben ſo Viele an böſen Krank- eiten, den unvermeidlichen Folgen kärglicher und chlechter Nahrungsmittel, erlagen, waren im Preu- iſchen die Getreidepreiſe mäßig, und, wenn gleich as Gewöhnliche überſteigend, doch auch dem dürfti- en Manne noch erſchwingbar; kein Menſch in Preu- en iſt durch Hunger oder deſſen Folgen umgekommen. Ein Ruhm, den, wenigſtens in dieſem Grade, kaum noch in anderes deutſches Land damals erworben hat [13]).

Wenn

12) Nicolai erzählt (S. Anekdoten I. Vorrede Seite 15), daß es ihm ſelbſt ſo ergangen ſey.

13) Ein würdiger Zeitgenoſſe Friedrichs, der weiſe Regent eines der kleinſten deutſchen Lande, Fürſt Johann Friedrich Alexander von Neuwied (nach mehr als funfzigjähriger rühmlicher Regierung 1791 geſtorben), iſt, ſo viel wir wiſſen, der einzige, nebſt Friedrich, dem es gelang, auch von den Seinigen die Hun-

Wenn gleich Friedrich, wie billig, zunächst und vorzüglich für die Bedürfnisse der eignen Unterthanen sorgte, und, wenn er den Zweck seiner mit Sorge und großem Aufwande gefüllten Magazine erreichen wollte, deshalb nothwendig die Ausfuhr sperren mußte; so dachte er doch zu menschlich, um nicht auch in fremden Landen das Elend, so viel er irgend vermogte, zu mindern. Er that dieses wirklich und wurde der Wohlthäter und Erhalter auch seiner Nachbaren. Vorzüglich erfuhr das durch die Theurung heftig

---

Hungersnoth ganz abzuwenden. Er ging dabey einen andern Weg, als der König. Die zeitige Anlage großer Magazine war ihm bey seinen Umständen nicht möglich gewesen, und dieselbe würde auch, ohne zugleich verfügte Fruchtsperre, seinen Unterthanen nicht einmal zu Gute gekommen seyn, und eine solche Maaßregel wollte er nicht. Dieser Fürst wagte es dagegen, im Widerspruch mit den damals überall befolgten Grundsätzen, eine ganz unbeschränkte Freiheit des Getreidehandels zu gestatten. Längs des ganzen Rheinstroms herrschte überall strengste Sperre, und überall war Theurung und Hungersnoth; nur in Neuwied konnte Jeder Getreide einführen und nach Gutdünken verkaufen, oder es niederlegen, und wenn und wohin er wollte, wieder wegführen. Dieses hatte die Folge, daß in Neuwied immer Getreide im Ueberfluß, und der Preis desselben, in Verhältniß mit andern Landen, mäßig war. Das Beispiel dieses weisen Fürsten erregte Aufmerksamkeit und Nachfolge, und hat sehr beigetragen, der Hungersnoth im westlichen Deutschland zu steuern.

eſdig angegriffene Churſachſen [14]) ſeine kräftige Hülfe; er überließ dieſem Lande bedeutende Vorräthe ür höchſt billige Preiſe, und das in Stettin von Sachſen angekaufte Getreide ließ er auf der Elbe urch ſein Land durchführen, ohne von demſelben einigen Zoll zu erheben. Viele Sachſen und andere Fremde der Nachbarſchaft retteten ſich damals ins Preußiſche, um dem Hungertode zu entgehen. Der König befahl ausdrücklich, daß auch dieſe, wenn ſie gleich nicht verhehlten, in ſeinem Lande nicht beſtändig bleiben zu wollen, aus den Magazinen zu gleichen Preiſen, wie die Unterthanen, ſollten kaufen können. Noch mehr, die ganz Dürftigen unter ihnen wurden von den Wohlthätigkeits-Anſtalten, den einheimiſchen Armen völlig gleich, unterſtützt. Das Armendirektorium in Berlin ſahe durch die gar zu große Noth, vorzüglich durch die Menge der Hülfe ſuchenden Fremden, ſich gedrungen, ein Kapital von 63,000 Thalern aufzunehmen, und der König, obgleich es ihm nicht vorn

14) Man hat behauptet, daß in den Jahren 1771 und 1772 Sachſen durch Hungersnoth und deren Folgen, böſe Seuchen, 150,000 Menſchen verloren habe, und in einem dieſem Lande war in den nächſt vorhergegangenen Jahren die Ernte ſo ergiebig geweſen, daß man ihren Ertrag an manchen Orten nicht einmal eingebracht, ſondern ihn auf dem Felde hatte verderben laſſen.

vorher angezeigt war, übernahm, sobald er es erfuhr, diese Schuld, und bezahlte sie nach wenigen Jahren. Wir erzählen diese Thatsache nach einem glaubwürdigen Zeitgenossen 15), und haben überhaupt gern Friedrichs Handlungsart bey diesem Anlaß bemerklich gemacht, die wenig bekannt geworden, aber vielleicht zu den edelsten seiner Regierung gehört.

So wie Friedrich bemüht war, die natürlichen Produktionen aller Art in seinen Landen zu vermehren, so war es ihm nicht minder angelegen, auch die künstlichen auf den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu bringen. Sein Wunsch war, daß Alles, was für Nahrung, Kleidung und für jede Art von Genuß und Bequemlichkeit seiner Unterthanen Bedürfniß seyn konnte, im Lande hervorgebracht werde, und durch dessen Erzielung Menschen beschäftiget und genährt würden. Er wollte noch mehr, nämlich daß in seinem Lande ein Ueberschuß über das einheimische Bedürfniß erzielt, dieser dem Auslande überlassen, und dafür theils Alles, was sein Land von fremden Erzeugnissen nicht entbehren konnte, theils die rohen Stoffe seiner künstlichen Industrie eingetauscht würden, überdem aber noch fremdes Geld in sein Land gezo-

15) S. Nicolai Beschreibung von Berlin II. p. 642.

zogen werde. Er wünschte lezteres möglichst unabhängig in Absicht aller seiner Bedürfnisse von fremden Landen zu machen, dagegen diese in Abhängigkeit von dem seinen zu erhalten, und die Zahl und Wohlhabenheit seiner Unterthanen dadurch zu vermehren, daß er ihrem Fleiße einen erweiterten Kreis auch für fremde Bedürfnisse zu arbeiten verschaffte. Die Mittel, welche der König anwandte, um diese Zwecke zu erreichen, waren folgende.

Erstlich, er suchte seine Unterthanen auf alle Weise, besonders durch Belohnungen, Freiheiten und Vorschüsse zu ermuntern, um in jeder Art von Industrie den Ausländern völlig gleich zu kommen, und wo möglich sie noch zu übertreffen. Jeder Vorschlag, eine neue Art von Fabrik anzulegen, oder eine schon vorhandene zu vervollkommnen, war ihm höchst willkommen, und er war immer bereit, sie auf das kräftigste, oft durch Aufwendung großer Summen, zu unterstützen. Auch Monopole, wodurch Einzelne das Recht erhielten, eine gewisse Art von Sachen allein zu verfertigen, oder ausschließlich mit denselben zu handeln, wurden immer gern denen bewilliget, welche einigermaßen glaubhaft machten, daß nur bey einem solchen Vorrechte es möglich sey, mit einer gewissen Art von Industrie gegen fremde Concurrenz

fortzukommen, oder welche auch für die Bewilligung solcher Vorrechte sich zu gewissen Abgaben verstanden. Viele erhielten sehr ansehnliche Summen, oder bedeutende Geldvorschüsse ohne Zinsen zu neuen Anlagen, Andere die rohen Stoffe, welche sie verarbeiten wollten, ganz umsonst, oder für geringen Preis. Weitläuftige Manufaktur-Häuser wurden auf des Königs Kosten gebaut und den Unterthanen geschenkt; durch vielfache Prämien wurde der Fleiß jeder Art ermuntert, und kein Vorschub zur Erweckung nützlicher Arbeitsamkeit wurde gespart [16]). Einige Fabriken unternahm der König selbst für eigene Rechnung und wandte an dieselben beträchtliche Summen.

Zweitens, um den Produkten der Landesindustrie einen unverkürzten Absatz zu sichern, verbot der König die Einfuhr fremder Fabrikate entweder ganz, oder belegte sie mit hohen Abgaben. Wo es irgend thunlich war, wurde auch sogar die Durchfuhr der Fabrikate fremder Lande entweder ganz untersagt, oder mittelst hoher Abgaben möglichst erschwert.

Auf

16) Der Sitz der wichtigsten Fabriken war die Hauptstadt. Um sich von dem, was Friedrich für dieselbe gethan, einigen Begriff zu machen, sehe man deshalb Nicolai Beschreibung von Berlin Th. II. S. 502 f. nach.

Auf der Anwendung dieser beiden Grundsätze ruhen fast alle Verordnungen, die Friedrich zur ufnahme der künstlichen Industrie seiner Unterthan erlassen hat; diese Grundsätze sind aber, wenigs ns wenn sie mit der Strenge und in der Ausdehe ng, die Friedrich wollte, durchgeführt werden, lder die Natur, welche nicht will, daß Ein Land h von allen andern unabhängig mache, sondern daß le durch gegenseitige Befriedigung ihrer Bedürfnisse nd Austausch ihrer Produktionen in freundliche Verältnisse mit einander gebracht werden. Dieser Abcht kann nicht ohne Nachtheil entgegen gehandelt erden, und Friedrich hat dadurch, daß er es verchte, seinen Landen einen unermeßlichen Schaden ugefügt. Nur wenige Familien, durch Privilegien egünstigt, wurden unverhältnißmäßig bereichert, ber die bey weitem größere Zahl der Unterthanen urde in der Freiheit ihrer Handlungen merklich einengt, ihr Genuß und ihre Zufriedenheit wurden ihr vermindert, und Fremde, an solche Beschränungen nicht gewöhnt, faßten gegen die preußischen ande einen Widerwillen, den alle anderweitigen guten Einrichtungen in denselben nicht überwiegen konnten.

Friedrich entsagte, um diesen Grundsätzen geäß zu handeln, allen wichtigen Vortheilen, welche

die Natur ihm durch die Lage seiner Lande anbot. Zwey Meere, welche dieselben bespülten, und zwar das eine, die Ostsee, längs einer weit ausgedehnten Küste, große und kleine Flüsse, welche diese Lande in allen Richtungen durchströmten, und welche durch mit Einsicht angelegte Kanäle noch mehr mit einander verbunden waren, machten die preußischen Lande so hig, der Sitz eines blühenden und die Unterthanen bereichernden Handels zu werden. Aber Friedrich wies diesen Handel geflissentlich zurück. Die hohen Abgaben, welche fremde Waaren, wenn sie in die preußischen Lande kamen, oder auch sogar, wenn sie nur durchgeführt wurden, zahlen mußten, noch mehr die mannichfachen Plackereyen und Aufenthalte, denen sie bey der Untersuchung durch die Zollbedienten ausgesezt waren, hielten die Führleute und Schiffer von den preußischen Gränzen zurück. Man schlug alle Wege ein, um den preußischen Boden nicht zu berühren, man zog einen weitern und kostbarern Weg zu Lande, der um das Preußische herumführte, der kürzern und wohlfeilern Wasserfahrt durch dasselbe vor, weil leztere durch die vielen Zölle verthenert und lästig gemacht war.

So wurde der Zweck, der erzielt war, nicht erreicht, der preußische Staat beraubte sich selbst aller Vor-

Vortheile, die er durch den Handel hätte haben können, und dieſer Verluſt wurde durch Nichts erſezt. Die Ausſchließung aller Produkte fremder Induſtrie zwang die Unterthanen, ſich mit den einheimiſchen ungleich ſchlechtern zu befriedigen, und dieſe viel theurer zu bezahlen, oder die fremden beſſern, durch einen Redlichkeit und gute Sitte verderbenden Schleichhandel, ſich zu verſchaffen.

Der Hauptgrund, den man für eine ſolche gewaltſame Begünſtigung des Fabriken-Syſtems mit Aufopferung ſo vieler andern Vortheile anführen kann, und gewiß auch derjenige Grund, welcher den König zu dem feſten Beharren bey dieſen Grundſäzen beſtimmte, war die Meinung, daß durch Fabriken am ſicherſten die Bevölkerung vermehrt werde. Dies, ſagte man, iſt wichtiger als alles Andere, denn Menſchen bedarf der preußiſche Staat, um ſich in der Stellung zu behaupten, die er nun einmal in Europa einnimmt. Aber eine unpartheiſche Erwägung führt zu der Ueberzeugung, daß dieſer Grund nicht auf Wahrheit beruhet. Allerdings bringen die Fabriken viele Menſchen ins Land, unterhalten ſie auch wol eine Zeitlang in demſelben, aber was für Menſchen? Dem größten Theile nach keine andere, als höchſt dürftige, welche ſich mit den ärmlichſten Nah-

rungsmitteln aus Noth behelfen, durch welche ſie keine Kräfte gewinnen, um tüchtige Vertheidiger des Vaterlandes zu werden, für welches ihre kümmerliche Lage ihnen auch nicht Zuneigung und Anhänglichkeit einflößen kann, wie dieſes bey dem Landmann der Fall iſt, der auch der unterſten Klaſſe der Arbeiter eine zureichende und geſunde Nahrung verſchaft, und daher einen Stamm geſunder und kräftiger Menſchen liefert, auf welche zur Zeit der Noth gerechnet werden kann. Nicht ſo die Fabrikarbeiten, welche zum Theil von Weibern und Kindern beſorgt werden, und auch den Männern nicht Kraft und Ausdauer geben [17]).

Die Vermehrung der Bevölkerung durch Fabriken iſt auch ihrer Natur nach höchſt unſicher, denn das Bedürfniß, für welches die meiſten Fabriken arbeiten, iſt ſelten von einer ſich lange Zeit gleich bleibenden Art; der kleinſte Umſtand kann hierin eine höchſt unerwartete und nachtheilige Veränderung her-

vor-

17) Im Preußiſchen fiel der Vortheil, den die Vermehrung der Bevölkerung durch die Fabriken zum Beſten des Heers haben konnte, auch ſchon um deßhalb weg, weil die Diſtrikte, wo vorzüglich Fabriken waren, damit dieſe ſich nicht wegzögen, meiſtens, wie bereits bemerkt iſt, von der Militairverfaſſung hatten befreyt werden müſſen.

orbringen. Eine Art von Waare, welche bisher vorzüglich aus Einem Lande bezogen wurde, darf nur von irgend einem andern in etwas größerer Vollkommenheit, oder für billigern Preis angeboten werden, und sofort ist der Absatz, den das andere Land bisher hatte, bedeutend vermindert, vielleicht ganz vernichtet. Auch politische Verhältnisse, Launen, Moden und Einbildungen der Menschen haben hierauf oft mannichfachen, von keiner Vorsicht vorauszusehenden, oder zu hindernden Einfluß. Doch auch hiervon unabhängig sehen wir, aus ganz natürlichen Ursachen, die Fabriken in einem immerwährenden Zuge aus einem Lande ins andere. Denn ist eine Art von Fabriken in einer gewissen Gegend seit geraumer Zeit betrieben, so ist die natürliche Folge, daß auch die gemeinen Arbeiter allmählig zu einiger größern Wohlhabenheit, und dadurch zu einigen Veränderungen und zu größerm Aufwande in ihrer Lebensart emporgehoben werden, hiedurch aber sich veranlaßt sehen, den Arbeitslohn um etwas zu erhöhen, oder, wenn sie dieses nicht erhalten können, zu andern Gewerben und zum Landbau, der grade durch die allgemein zugenommene Wohlhabenheit aller, die ihn betreiben, größern Gewinn verspricht, überzugehen. Dies macht die Arbeiter seltner, die Waare theurer, und es wird dann nicht lange an Menschen fehlen, welche dieses be-

merken, und sofort ähnliche Fabriken in Gegenden anlegen, wo noch bestehende größere Armuth den Arbeitslohn niedriger hält, und also die Waare für wohlfeilern Preis geliefert werden kann. Diese Ursach allein hat oft in einer gewissen Gegend einen plötzlichen Verfall vorher blühender Fabriken hervorgebracht. Eine weise Regierung, welche auf solche Umstände, die aber oft übersehen werden, aufmerksam ist, kann zwar zuweilen etwas thun, um einen solchen Verfall wenigstens aufzuhalten, und den bösen Folgen zu wehren, welche unvermeidlich sind, wenn der Verfall gar zu plötzlich eintritt, es gelingt ihr vielleicht auch, den Abgang einer Art von Industrie durch eine andere zu ersetzen; aber solche Aufmerksamkeit der Regierungen ist selten, und ihr Erfolg ungewiß. Immer bleibt es eine durch die Erfahrung aller Lande und Zeiten bewährte Wahrheit, daß Wohlstand und Reichthum, und mit ihnen auch die Bevölkerung durch Fabriken nur unsicher begründet werden können, um so unsicherer, je mehr die Fabriken durch künstliche Mittel hervorgebracht sind, und durch sie erhalten werden müssen.

Friedrich hat diese Ansichten nie gehabt, wenigstens sie sich nicht deutlich gemacht, und er hat daher durch sie in seinem rastlosen Eifer sich nicht irren las-

sen,

n, alle Arten von Fabriken, die zu verarbeitenden
ohen Stoffe mochten nun in der Nähe zu finden
yn, oder aus weiter Ferne geholt werden müssen,
en zu schaffen, oder sie zu höherer Vollkommenheit
z bringen. Es hat ihn dieses bedeutende Summen
ekostet, die, wenn sie auf den Landbau gewendet,
der noch besser, wenn sie in den Händen der Unter-
hanen, die sie durch Abgaben hergeben mußten, ge-
lieben wären, sich für Wohlstand und Reichthum,
lso auch für die Bevölkerung des Landes, ungleich
rgiebiger bewiesen haben würden. Bemerkenswerth
st es, daß ein Umstand, der seinem Beobachtungs-
eiste zu nahe lag, um demselben ganz entgehen zu kön-
en, den König nie hierauf aufmerksam gemacht, und ihn
icht auf andere Grundsätze gebracht hat. Der Um-
land, den wir meinen, ist, daß offenbar gerade die-
enigen Fabriken, welche in den preußischen Landen
on alten Zeiten her am besten fortkamen, die
Volksmenge am meisten beförderten und fremdes
Geld zuführten, durchaus keine Unterstützung vom
Staate erhalten hatten, und dennoch, ohngeachtet
nancher Beschränkungen, immer blühend geblieben
waren. Dies waren die Leinwand-Fabriken in
Schlesien und in Westphalen, die metallischen in letz-
ern Provinzen, und die Wollen-Manufakturen in
er Mark, in Magdeburg und Schlesien. Diese

erhiel-

erhielten keine Unterſtützung, keine Prämien oder ſonſt irgend einen Vorzug, überall keine Aufmunterung, ſie verlangten dieſelbe auch nicht, ſondern waren zufrieden, wenn die Regierung ſich nur nicht um ſie bekümmerte, und ihrer Thätigkeit nur nicht einengende Schranken ſezte, wie dieſes z. B. mit den weſtphäliſchen Fabriken wirklich der Fall war, welchen, gleich fremden, der Eingang in die Provinzen über der Weſer entweder ganz unterſagt, oder durch hohe Abgaben erſchwert war. Die Fabriken dagegen, welche den Staat unermeßliche Summen koſteten, und den König nöthigten, ſeine Unterthanen drückendem Zwange zu unterwerfen, die Seidenfabriken nämlich, die Zuckerſiedereyen, die Tabacksfabriken und andere, brachten bey weitem nicht einmal den eigenen Bedarf, und noch weniger Ueberſchuß hervor, der ins Ausland hätte abgeſezt werden können. Die Unternehmer, troz aller Unterſtützung die ſie erhielten, und aller Vorrechte durch die ſie begünſtiget wurden, konnten oft nicht beſtehen, und der König mußte einige dieſer Fabriken, um ihrem gänzlichen Verfalle vorzukommen, für eigne Rechnung unternehmen, andere erhielten ſich blos durch den groſſen Gebrauch, den der König ſelbſt von ihren Produkten machte. Dies war der Fall mit den feinen Tuchfabriken, die ſchon König Friedrich Wilhelm I. angelegt

hatte.

hatte. Sie wurden nachher zwar an Privatunternehmer gegen eine bedeutende jährliche Recognition überlassen, behielten aber doch immer die Natur landesherrlicher Fabriken. Diese, welche den zu verarbeitenden Stoff so weit herholen mußten, hatten mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, und würden die Concurrenz mit fremden ähnlichen Fabriken nie ausgehalten haben, hätten sie sich nicht dadurch erhalten, daß ihnen der Absatz aller Officiers-Tücher für die ganze Armee ausschließlich gesichert war. Natürlich durften diese gezwungenen Abnehmer über Mangel an Güte, oder zu hohen Preis des gelieferten Waare nie klagen. Die Gold- und Silbermannfaktur war dem Potsdammer großen Waisenhause als Eigenthum übertragen, und ihre Produkte genossen aus diesem Grunde auch alle Vorrechte einer milden Stiftung, welche diese Fabrik selbst dann behielt, als sie einem Privatmanne gegen beträchtliche jährliche Abgabe überlassen war. Die Verfertigung aller Arten von Tabak hatte der Staat sich gleichfalls vorbehalten, und diejenigen, welche diese nützliche Pflanze bauten, waren gezwungen, ihren ganzen Ertrag für einen festgesetzten geringen Preis zu überlassen, welches den vorher blühenden Tabacksbau natürlich sehr herunterbrachte. Die Zuckersiedereyen waren, unter Bedingung einer ge-

gen

der, und einer mistrauischen, oft unbarmherzigen Durchsuchung seiner Sachen unterworfen. Natürlich konnten die Beamten, welche zu diesen Geschäften gebraucht wurden, nicht aus den gebildetern Menschen von feinem Gefühl gewählt werden. Bey der Menge dieser Leute war der ihnen bestimmte Gehalt nur geringe, und zur Erhaltung einer Familie unzureichend. Aber, um sie zu gröſſerer Aufmerksamkeit zu reizen, war ihnen an den Strafgeldern, die von jedem entdeckten Schleichhandel erlegt werden mußten, ein Antheil bewilligt. Dies hatte die Folge, daß sie der Contrebande überall nachspürten, und dabey oft Grobheit und Härte, sogar Ungerechtigkeit bewiesen. Sie hatten das Recht, die Wohnung jedes Unterthans zu jeder Stunde zu durchsuchen; sie legten dem Schuldlosen Fallstricke, und dieser litt gewöhnlich weit mehr, als der gestrafte Schleichhändler. Man hat auch behauptet, daß zuweilen Zollbediente sich mit letzterm verständen, und mit ihnen den Vortheil von eingeschwärzter verbotner Waare getheilt haben. Gewöhnlich aber bestand, besonders an den Gränzen, zwischen den Zollbedienten und den Schleichhändlern ein beständiger Krieg, da letztere den erstern, welche ihnen auflauerten, oft in starken Haufen bewaffnet entgegengingen. Alles dieses wirkte sehr übel, und gewiß ist, daß dadurch nichts so sehr, als durch diese Einrichtungen

der

Charakter der Unterthanen unter Friedrich sittlich
dorben ist. Wortbrüchigkeit, Verrath seiner Be
nten, Lüge und falsche Eidschwüre wurden gan
meine Verbrechen, und vor Allem gewöhnte sich
s Volk an Uebertretung der Gesetze und offnen
iderstand gegen die Obrigkeit. Dies waren Fol
n, welche durch die blühendsten Fabriken, wären
auch durch solche Zwangseinrichtungen hervorge
acht worden, nicht wieder gut gemacht werden kons
n. Was das Uebel in Preußen noch vermehrte,
ar die langgestreckte Lage der Lande dieses Staats
y geringer Breite. Ueberall war die Gränze nicht
rn [18]), wo die Schleichhändler immer eine sichere
uflucht fanden, und ihre Niederlagen hatten, denen
in Zollbedienter nahen durfte. Noch übler wurde
ie Sache, wie Friedrich den unglücklichen Gedanken
ßte, die Erhebung der Zölle den zu diesem Ende
is Land berufenen französischen Bedienten zu über
tragen, denen er theils mehr Gewandtheit, um den
Schleichhändlern auf die Spur zu kommen, zutraute,
heils auch von ihnen, wegen ihrer geringern Verbin
dung

18) Man hat behauptet, daß vor der Erwerbung von Westpreußen in allen preußischen Landen keine Stadt von irgend einer Gränze des Auslandes über vier Meilen entfernt gewesen sey.

dung mit den Unterthanen, mehr Strenge in Beobachtung der ertheilten Vorſchriften erwartete. Wir werden hierauf, wenn von den Finanzeinrichtungen die Rede iſt, noch einmal zurückkommen.

Ueberhaupt hat Friedrich nicht genug Aufmerkſamkeit bewieſen, um den ſittlichen Charakter ſeiner Unterthanen zu erhalten und auszubilden. Es ſcheint nicht, daß ihm die Wichtigkeit hiervon je ganz einleuchtend geworden iſt, und er recht eingeſehen habe, wie Sittlichkeit eines Volks ungleich mehr werth ſey, als deſſen äußerer Wohlſtand und Reichthum. Zwar hat Friedrich in der beſten Art, wie von der Regierung auf den Charakter der Unterthanen gewirkt werden kann, nämlich durch das Beiſpiel der eignen Handlungen, gewiß weit mehr gethan, als viele andre Regenten. Die große Thätigkeit und Ordnung, die er in Erfüllung ſeiner eignen Regentenpflichten bewies, die Aufopferung, mit der er dieſer Erfüllung ganz, und unter allen Umſtänden lebte, dies war den Unterthanen allerdings ein großes Beiſpiel, und die vorzügliche Achtung, die der König bey jeder Gelegenheit wohldenkenden und fleißigen Menſchen in jedem Stande bewies, und durch welche er beſonders redliche und thätige Staatsdiener auszeichnete, trug ſehr viel bey, einen guten Geiſt unter ſeinem Volke zu un-

hab

lten. Dieser herrschte auch wirklich im Allgemei-
n. Thätigkeit, Muth, Rechtschaffenheit, Spar-
mkeit und gute Einrichtung des Hauswesens erwar-
n Achtung; dagegen wurden Verschwender, schlechte
auswirthe, des Betrugs Verdächtige allgemein
rachtet. Weisheit, Kenntnisse und Sittlichkeit gal-
n in allen Ständen mehr als Reichthum und vor-
hme Geburt, und die Besitzer der leztern Vorzüge
aren auf dieselben weniger stolz, als in andern Lan-
n, oder, wenn sie stolz waren, wurden sie verach-
t. Mit Recht kann man dieses Friedrichs Vor-
ng beimessen, der überall den tüchtigen, rechtschaff-
n und kenntnißreichen Mann dem Hochgebohrnen
d Reichen vorzog. Aber diesem guten Einflusse
ines Beispiels wirkte eine andre Eigenheit des Kö-
gs nachtheilig entgegen. Diese bestand darin, daß
von der Mehrheit der Menschen und ihrer Mora-
tät einen üblen Begriff hatte, und dieses oft sehr
ntlich zu erkennen gab. Ohne Zweifel hatte die
arte Behandlung, die er in der Jugend erfahren,
erzu den Grund gelegt, und die Bemerkungen, die
als ein aufmerksamer Regent gemacht, hatten ihn
der Meinung bestärkt, daß bey den meisten Men-
hen unwürdige Leidenschaften, besonders grobe
Selbstsucht, die Haupttriebfedern ihrer Handlungen
nd, und die Klügsten nur ihre Laster am besten zu

verbergen wiſſen. Vorzüglich aber glaubte er, daß bey weitem die meiſten Menſchen diejenigen Verge-hungen und Laſter, zu welchen ſie durch ihre äußere Lage am meiſten verſucht werden, auch wirklich an ſich haben; erfuhr er alſo den Stand und das Gewerbe eines Menſchen, ſo war ſein Urtheil über denſelben, ohne irgend weitere Beweiſe zu haben, ſchon fertig, und er war ſehr geneigt, beſonders wenn er mit großen Angelegenheiten beſchäftiget, zu nähern Unterſuchungen nicht Zeit hatte, die Menſchen Klaſſenweiſe zu beurtheilen und ſie nach ſolchem Urtheil zu behandeln. So waren ihm alle Hofleute eitle, nur mit elenden Kleinigkeiten beſchäftigte Menſchen, die Gelehrten Pedanten, Guthsbeſitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geiſtlichen entweder Dummköpfe, oder Heuchler, die Juriſten gewinnſüchtige Rechtsverdreher, die Kammeraliſten eigennützige, ihren eignen Vortheil ſuchende Plusmacher, die Aerzte unwiſſende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger. Durch ſolche übereilte Urtheile hat Friedrich manchem würdigen Manne großes Unrecht gethan, auch haben dieſelben auf ſeine Handlungen oft üblen Einfluß gehabt. Die Folgen würden noch nachtheiliger geweſen ſeyn, wenn der König nicht bey Beſetzung der meiſten Stellen, wo er ſich wohl beſchied, die Menſchen nicht ſelbſt beurtheilte

n können, die Vorschläge seiner Ministerien genehigt hätte. Auch verlangte er wohl, wenn es auf Bestimmung des Schicksals solcher Menschen, die ihm aus irgend einem Grunde wichtig waren, ankam, dieselben, ehe er entschied, vorher zu sehen, da er sich dann oft von dem Ungrunde vorher gefaßter Meinungen überzeugte. Aber dies konnte natürlich nicht in allen Fällen geschehen. Merkwürdig ist, daß Friedrich gegen einen einzigen Stand die Ungerechtigkeit, von der wir reden, nicht begangen hat; dieser war der Militairstand. Es konnte natürlich seiner Beobachtung nicht entgangen seyn, daß auch diesem Stande, so gut wie jedem andern, gewisse Fehler eigenthümlich sind, weil in den äußern Verhältnissen die Veranlassung zur Bildung dieser Fehler am häufigsten vorkommen. Aber der König war nicht geneigt, diese Fehler bey den Einzelnen des Standes, von denen er noch gar nichts wußte, als wirklich vorhanden anzunehmen, sondern er dachte vielmehr von Jedem, der sich freiwillig dem Militair widmete, oder von jedem Officier, der einige Jahre gedient hatte, immer das Beste, und setzte, ohne irgend etwas von ihnen zu wissen, Ehrliebe, Muth und Tapferkeit voraus. Die Ursach hiervon war ohne Zweifel, weil Friedrich den Militairstand und alle dessen Verhältnisse genauer und anschaulicher kannte,

als dies bey irgend einem andern Stande der Fall war; er wußte alſo, daß die Manchem ſeiner Stan der eigenen Fehler doch bey weitem nicht bey allen ſich finden, oft auch durch Tugenden andrer Art wie der ausgeglichen werden. Gewiß würde er gegen andre Stände die gleiche Gerechtigkeit bewieſen haben, hätte er mit ihnen in ſo nahe und häufige Berührung kommen können, wie mit dem Militair; je beſſer er aber von dieſem im Ganzen dachte, deſto tiefer ver achtete er auch diejenigen Einzelnen, bey welchen er Mangel an Ehrgefühl, Feigheit, rohes Betragen gegen die Untergebenen, oder gegen Andere bemerkte. Bey andern Ständen beobachtete er grade das Gegentheil; Vergehungen der Einzelnen fielen ihm hier weniger auf, weil er ſie nach ſeinen allgemeinen Begriffen von dem Stande ſchon vorausgeſezt hatte. Erfuhr er dagegen, daß Jemand den Verſuchungen ſeines Standes oder Gewerbes nicht untergelegen, vielmehr ſtrenge Redlichkeit, Edelmuth und Uneigennüzigkeit auch da bewieſen hatte, wo deren Verletzung ſein Vortheil geweſen wäre, und dieſe leicht im Verborgenen hätte geſchehen können; ſo bezeugte er deshalb oft Verwunderung, und ſchien an die Wahrheit ſolcher bewieſenen Tugend kaum glauben zu können. Dies wirkte übel; der Rechtſchaffene fand ſich hierdurch beleidigt und niedergeſchlagen, und der Schlechte

be-

harrete um ſo mehr bey ſeinen Laſtern, da er wußte, ß ſie ihm zugetrauet wurden.

Der gröſte Vorwurf, der Friedrich in Abſicht r ſittlichen Bildung ſeines Volks gemacht werden nn, iſt unſtreitig der, daß er für die Erziehung der ugend ſo wenig gethan hat. Daß dieſe, und gute nterrichts-Anſtalten von höchſter Wichtigkeit ſind, nd die aufmerkſamſte Beförderung der Regierung erdienen, darüber hat Friedrich, ſowohl in ſeinen Verordnungen, als in Schriften und Briefen ſich mit olcher Stärke und ſolchem Nachdruck erklärt, daß an an ſeiner Ueberzeugung von dieſer Wahrheit icht zweifeln kann, aber er hat dieſer Ueberzeugung icht gemäß gehandelt. Die Schulen, beſonders die ür den Landmann beſtimmten, waren von der ſchlechſten Beſchaffenheit, und der König hat äußerſt wenig, igentlich gar nichts, für ſie gethan. Dieſer Widerpruch läßt ſich wiederum nur daraus erklären, daß ie geführten Kriege, die ſtete faſt alle ſeine Zeit egnehmende Beſchäftigung mit äußerer Politik, nd mit der Ausbildung der Armee, ihm für dieſen wichtigen Gegenſtand gar keine Zeit übrig ließen, auch nahmen andre Dinge von den Einkünften es Staats ſo viel weg, daß bey aller Sparſamkeit icht ſo viel übrig zu bleiben ſchien, als nöthig war, m die Schulen gründlich zu verbeſſern.

Die Haupturſache des ſchlechten Zuſtandes der Landſchulen, wie auch der niedern Schulen in den Städten, war unſtreitig, weil die Lehrerſtellen meiſtens mit zu dieſem Beruf gar nicht gebildeten, höchſt unwiſſenden, ſogar unmoraliſchen Menſchen beſetzt waren, und dieſes konnte nicht anders ſeyn, weil ſolche Stellen kaum das nothdürftigſte Auskommen, eben deshalb auch keine äußere Achtung gaben. Viele Landſchullehrer mußten von irgend einem andern Gewerbe leben; ſie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war ihnen dabey nur ein kleiner Nebenverdienſt, dem ſie die wenige Zeit und erſchöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen ſehr geringen fixen Gehalt, nebſt einigen Naturalien, und einer äußerſt ſchlechten Wohnung, oder ſie waren auf das Schulgeld angewieſen, das die meiſten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeiſter abwechſelnd bey den wohlhabendſten Bauern der Tiſch und die Wohnung angewieſen. Die Art, wie ſie ihren Unterricht ertheilten, war meiſtens ihnen ſelbſt überlaſſen, und ſie ſtanden hierbey nur unter einiger Aufſicht der Prediger, welche meiſtens ſelbſt nicht die nöthigen Kenntniſſe hatten, oder doch dieſen ihnen läſtigſten Theil

ihrer

rer Geschäfte sehr nachlässig besorgten. An vielen rten wurde während des Sommers, weil die Eltern ihre Kinder bey der Feldarbeit gebrauchten, gar ine Schule gehalten, und für den Winter wurde erjenige Mann miethweise angenommen, der zur othdurft lesen und schreiben konnte, und das Schulalten für den wohlfeilsten Preis, meistens für einige Thaler, übernahm [19]). In so dürftiger Lage konnen solche Schullehrer weder bey den Eltern, noch bey er Jugend Achtung gewinnen, und ohne diese natürich nichts wirken. Friedrich kannte diesen elenden Zustand, aber natürlich war ihm derselbe nie so deutich und lebhaft geworden, um auf dessen Verbesse-



19) Daß diese höchst elende Einrichtung noch jezt in einigen Gegenden daure, sehen wir wahrlich mit Erstaunen, so eben aus der Schrift eines edeln, von Eifer für das Gute durchdrungenen Geschäftmanns: Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders in Beziehung auf den preußischen Staat, von dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Freiherrn von Vincke. Magdeburg 1818. S. 128. Wir führen diese treffliche Schrift, welche dem wirklich vorhandenen Guten unsrer Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, nöthige Reformen mit Ruhe und Mäßigung empfiehlt, hier um so lieber an, da wir gern das Unsrige beitragen möchten, um derselben die hohe Aufmerksamkeit zu verschaffen, welche ihr sehr beherzigungswerther Inhalt in aller Absicht verdient.

rung ernstlichen Bedacht zu nehmen; Alles, was er für das Schulwesen gethan hat, geschah stückweise, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihn an die Mängel der Schulen einer gewissen Gegend lebhaft erinnerte. Auch während des siebenjährigen Krieges war dieses der Fall gewesen. Die sächsischen Bauern schienen ihm nämlich meistens gebildeter und gewandter, als die brandenburgischen, und er schrieb dieses dem bessern Unterricht zu, den jene genossen hatten. Dessen Gespräche mit den sächsischen Landpfarrern und Schullehrern bestätigten diese Meinung. Dieß hatte die Folge, daß er sofort nach hergestelltem Frieden ernstlich an Verbesserung der Landschulen dachte. Auf seinen Befehl wurden sogar einige sächsische Landschullehrer berufen und mit ziemlich gutem Gehalt angestellt. Um eine gründliche allgemeine Verbesserung zu bewirken, erschien ein Generallandschulreglement, wie solches in allen Landen Sr. Königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beobachten.

1763 d. 12ten Aug.

Diese sehr merkwürdige Verordnung, welche der König selbst unterzeichnet hat, fängt mit folgenden Worten an: „Demnach Wir zu Unserm höchsten „Misfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schul„wesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lan„de bisher in äußersten Verfall gerathen, und inson„der-

derheit durch die Unerfahrenheit der mehresten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen; so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlseyn Unsrer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu seyn, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen, und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können.“ — Hierauf folgen sehr ins Einzelne gehende Vorschriften, wie die Kinder bis ins vierzehnte Jahr ordentlich zur Schule gehalten werden, und in welcher Art der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum ertheilt werden solle; den Inspektoren und Consistorien wird es besonders zur Pflicht gemacht, darauf

zu halten, daß die Stellen der Schullehrer mit tüchtigen Männern beſezt und von dieſen die ertheilten Vorſchriften auf das genaueſte beobachtet werden. Der Verfaſſer dieſer Verordnung iſt ſehr wahrſcheinlich der Oberkonſiſtorialrath Hecker, ein durch Einrichtung der Berliner Realſchule bekannter, erfahrner Schulmann; aber der König hat, wie mir verſichert worden, die Verordnung ſelbſt durchgeſehen, und mit eigenhändigen Zuſäzen vermehrt. Von einer Verbeſſerung der äußern Lage der Schullehrer iſt in derſelben gar nicht die Rede; vermuthlich iſt aus dieſem Grunde der Erfolg aller heilſamen Vorſchriften nicht bedeutend geweſen, und dieſe ſcheinen ſchon bald wieder in Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn.[20]). Zu andern Zeiten, wenn Friedrich auf die groſſen Bedürfniſſe

20) Dieſe Vergeſſenheit iſt ſo groß geweſen, daß Büſching in ſeinem Charakter Friedrichs II, wo er ſo Vieles von dem, was der König für das Schulweſen gethan und nicht gethan hat, erzählt, dieſe merkwürdigen Verordnung gar nicht einmal erwähnt. Wir haben dieſelbe auch in keiner der zahlreichen pädagogiſchen Sammlungen neuerer Zeit aufbewahrt gefunden, und es hat uns Mühe gekoſtet, noch einen einzelnen Abdruck derſelben uns zu verſchaffen. Wir können daher diejenigen, welche ſie ganz zu leſen wünſchen, nur auf das Nov. Corp. Constitut. Prussico-Brandenburgens. verweiſen, wo ſie Tom. XI. p. 265-282. ſich findet.

isse der Landschulen aufmerksam gemacht worden, at er für dieselben zuweilen bedeutende Summen ans ewiesen, deren Vertheilung unter die würdigsten Schullehrer er dann dem geistlichen Departement übers ieß. Sehr oft mußten genaue Listen über die Gehalte nd Nebenerwerbskünste aller Landschullehrer angefertiget erden; diese wurden vorgelegt und aus ihnen ging klar ervor, daß die meisten Schullehrer kaum den nothdürfs igsten Unterhalt, und auch diesen nur durch Betreis ung eines Nebengewerbes hatten. Aber alles dies es konnte den König nicht bewegen, eine gründliche Verbesserung des Schulwesens wirklich dadurch vors unehmen, daß er angemessene Gehalte aller Schuls ehrer als eine bleibende Staatsausgabe angesehen, die rforderlichen Fonds für immer angewiesen, und dann uch für Anstalten gesorgt hätte, in denen wirklich tüchtis ge und brauchbare Lehrer gebildet wären. Alles, was r in diesem Fache that, war fragmentarisch, und konnte im Ganzen keinen merklichen Erfolg hervorbringen. So pflegte er oft, wenn er dem Adel einer Provinz oder einzelnen Gemeinden ein Darlehn zur Verbesse rung ihres Landbaues bewilligte, festzusetzen, daß die davon eingehenden Zinsen zur Verbesserung der Landschullehrer-Stellen in einem gewissen Bezirk ans gewandt werden sollten. Zu gleichem Zweck bes stimmte er die Ueberschüsse, welche von den zu irgend

einer

einer Ausgabe beſtimmten Summen übrig geblieben waren. Alles dieſes war ſehr gut, konnte aber natürlich die Sache im Großen nicht beſſer machen. Die Unparthelichkeit erfodert zu bemerken, daß die Schuld hiervon auch vorzüglich den Behörden und Miniſtern beizumeſſen war, deren Keiner es wagte, dem Könige einmal, wie es Schuldigkeit geweſen wäre, recht deutlich zu machen, was geſchehen müſſe, wenn dem Uebel abgeholfen werden ſolle. Dieſes iſt, ſo viel wir wiſſen, nie geſchehen, und war eine Folge der Regierungsart Friedrichs, nach welcher Unvollkommenheiten dieſer Art immer nur in einzelnen Fällen ihm bemerklich gemacht wurden, auf die durchaus nöthige Verbeſſerung der ganzen Einrichtung alſo nie gedacht werden konnte.

Eine höchſt üble Wirkung hatte der Einfall, den der König bald nach dem ſiebenjährigen Kriege hatte, ſeine invaliden Soldaten und Unterofficiere dadurch zu verſorgen, daß ſie als Landſchulmeiſter angeſtellt würden. Die meiſten dieſer Leute waren hierzu, ſowohl wegen gänzlich mangelnder Kenntniſſe, als auch wegen ihrer im Soldatenſtande angenommenen Sitten ganz unfähig. Nach der Vorſchrift ſollte ihre Geſchicklichkeit zwar vor der Anſtellung geprüft werden, aber das Reſultat ſolcher Prüfungen mochte aus-

ausfallen, wie es wollte, so mußten Invaliden, welche sich sehr dringend an den König gewandt hatten, oder deren gutes Betragen im Kriege erwiesen war, als Schullehrer angestellt werden, und hiergegen halten keine Vorstellungen der Behörden, keine dringenden Bitten ganzer Gemeinden, auf welche doch sonst sehr gehört wurde, sie mit völlig untüchtigen Schulmeistern zu verschonen. Der König beharrte dabey, es sey billig, daß für Leute gesorgt werde, die für das Vaterland Leben und Gesundheit gewagt hätten, und wunderte sich oft, daß man dieses nicht einsehen wolle. So gewiß es heilige Pflicht des Staats war, die in seinem Dienst verkrüppelten Soldaten zu versorgen, und so billig hierauf, wie wir bereits bemerkt, besserer Bedacht hätte genommen werden sollen, und wir setzen hinzu, bey besserer Einrichtung auch genommen werden konnte; so sonderbar war der Gedanke des Königs, solchen braven Männern dadurch ein ruhiges Alter sichern zu wollen, daß man ihnen die Bildung einer rohen Landjugend übertrug, und ihnen dafür einen höchst kümmerlichen Gehalt anwies.

Auch für die städtischen Schulen, die höhern Lehr-Anstalten, sogar für die Universitäten hat Friedrich sehr wenig gethan; der Hauptgrund hiervon war immer, daß er sich nie entschließen konnte, die erforderlichen Fonds für dieselben herzugeben, und für

immer anzuweisen. Die Unparthelichkeit erfodert auch hiebey zu bemerken, daß dieses wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Minister und Behörden sich bemühet hätten, ihn gründlich von den zu unterrichten, worauf es bey einer bessern Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und dem Zusammenfassen aller Theile desselben eigentlich ankomme, um den König zu überzeugen, daß bey den wirklich vorhandenen Fonds, wenn dieselben gut angewandt würden, es keiner übermäßig großen neuen Zuschüsse bedürfen werde, um den Zweck zu erreichen. Wir halten uns überzeugt, daß solche Vorstellungen von Männern, zu denen der König Vertrauen hatte, ihre Wirkung nicht verfehlt, und, wenn die Sache einmal mit gewohnter Consequenz angegriffen, und mit Beharrlichkeit durchgesezt wäre, in diesem Fache etwas weit Vollkommneres, als geschehen ist, bewürkt haben würden. Aber an dieser rechten Mitwirkung der Behörden fehlte es fast ganz; Friedrich bekam nie deutliche Ideen über die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten, und seine eigne Erfahrung konnte ihn auch hierüber nicht belehren; er selbst verdankte dem Unterrichte durch Lehrer sehr wenig, und hatte seine Ausbildung fast ganz durch eignes Studium erlangt. Er glaubte daher, wer Fähigkeit zu Wissenschaften habe, werde sich schon selbst helfen, und es sey ganz gut, wenn

enn er dabey Schwierigkeiten überwinden müsse. r hielt es genug, wenn mit jungen Leuten gute issenschaftliche Werke gelesen, und, wo es nöthig, er- lutert würden, und er empfahl hierbey gewöhnlich lche Werke, deren Lesung er selbst am meisten ver- ankte [21]), z. B. die Schriften von Bayle, Leib- itz, Locke u. s. w. Aber er bedachte nicht, daß ie meisten jungen Leute zuvor eines gewissen Grades on Bildung bedürfen, um große wissenschaftliche Werke, die eigentlich nicht für Anfänger geschrieben ind, mit Nutzen zu lesen, auch daß nicht alle Leh- er im Stande seyn können, ein solches Lesen mit Nutzen zu leiten.

Friedrich hatte von den Einrichtungen unsrer Universitäten und von den Verhältnissen, in welchen Lehrer und Studirende sich auf denselben befinden, durch-

21) So empfahl er einst dem Philosophen Meyer in Halle, einem sehr beliebten Lehrer, alle Compendien wegzulegen, und mit seinen Schülern Lockes Buch vom menschlichen Verstande zu lesen. Es geschahe, und der Erfolg war, daß von mehrern hundert Zuhörern zuletzt nur fünfe übrig blieben. Es wurde dem Könige angezeigt, und dieser fand hierdurch nur den frivolen Geschmack der Jugend, und den Mangel an Geschicklichkeit des Lehrers bewiesen.

durchaus keine richtigen Begriffe, und konnte sich aus den unzusammenhängenden Vorträgen, die ihm in einzelnen Fällen gemacht wurden, dieselben nicht erwerben, und so ist es begreiflich, daß die Entscheidungen, welche er hierauf, mitten unter ganz andern Geschäften und Zerstreuungen, gab, oft mit einander in Widerspruch, unpassend und in übler Laune abgefaßt waren. Büsching hat [22]) uns viele dieser Entscheidungen aufbehalten, welche von des Königs Liebe und Kenntniß der Wissenschaften, die er doch gewiß hatte, und sogar von seiner Urtheilskraft keinen vortheilhaften Begriff geben, die ein billiger Leser aber sehr entschuldigen und richtiger würdigen würde, wenn er die unzusammenhängenden Berichte über einzelne Vorfälle lesen könnte, auf welche diese Entscheidungen ertheilt wurden. Ueberhaupt hat Friedrich für die Beförderung der Wissenschaften in seinen Landen nicht das gethan, was man von einem Regenten hätte erwarten können, der selbst in wissenschaftlichen Beschäftigungen sein wichtigstes Vergnügen fand; aber er glaubte nicht, daß dieses Sache der Regierung sey, er hielt vielmehr dafür, diese thue genug, wenn sie jedem Einzelnen Freiheit lasse, seine Studien ganz

22) In seinem Buche, Charakter Friedrichs II. S. über dasselbe Beilage M. Nr. 17.

inz nach eigner Einsicht einzurichten, und seine Ge-
nken über alle wissenschaftlichen Gegenstände öffent-
h zu äußern. Durch diese Freiheit, glaubte er, wer-
Aufklärung und Bildung genug befördert, und
e Gelehrten würden besser und würdiger durch das
ngenehme, welches mit der Erweiterung von Kennt-
ssen verbunden ist, und durch den Ruhm, den Aus-
ichnung immer erhält, belohnt, als durch äußere
orzüge und Geldvortheile, welche oft auch von Un-
ürdigen erschlichen werden können. Noch hielt er
ifür, das Studieren müsse nicht durch äußere Be-
hnungen und Vortheile vorzüglich begünstiget und
terstüzt werden, weil fähige Köpfe dessen nicht
dürfen, und unfähige dessen nicht werth sind.
riedrich hatte hierin, vielleicht mit wenigen Ein-
ränkungen, ohne Zweifel Recht, allein er scheint
ersehen zu haben, daß öffentliche Unterrichts-An-
alten eigentlich nicht außerordentliche Genies ermun-
rn und belohnen sollen, sondern ihre Hauptbestim-
ung sey, die Elemente nüzlicher Kenntnisse so weit
i Volke zu verbreiten, daß die Fähigern es dereinst
eiter bringen können, Alle aber so viele Kenntnisse
werben, um in der Thätigkeit ihres Berufs davon
nwendung zu machen und gegen Vorurtheile, wel-
e ihre Zufriedenheit stören, gesichert zu seyn. Auch
llen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten keines-

weges ausgezeichnete Gelehrte bilden, welche den Kreis menschlicher Wissenschaften erweitern, sondern gebildete Menschen, welche ihre Geschäfte mit Einsicht und gutem Urtheil betreiben, und insofern sie sich dem Staatsdienst widmen, diesem wirklich förderlich und nicht durch Unwissenheit und Vorurtheil hinderlich seyn mögen. Hätte man Friedrich diese Ansicht gegeben, so zweifeln wir nicht, er würde immer geneigt gewesen seyn, die zu solchem Zwecke erforderlichen Fonds willig herzugeben.

Die einzige wissenschaftliche Anstalt von Bedeutung, welche Preußen Friedrich verdankt, ist die Akademie der Wissenschaften, deren Wiederhersteller er wurde [23]). Schon König Friedrich I hatte dieselbe kurz vor Annahme der königlichen Würde im Jahr 1700 gestiftet, weil er glaubte, es gezieme einem neuen Könige, auch eine gelehrte Akademie zu haben. Auf Empfehlung seiner Gemahlin wurde Leibniz Präsident, nach allgemeiner Anerkennung damals unstreitig der erste

23) Ihre frühere Geschichte bis 1750 ist von ihrem vieljährigen Sekretair Formey beschrieben in Histoire de l'Academie royale des sciences et de belles lettres depuis son origine jusqu'à présent, à Berlin 1750.

rſte Gelehrte und zu dieſem Poſten fähigſte Mann
i Europa. Er entwarf die Grundgeſetze der Aka-
emie, und war für dieſelbe ſo thätig, wie er ſeyn
onnte, da er meiſtens von Berlin abweſend lebte.
ur Sprache ihrer Verhandlungen wurde die lateini-
che erwählt, unſtreitig ſehr angemeſſen, weil dieſe
amals die allgemeine Sprache aller europäiſchen Ge-
ehrten war, deren Aufnahme, ohne Ausſchluß ir-
end eines Landes, eins der Grundgeſetze wurde.
s ging anfangs mit ihren Fortſchritten ſehr lang-
am; erſt 1710 wurde ſie förmlich eingeweiht und
n Thätigkeit geſezt. Ihre Schriften, welche trefli-
he Aufſätze enthalten, erſchienen langſam, und in
weiten Zwiſchenräumen von einander [24]). Unter Frie-
rich Wilhelm I, welcher alle Wiſſenſchaften als un-
nüze Grübeleyen verachtete, erfuhr auch die Akade-
mie keine gute Behandlung; ſie würde wahrſchein-
lich ganz eingegangen ſeyn, wenn der König nicht auf
ihre Verdienſte um die Anatomie aufmerkſam ge-
macht wäre, deren Zuſammenhang mit der unmit-
telbar praktiſch-nüzlichen Chirurgie er einſahe. Die



24) Dieſe Schriften hatten den Titel: Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum. Es ſind von denſelben während der Jahre 1710 bis 1743 ſieben Bände gedruckt.

glänzende Wiederherſtellung der Akademie war Friedrichs ernſter Vorſatz gleich bey Antritt ſeiner Regierung; doch wegen der ausgebrochenen Kriege mußte die Ausführung bis zu Anfang des Jahrs 1744 ausgeſezt bleiben, wo ſie ihre neue Einrichtung bekam, und von dieſer Zeit an regelmäßige Zuſammenkünfte hielt. Maupertuis, ein berühmter Mathematiker, der beſonders durch eine zur Beſtimmung der Figur der Erde nach dem äußerſten Norden unternommene Reiſe Ruhm erworben hatte, wurde zum Präſident der Akademie ernannt. Er kam ſchon 1740 nach Berlin, und erwarb ſehr das Vertrauen des Königs, welches er auch gegen die Eiferſucht von Voltaire behauptete, mit dem er in vieles Aufſehen machende Streitigkeiten gerieth, an denen der König ſelbſt nur zu lebhaften Antheil nahm. Maupertuis begleitete Friedrich ſogar in den erſten ſchleſiſchen Krieg, wurde von einer öſterreichiſchen Streifparthie gefangen und nach Wien geführt, wo er ehrenvoll behandelt und mit Beweiſen der Huld von Maria Thereſia und ihrem Gemahl entlaſſen wurde. Nach dem Tode dieſes Mannes, im Jahr 1759, wurde die Stelle des Präſidenten nicht wieder beſezt, weil Friedrich keinen fand, den er ganz würdig hielt, Leibnitzens Nachfolger zu ſeyn. d'Alembert, dem die Stelle angetragen wurde, verbat ſie. Ein Staatsmini-

niſter war immer Curator der Akademie, aber ſeit Maupertuis Tode entſchied der König ſelbſt alle wichtigen, zuweilen auch kleine Angelegenheiten derſelben, und bewies für Alles, was ſie anging, große Aufmerkſamkeit; ohne ſeine Genehmigung durfte kein Mitglied aufgenommen werden, und zulezt befahl er ſogar, nach dem eignen Wunſch der Akademie, welche kein anderes Mittel hatte, die Zudringlichkeit Vieler, die aufgenommen ſeyn wollten, abzuwehren, daß ihm keine Vorſchläge zur Aufnahme neuer Mitglieder weiter geſchehen, ſondern ſeine Befehle deshalb abgewartet werden ſollten. Er verfuhr bey dieſer Aufnahme nicht leicht, und es war gewiß unter ihm minder ſchwierig, den Kammerherrn-Schlüſſel, als auch nur den Titel eines Ehrenmitgliedes der Akademie zu erhalten. Sein Wunſch war, daß nur Männer aufgenommen würden, welche wirklich große Verdienſte um die Fortſchritte der Wiſſenſchaften hatten; aber gern hätte er alle Gelehrte in ganz Europa, bey denen dieſes der Fall war, in ſeiner Akademie vereint. Man hat geſagt, daß zu viele Franzoſen aufgenommen worden; dies iſt falſch; die Verzeichniſſe der Mitglieder zu verſchiedenen Zeiten beweiſen, daß die Zahl der Deutſchen, denen man billig die Schweizer beizählte, die größere war. Der Zweck der Akademie war, zur Erweiterung der Wiſſen-

ſchaften im Allgemeinen beizutragen, und ſie hat hierin ihren Platz neben den Akademien von Paris, London, Stockholm und Petersburg rühmlich behauptet; in allen Fächern des Wiſſens hat ſie den Wetteifer dadurch erregt, daß ſie auf Beantwortung wichtiger Fragen Preiſe ſezte. Die Schriften der Akademie, welche jährlich erſchienen, wurden ſeit ihrer Wiederherſtellung in franzöſiſcher Sprache herausgegeben. Dieſes verdient nicht Tadel, und war nicht Folge der partheiiſchen Vorliebe Friedrichs für dieſe Sprache, denn dieſelbe war damals wirklich in ganz Europa, beſonders unter den Gelehrten, die verbreitetſte und am meiſten geleſenſte; noch mehr als die lateiniſche. Hätte die Akademie ihre Schriften in der Landesſprache herausgegeben, ſo würden ſie weniger geleſen ſeyn, und fremde Gelehrte hätten gar nicht an derſelben Theil nehmen können, wie es doch Abſicht war. Aber nach der erſten Stiftungs-Urkunde gehörten Verbeſſerung und Reinigung der deutſchen Sprache, ſo wie Bearbeitung der deutſchen, und beſonders der Landesgeſchichte, zu den Gegenſtänden, welche die Akademie vorzüglich bearbeiten ſollte; ſie hat aber dieſe Pflicht nicht erfüllt, und während Friedrichs Regierung für die deutſche Sprache gar nichts, und für die Geſchichte ſehr wenig gethan. Daß ſie überhaupt die Fortſchritte der

Wissenschaften im Lande nicht sehr befördert und für Verbesserung der Unterrichtsanstalten nichts gethan hat, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, da dies vom Anfang an nicht ihre Bestimmung war, und vermuthlich würden die diesen Fächern vorgesezten Behörden der Akademie nicht einmal gestattet haben, sich um diese Gegenstände zu bekümmern. Schon Friedrich I hatte der Akademie den ausschließlichen Verlag aller Arten von Kalendern in allen seinen Landen beigelegt; Friedrich II bestätigte dies, und die Einfuhr aller fremden Kalender war strenge verboten. Die Akademie hatte daher von dem Verkauf der Kalender, welchen sie verpachtete, ganz bedeutende Einkünfte; billig hätte sie dagegen dafür sorgen sollen, daß durch die für das Volk bestimmten Kalender (nebst Gesang- und Gebetbüchern, wol die einzigen Bücher, welche dasselbe liest) gut gewirkt, und nüzliche, sittliche und ökonomische Kenntnisse verbreitet wären. Daß dieses nicht geschah, ist ein Vorwurf, den man der Akademie mit Recht gemacht hat. In den preußischen Volkskalendern erhielten sich der ungereimteste Aberglaube, und die für die Gesundheit der Menschen nachtheiligsten Vorurtheile, länger als in den Kalendern andrer deutschen Lande, welche nicht unter den Augen großer Gelehrtenvereine verfaßt wurden. Die Akademie fürch-

tete die Abnahme des Abſatzes ihrer Kalender, und daher Verminderung ihrer Einkünfte ſo ſehr, daß ſie aus dieſem kleinlichen Grunde auch nicht die kleinſte Anfechtung der herrſchenden Vorurtheile wagte *). Nur durch die kleinen Taſchen-Kalender hat die Akademie zur Verbreitung mancher nützlichen Kenntniſſe in den gebildeten Klaſſen beigetragen, und ein Beiſpiel gegeben, das in andern deutſchen Landen, z. B. durch die Taſchen-Kalender von Gotha, nachgeahmt und übertroffen wurde. Der König wohnte den Sitzungen der Akademie nicht perſönlich bey, aber er bekümmerte ſich ſehr um Alles, was in denſelben vorging, und ließ ſeine eigenen Aufſätze, ehe ſie bekannt gemacht wurden, in denſelben vorleſen, in den frühern Zeiten durch Darget, in den ſpätern durch Thiebault. Die Akademie hielt jährlich zwey öffentliche Verſammlungen, am 24ſten Januar und 31ſten May, den Tagen der Geburt und der Thronbeſteigung des Königs; es war Ton, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes, auch die Erſten des Hofes

*) So hatte ſie einmal angefangen, die rothen Buchſtaben, wodurch die Feſttage in den Kalendern unterſchieden wurden, abzuſchaffen, weil das Buntſcheckige den guten Geſchmack beleidige; aber die Mehrheit erklärte ſich für die gewohnten rothen Buchſtaben, und ſogleich im nächſten Jahre ließ ſie die Akademie wieder herſtellen.

ofes denſelben beiwohnten. Wenn fremde Fürſten ich Berlin kamen, beſuchten ſie gewöhnlich auch die kademie, weil man wußte, daß es der König gern he. Einige derſelben nahmen die Stelle eines Ehnmitgliedes an; auch Katharina II war unter denlben. Dies trug bey, den Glanz der Akademie zu rmehren, und die Achtung und Zuneigung, welche r König und die Prinzen ſeines Hauſes den akadeiſchen Gelehrten bewieſen, deren Manche keine andere Stelle bekleideten, iſt nicht ohne Nutzen gewen; es brachte die Gelehrten in nähere Berührung it den Großen, gab ihnen mehr Gefühl ihres Werths, und ihrem Umgange mehr Ungezwungenheit, als vorher bey deutſchen Gelehrten gefunden urde. Mit Recht kann geſagt werden, daß die kademie nicht ohne nützlichen Einfluß geblieben iſt, enn ſie gleich zur Beförderung der Wiſſenſchaften n Lande nicht ſehr viel gethan hat. Es iſt eine unereimte Sage, in den Statuten der Akademie ſey uf Befehl des Königs geſagt: „es ſolle durch den Eintritt in die Akademie Niemand an ſeinem Adel verlieren.“ So etwas konnte Friedrich nicht einfalen, aber wirklich ſoll ein Edelmann dem Präſident Maupertuis, welcher mit Anfertigung der Statuten eauftragt war, ein ſolches vorzuſchlagen gewagt haben, aber Maupertuis war ein zu guter Edelmann und groſſer

weges ausgezeichnete Gelehrte bilden, welche den Kreis menschlicher Wissenschaften erweitern, sondern gebildete Menschen, welche ihre Geschäfte mit Einsicht und gutem Urtheil betreiben, und insofern sie sich dem Staatsdienst widmen, diesem wirklich förderlich und nicht durch Unwissenheit und Vorurtheile hinderlich seyn mögen. Hätte man Friedrich diese Ansicht gegeben, so zweifeln wir nicht, er würde immer geneigt gewesen seyn, die zu solchem Zwecke erforderlichen Fonds willig herzugeben.

Die einzige wissenschaftliche Anstalt von Bedeutung, welche Preußen Friedrich verdankt, ist die Akademie der Wissenschaften, deren Wiederhersteller er wurde [23]). Schon König Friedrich I hatte dieselbe kurz vor Annahme der königlichen Würde im Jahr 1700 gestiftet, weil er glaubte, es gezieme einem neuen Könige auch eine gelehrte Akademie zu haben. Auf Empfehlung seiner Gemahlin wurde Leibniz Präsident, nach allgemeiner Anerkennung damals unstreitig der erste

23) Ihre frühere Geschichte bis 1750 ist von ihrem vieljährigen Sekretair Formey beschrieben in Histoire de l'Academie royale des sciences et de belles lettres depuis son origine jusqu'à présent, à Berlin 1750.

rſte Gelehrte und zu dieſem Poſten fähigſte Mann n Europa. Er entwarf die Grundgeſetze der Aka- emie, und war für dieſelbe ſo thätig, wie er ſeyn onnte, da er meiſtens von Berlin abweſend lebte. Zur Sprache ihrer Verhandlungen wurde die lateini- che erwählt, unſtreitig ſehr angemeſſen, weil dieſe amals die allgemeine Sprache aller europäiſchen Ge- ehrten war, deren Aufnahme, ohne Ausſchluß ir- gend eines Landes, eins der Grundgeſetze wurde. Es ging anfangs mit ihren Fortſchritten ſehr lang- ſam; erſt 1710 wurde ſie förmlich eingeweiht und n Thätigkeit geſezt. Ihre Schriften, welche trefli- he Aufſätze enthalten, erſchienen langſam, und in weiten Zwiſchenräumen von einander [24]). Unter Frie- drich Wilhelm I, welcher alle Wiſſenſchaften als un- nütze Grübeleyen verachtete, erfuhr auch die Akade- mie keine gute Behandlung; ſie würde wahrſchein- lich ganz eingegangen ſeyn, wenn der König nicht auf ihre Verdienſte um die Anatomie aufmerkſam ge- macht wäre, deren Zuſammenhang mit der unmit- telbar praktiſch-nützlichen Chirurgie er einſahe. Die



24) Dieſe Schriften hatten den Titel: Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum. Es ſind von denſelben während der Jahre 1710 bis 1743 ſieben Bände gedruckt.

glänzende Wiederherstellung der Akademie war Friedrichs ernster Vorsatz gleich bey Antritt seiner Regierung; doch wegen der ausgebrochenen Kriege mußte die Ausführung bis zu Anfang des Jahrs 1744 ausgesezt bleiben, wo sie ihre neue Einrichtung bekam, und von dieser Zeit an regelmäßige Zusammenkünfte hielt. Maupertuis, ein berühmter Mathematiker, der besonders durch eine zur Bestimmung der Figur der Erde nach dem äußersten Norden unternommene Reise Ruhm erworben hatte, wurde zum Präsident der Akademie ernannt. Er kam schon 1740 nach Berlin, und erwarb sehr das Vertrauen des Königs, welches er auch gegen die Eifersucht von Voltaire behauptete, mit dem er in vieles Aufsehen machende Streitigkeiten gerieth, an denen der König selbst nur zu lebhaften Antheil nahm. Maupertuis begleitete Friedrich sogar in den ersten schlesischen Krieg, wurde von einer österreichischen Streifparthie gefangen und nach Wien geführt, wo er ehrenvoll behandelt und mit Beweisen der Huld von Maria Thereſia und ihrem Gemahl entlassen wurde. Nach dem Tode dieses Mannes, im Jahr 1759, wurde die Stelle des Präsidenten nicht wieder besezt, weil Friedrich keinen fand, den er ganz würdig hielt, Leibnitzens Nachfolger zu seyn. d'Alembert, dem die Stelle angetragen wurde, verbat sie. Ein Staats-

minister war immer Curator der Akademie, aber seit Maupertuis Tode entschied der König selbst alle wichtigen, zuweilen auch kleine Angelegenheiten derselben, und bewies für Alles, was sie anging, große Aufmerksamkeit; ohne seine Genehmigung durfte kein Mitglied aufgenommen werden, und zuletzt befahl er sogar, nach dem eignen Wunsch der Akademie, welche kein anderes Mittel hatte, die Zudringlichkeit Vieler, die aufgenommen seyn wollten, abzuwehren, daß ihm keine Vorschläge zur Aufnahme neuer Mitglieder weiter geschehen, sondern seine Befehle deshalb abgewartet werden sollten. Er verfuhr bey dieser Aufnahme nicht leicht, und es war gewiß unter ihm minder schwierig, den Kammerherrn-Schlüssel, als auch nur den Titel eines Ehrenmitgliedes der Akademie zu erhalten. Sein Wunsch war, daß nur Männer aufgenommen würden, welche wirklich große Verdienste um die Fortschritte der Wissenschaften hatten; aber gern hätte er alle Gelehrte in ganz Europa, bey denen dieses der Fall war, in seiner Akademie vereint. Man hat gesagt, daß zu viele Franzosen aufgenommen worden; dies ist falsch; die Verzeichnisse der Mitglieder zu verschiedenen Zeiten beweisen, daß die Zahl der Deutschen, denen man billig die Schweitzer beizählte, die größere war. Der Zweck der Akademie war, zur Erweiterung der Wissen-

schaften im Allgemeinen beizutragen, und sie h
hierin ihren Platz neben den Akademien von Par
London, Stockholm und Petersburg rühmlich h
hauptet; in allen Fächern des Wissens hat sie d
Wetteifer dadurch erregt, daß sie auf Beantwortu
wichtiger Fragen Preise sezte. Die Schriften d
Akademie, welche jährlich erschienen, wurden s
ihrer Wiederherstellung in französischer Sprache he
ausgegeben. Dieses verdient nicht Tadel, und wa
nicht Folge der partheiischen Vorliebe Friedrichs fü
diese Sprache, denn dieselbe war damals wirklich i
ganz Europa, besonders unter den Gelehrten, di
verbreitetste und am meisten gelesenste; noch meh
als die lateinische. Hätte die Akademie ihre Schrif
ten in der Landessprache herausgegeben, so würde
sie weniger gelesen seyn, und fremde Gelehrte hätte
gar nicht an derselben Theil nehmen können, wie es
doch Absicht war. Aber nach der ersten Stiftungs-
Urkunde gehörten Verbesserung und Reinigung der
deutschen Sprache, so wie Bearbeitung der deut
schen, und besonders der Landesgeschichte, zu den
Gegenständen, welche die Akademie vorzüglich bear
beiten sollte; sie hat aber diese Pflicht nicht erfüllt,
und während Friedrichs Regierung für die deutsche
Sprache gar nichts, und für die Geschichte sehr we
nig gethan. Daß sie überhaupt die Fortschritte der

Wis-

Wissenschaften im Lande nicht sehr befördert und für Verbesserung der Unterrichtsanstalten nichts gethan hat, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, da dies vom Anfang an nicht ihre Bestimmung war, und vermuthlich würden die diesen Fächern vorgesezten Behörden der Akademie nicht einmal gestattet haben, sich um diese Gegenstände zu bekümmern. Schon Friedrich I hatte der Akademie den ausschließlichen Verlag aller Arten von Kalendern in allen seinen Landen beigelegt; Friedrich II bestätigte dies, und die Einfuhr aller fremden Kalender war strenge verboten. Die Akademie hatte daher von dem Verkauf der Kalender, welchen sie verpachtete, ganz bedeutende Einkünfte; billig hätte sie dagegen dafür sorgen sollen, daß durch die für das Volk bestimmten Kalender (nebst Gesang- und Gebetbüchern, wol die einzigen Bücher, welche dasselbe liest) gut gewirkt, und nüzliche, sittliche und ökonomische Kenntnisse verbreitet wären. Daß dieses nicht geschah, ist ein Vorwurf, den man der Akademie mit Recht gemacht hat. In den preußischen Volkskalendern erhielten sich der ungereimteste Aberglaube, und die für die Gesundheit der Menschen nachtheiligsten Vorurtheile, länger als in den Kalendern andrer deutschen Lande, welche nicht unter den Augen großer Gelehrtenvereine verfaßt wurden. Die Akademie fürch-

tete die Abnahme des Abſatzes ihrer Kalender, und daher Verminderung ihrer Einkünfte ſo ſehr, daß ſie aus dieſem kleinlichen Grunde auch nicht die kleinſte Anfechtung der herrſchenden Vorurtheile wagte [25]). Nur durch die kleinen Taſchen-Kalender hat die Akademie zur Verbreitung mancher nützlichen Kenntniſſe in den gebildeten Klaſſen beigetragen, und ein Beiſpiel gegeben, das in andern deutſchen Landen, z. B. durch die Taſchen-Kalender von Gotha, nachgeahmt und übertroffen wurde. Der König wohnte den Sitzungen der Akademie nicht perſönlich bey, aber er bekümmerte ſich ſehr um Alles, was in denſelben vorging, und ließ ſeine eigenen Aufſätze, ehe ſie bekannt gemacht wurden, in denſelben vorleſen, in den frühern Zeiten durch Darget, in den ſpätern durch Thiebault. Die Akademie hielt jährlich zwey öffentliche Verſammlungen, am 24ſten Januar und 31ſten May, den Tagen der Geburt und der Thronbeſteigung des Königs; es war Ton, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes, auch die Erſten des Hofes

25) So hatte ſie einmal angefangen, die rothen Buchſtaben, wodurch die Feſttage in den Kalendern unterſchieden wurden, abzuſchaffen, weil das Buntſcheckige den guten Geſchmack beleidige; aber die Mehrheit erklärte ſich für die gewohnten rothen Buchſtaben, und ſogleich im nächſten Jahre ließ ſie die Akademie wieder herſtellen.

ofes denſelben beiwohnten. Wenn fremde Fürſten ich Berlin kamen, beſuchten ſie gewöhnlich auch die kademie, weil man wußte, daß es der König gern he. Einige derſelben nahmen die Stelle eines Ehnmitgliedes an; auch Katharina II war unter denlben. Dies trug bey, den Glanz der Akademie zu rmehren, und die Achtung und Zuneigung, welche r König und die Prinzen ſeines Hauſes den akadeiſchen Gelehrten bewieſen, deren Manche keine anre Stelle bekleideten, iſt nicht ohne Nutzen gewen; es brachte die Gelehrten in nähere Berührung it den Großen, gab ihnen mehr Gefühl ihres Werths, und ihrem Umgange mehr Ungezwungenheit, als vorher bey deutſchen Gelehrten gefunden urde. Mit Recht kann geſagt werden, daß die kademie nicht ohne nützlichen Einfluß geblieben iſt, enn ſie gleich zur Beförderung der Wiſſenſchaften n Lande nicht ſehr viel gethan hat. Es iſt eine unreimte Sage, in den Statuten der Akademie ſey uf Befehl des Königs geſagt: „es ſolle durch den Eintritt in die Akademie Niemand an ſeinem Adel verlieren.“ So etwas konnte Friedrich nicht einfalen, aber wirklich ſoll ein Edelmann dem Präſident Maupertuis, welcher mit Anfertigung der Statuten eauftragt war, ein ſolches vorzuſchlagen gewagt haben, aber Maupertuis war ein zu guter Edelmann und gro-

ßer

ſter Gelehrter, um nicht eine ſolche für den Adel und die Wiſſenſchaften gleich beleidigende Zumuthung mit verdienter Verachtung abzuweiſen. Auch hat man mit Unrecht geſagt, daß auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Theologen von der Akademie wären ausgeſchloſſen geweſen, und hierin einen Beweis der irreligiöſen Geſinnungen des Königs finden wollen. Freilich, da Theologie und Rechtsgelahrtheit nicht zu den Wiſſenſchaften gehörten, welche die preuſſiſche, ſo wie andere Akademien bearbeiteten, ſo konnten Theologen, ſo wie Rechtsgelehrte, welche nicht auch in andern Fächern Verdienſte hatten, nicht in die Akademie aufgenommen werden, aber doch ſind meiſt immer Theologen unter ihren Mitgliedern geweſen. Wir führen nur Sack (der doch nur über theologiſche Gegenſtände geſchrieben hat), Süßmilch und Silberſchlag als Beiſpiele an, und es iſt in einem Augenblick übler Laune geweſen, wenn es wahr ſeyn ſollte, daß Friedrich die Aufnahme von Spalding und Moſes Mendelsſohn, die zugleich vorgeſchlagen wurden, mit dem Ausdruck: „ich will weder Pfaffen noch Juden in „meiner Akademie haben,“ abgewieſen habe.

Die Moral, worauf Friedrich ſeine eigne heitere Zufriedenheit, deren er ununterbrochen genoſſen hat,

at, gründete, beruhte auf der Selbstbilligung mit inem Bestreben, seine Stelle in der Welt würdig uszufüllen, und alle seine Pflichten, mit Aufopfe- ung jedes andern Genusses, möglichst gut zu erfül- n. Eine gleiche Gesinnung wollte er auch bey An- ern befördern, und er glaubte, die stete Ausübung er Tugend auf keinen festern Grund bauen zu kön- en, als auf die wohlverstandene Selbstliebe. Er wünschte deshalb die Ueberzeugung gemein zu ma- hen, daß Ausübung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zugleich das beste und einzige Mittel ey, unter allen Umständen den eignen Vortheil zu eförderu; er wünschte, daß dieses auch dem Volke im ffentlichen Unterricht, und besonders der Jugend in den Schulen, wohl eingeprägt und recht dargethan werde, wie der beste und rechtschaffenste Mensch auch nothwendig der glücklichste unter allen Zufällen des Lebens seyn müsse[26]). Er wünschte so sehr von dieser Wahrheit zu überzeugen, und hielt dieses für die Sittlichkeit und das Glück der Menschen so wichtig, daß

26) Friedrich hat diese Grundsätze in allen seinen Schriften zu erkennen gegeben, sie aber besonders ausgeführt in der kleinen Schrift: „Essay sur l'amour propre en visagé comme principe de morale," die 1770 zuerst erschien. Wir wünschen, daß hier nachgelesen werde, was über diesen Gegenstand in Beil. M. IV. 3. 4. gesagt ist.

daß er sich selbst kaum zugestehen wollte, wie dieser Satz nur für gebildete, völlig gesunde, in glücklicher äußerer Lage lebende Menschen, die gemäßigte Leidenschaften haben, und die von den gewöhnlichen Widrigkeiten menschlicher Schicksale nur wenig berührt werden, völlig wahr seyn könne, daß aber der bey weitem größte Haufe der Menschen nicht zu dieser Klasse gehöre, daher die Tugend desselben auch noch andere Stützen bedürfe, diese aber nirgend anders, als in der Ueberzeugung gefunden werden können, daß unsre Schicksale unter der Leitung und Obhut eines höchsten wohlwollenden Wesens stehen, eines Wesens, das wirklich Theil an uns nimmt, und, nachdem wir die oft harten Schicksale dieses Lebens bestanden haben, uns noch ein besseres Daseyn aufbewahrt, in welchem wir, bey höherer sittlicher Vollkommenheit, einer reinern Glückseligkeit genießen werden. Friedrich fühlte dieses, und verkannte die Lücken seines eigenen Moralsystems nicht, und wenn er gleich selbst sich zu der Ueberzeugung von einer höhern Bestimmung des Menschen, und großen Erwartungen von dessen Zukunft nicht hatte erheben können, so wünschte er doch sehr, daß Andere diese Ueberzeugungen haben möchten, und daß sie im ersten Unterricht der Jugend beigebracht würden. Er achtete deshalb das Christenthum, und in demselben die

pro-

oteſtantiſche Confeſſion am meiſten, weil er glaub-
, daß darin der Glaube an Gott und Unſterblich-
t, mit den mindeſten Schlacken von Aberglauben
miſcht, gegeben werde. Wir haben bereits die
rtheit des Gefühls bemerkt, welche Friedrich ge-
n Umgangs-Genoſſen bewies, denen er eigne
weifel ſorgfältig verbarg, wenigſtens ſie nicht laut
r ihnen äußerte, um ſie in ihren beglückenden
eberzeugungen nicht zu ſtören; aber, im Wider-
ruch hiermit, bewies er nicht ein Gleiches in ſei-
m öffentlichen Aeußerungen über Religion und in
llen ſeinen darauf Bezug habenden Handlungen.
iedon ſcheint ihm der wichtige Einfluß auf das Volk
irklich nie recht bemerkbar geworden zu ſeyn. Er
erhehlte nicht, daß er durch keine Art religiöſer
leberzeugungen in ſeinen Handlungen geleitet werde,
aß er auf die Billigung der Gottheit und künftiges
eben nie Rückſicht nehme; er zeigte ſich oft nicht
ur als Zweifler, der er doch nur war, und bis ans
nde geblieben iſt, ſondern als entſchiedner Ver-
chter aller religiöſen Ueberzeugungen, die er als
and und Menſchenerfindung verachtete. Er nahm
eshalb nie an irgend einer Gottesverehrung An-
heil [27]), und beobachtete durchaus keine religiöſen

Ge-

27) Zu Anfang ſeiner Regierung ſoll Friedrich zuweilen dem Got-

Gebräuche irgend einer Art. Dies hat offenbar einen sehr üblen Eindruck auf den sittlichen Charakter des Volks gehabt. Einige hatten zwar einen großen Aerger an diesem Unglauben, Andere ahmten dagegen denselben nach, und da ihre Tugend ohne Religion nicht bestehen konnte, wurden sie, wenn jene Stütze wegfiel, in die gröbste Sittenlosigkeit gestürzt. Doch ist diese oft noch ärger geschildert, als sie wirklich war. Ruchlosigkeit und frecher Unglaube zeigten sich im Preußischen nur deshalb unverholner, als anderswo, weil sie vor Niemand Scheu haben durften; aber wir sind überzeugt, sie sind in manchen, besonders auch katholischen, Landen während Friedrichs Zeit wirklich ärger gewesen, und haben, vielleicht grade weil sie sich mehr im Verborgenen halten mußten, daselbst weit schädlicher gewirkt, als in Preußen. Der Umstand, daß man wußte,

Gottesdienste beigewohnt haben, in der Folge aber ist dies nie geschehen. Bey Gelegenheit seiner Huldigung in Breslau hat er den Consistorial-Rath Burg gehört, und ihm seinen Beifall bezeigt. Nach der Schlacht bey Leuthen wohnte er der Siegespredigt eben dieses Mannes bey, und so hat er auch in Dresden einige Male den Superintendent Am Ende gehört. Diese seltnen Fälle, bey denen die Absicht auf das Volk zu wirken offenbar war, können gegen die Regel, die Friedrich beobachtete, dem Gottesdienste nicht beizuwohnen, nicht angeführt werden.

pußte, Friedrich sehe gar nicht auf religiöse Meinungen, und man könne dadurch, daß man diese oder jene äußere, bey ihm durchaus nichts gewinnen noch verlieren; dieser Umstand gab auch den Verehrern der Religion den Muth, sich mit dem Bekenntniß derselben ganz offen darzustellen, ja wir möchten fast sagen, daß grade des Königs Irreligiosität Manche gleichsam herausgefordert und ihren Widersprechungsgeist geweckt habe, um ganz entgegengesezte Ueberzeugungen recht kund werden zu lassen. In Berlin wurden die Kirchen vielleicht fleißiger besucht, als es in andern Hauptstädten damals der Fall war. Nicht nur strömte das gemeine Volk häufig den Predigern zu, deren Vortrag nach seinem Sinn und für seine Fassung war, auch die gebildeteren Klassen, auch die ersten Männer und Frauen des Hofes wohnten dem Gottesdienst fleißig bey. Ein Sack, Spalding, Dietrich und Zöllner predigten immer vor zahlreichen Versammlungen. Die vorzügliche Achtung und das große Vertrauen, welche Friedrich Einigen seiner Umgangsgenossen bewies, die eifrige Verehrer des Christenthums waren, die Ungezwungenheit, mit welcher Manche, die zunächst um den König waren, unter seinen Augen alle kirchlichen Gebräuche mit Strenge beobachteten, ohne daß es der König je

misbilligte, trugen bey, den Eindruck seines eignen Unglaubens zu mildern. Manche zufällige Aeußerungen des Königs, die man mit Begierde weiter erzählte, die vielleicht zuweilen übertrieben wurden, wirkten hierzu mit, und es hat unter denen, welche lange in des Königs Nähe gelebt haben, immer Einige gegeben, welche an seine gänzliche Irreligiosität nie recht glauben wollten; doch bleibt es gewiß, daß deren öffentliche Aeußerung übel gewirkt, und Friedrich hierin offenbar gefehlt hat, wenn gleich die bemerkten Umstände die üble Wirkung etwas gemindert haben mögen. Gewiß aber hat Friedrichs Unglaube nicht gehindert, daß während seiner Regierung wirklich viel Gutes zu Beförderung ächter Religion von den preußischen Landen ausgegangen ist. Manche preußische Theologen in Berlin, Halle und andern Orten, ein Sack, Spalding, Teller, Dietrich, Damm, Semler, Eberhard und viele andere, waren eifrig bemüht, den Kirchenglauben von entstellendem Irrwahn zu reinigen, und ihn zu der ursprünglichen Lehre des Stifters des Christenthums, der nur sittliche Veredlung des Menschen bezielte, zurückzuführen. Ein von Nicolai dirigirtes kritisches Journal, die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek, hat vorzüglich beigetragen, in der theologischen Welt des protestantischen,

und

und zum Theil auch des katholischen Deutschlands, zugleich freimüthigere Ansichten zu begründen, und ihnen die Uebertreibungen des Pietismus, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fast auf dem selben Zweck gearbeitet hat, das Christenthum mehr auf das Praktische, als die Hauptsache aller Religion, zurückzuführen. Friedrich sahe diesen Bemühungen mit Wohlgefallen zu, und wünschte ihnen besten Erfolg, wenn gleich deshalb öffentlich Beifall zu erkennen zu geben, oder in dem Hergebrachten durch seine Befehle irgend eine Aenderung vorzuschreiben seinem Grundsatze, daß ein Regent die Gewissensfreiheit der Unterthanen in keiner Art kränken müsse, durchaus zuwider war. Er ging in der Zartheit, womit er die Meinungen Andrer schonte, wirklich zuweilen weiter, als man, bey seiner eignen Gleichgültigkeit gegen alle diese Meinungen, ihm hätte zutrauen sollen. So war es eine der ersten Handlungen seiner Regierung, daß er den lutherischen Predigern und Gemeinden volle Freiheit gab, gewisse Cerimonien, die König Friedrich Wilhelm I als Ueberbleibsel päbstlichen Aberglaubens abgeschafft, und einige widersprechende Prediger sogar mit der Absetzung bedrohet hatte, wieder einzuführen, oder auch sie wegzulassen, wie sich Jeder in seinem Gewissen dazu verpflichtet glaubte,

und die Gemeinden es wünschten. Einen gleichen Duldungsgeist bewies er noch in seinen lezten Jahren bey dem Widerspruche, der gegen die versuchte Einführung eines verbesserten Gesangbuchs sich erhob. Wenn gleich er das Bessere billigte, wollte er dasselbe doch durchaus durch Zwang nicht aufgedrungen haben, wie dieses oben bereits bemerkt ist [28]).

Die ganz vollkommne Toleranz, oder, um richtiger auszudrücken, die völlige Gleichheit aller Unterthanen in Bezug auf alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, ohne daß dabey auf ihre Religionsmeinungen einige Rücksicht genommen wäre, und die den verschiedenen christlichen Kirchen gelassene Freiheit, ihre Einrichtung nach eigner Einsicht, ohne Einmischung des Staats zu machen, welche Friedrich in so hohem Grade gestattet hat, war keine von ihm zuerst eingeführte Regierungs-Maxime; sie ist vielmehr von den ältesten Zeiten dem brandenburgischen Hause eigenthümlich gewesen. In keinem deutschen Lande vielleicht ist die Religionsveränderung des sechszehnten Jahrhunderts mit so vieler Ruhe und Mäßigung, mit so weniger gegenseitiger Erbitterung der Partheien, fast ohne Zuthun der Re-

28) S. Band I. S. 260.

Regierung, vorgenommen, als im Brandenburgi-
chen. Churfürst Joachim I, der zu jener Zeit lebte,
war ein eifriger Verehrer der Religion, zugleich ein
gelehrter Herr, der die in das Christenthum einge-
rissenen Misbräuche sehr gut erkannte, und deren
Besserung eifrigst wünschte, aber er wollte, daß
diese Besserung durch Männer von vorzüglicher Ein-
sicht auf einem allgemeinen Concilium angeordnet
und dann durch die geistlichen und weltlichen Obrig-
keiten jedes Landes, nach Maaßgabe der besondern
Verhältnisse, zur Ausführung gebracht würde. Die
von unten aus dem Volke aufbrechende Reformation
war ihm dagegen, wegen der bösen Folgen, welche
er davon besorgte, höchst misfällig, und er war
Luthern, den er auf den Reichstägen persönlich hatte
kennen lernen, abgeneigt. Dennoch sahe er ruhig
zu, wie die neue Lehre bey seinen Unterthanen Ein-
gang fand, und endlich deren größter Theil, und
selbst die churfürstliche Familie derselben beistimmte.
Sein Nachfolger, Churfürst Joachim II, bekannte
sich öffentlich zu der neuen Lehre, und führte sie in
seinen Landen ein, aber mit großer Sanftmuth, und 1539.
ohne diejenigen im Mindesten zu drücken, welche bey
dem alten Glauben zu beharren vorzogen. Seine
nächsten Nachfolger waren dem ungeänderten Luther-
thum eifrigst zugethan, und der auch in ihr Land

eingedrungenen reformirten Lehre nicht geneigt, ohne jedoch deren Anhänger auf irgend eine Weise zu kränken, obgleich die theologischen Eiferer Verfolgung aller reformirt Gesinnten, und selbst derer, die solcher Gesinnung nur verdächtig waren, anzufachen sich eifrigst bemühten [29]). Doch die brandenburgische Regierung widerstand dem wilden Eifer und hat nie den Vorwurf auf sich geladen, Menschen wegen Verschiedenheit der Meinungen gedrückt zu haben; aber Churfürst Johann Sigismund ging öffentlich mit mehrern seiner Staatsdiener zur refor-
1613 mirten Confession über. Zwey seiner Brüder und sein Churprinz Georg Wilhelm hatten diesen Schritt schon einige Zeit vorher gethan. Johann Sigismund fand sich hierzu durch Ueberzeugung in seinem Gewissen gedrungen, und hatte durchaus keine politischen Beweggründe bey dieser Handlung, obgleich dies

29) Einer der berühmtesten dieser Eiferer, Andreas Musculus, General-Superintendent der Mark Brandenburg, hat öffentlich darauf angetragen, die Gebeine des weisen Melanchthons, dessen weise Mäßigung den Zeloten ein großer Aerger war, auszugraben und mit seinen Schriften öffentlich zu verbrennen! Wahrlich, wenn man erfährt, daß ein protestantischer Theolog eines so abscheulichen Gedankens fähig gewesen; so hört man auf, die unchristliche Verfolgungssucht für einen nur der katholischen Kirche eigenthümlichen Flecken zu halten.

es oft fälschlich behauptet ist 30). Er erklärte
ausdrücklich, daß, so sehr er von der Wahrheit
des von ihm bekannten Lehrbegriffs überzeugt sey, und
sich Andern gleiche Ueberzeugung wünsche, so wolle



30) Diese ganz unrichtige Behauptung ist von einem Schriftsteller dem andern ohne alle Prüfung und Beweis nachgeschrieben, und auch Friedrich II selbst hat sie, ohne vorher untersucht zu haben, in den Mémoires de la Maison de Brandebourg als wahr angenommen. Wenn man sich in die Umstände versetzt, in welchen Johann Sigismund lebte, so überzeugt man sich, daß durchaus keine politischen Gründe denkbar waren, welche diesem Churfürsten den Uebergang hätten rathsam machen können, daß er vielmehr, nach allen Gründen der Staatsklugheit, nicht öffentlich einer Parthey beitreten mußte, welche dem bey weitem größten Theile seiner Unterthanen äußerst verhaßt war, gegen deren Abneigung die Absicht, den wenigen neuen Cleviſchen reformirten Unterthanen zu gefallen, durchaus kein Grund seyn konnte. Eine zuverläßige Auskunft über diese Begebenheit und alle dabey vorgekommenen Umstände nach den besten zum Theil nur handschriftlich vorhandenen Berichten der Zeitgenossen findet man in Hertings: „historischer Nachricht vom ersten Anfang der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen, Halle 1778," und in den „Zusätzen und „Verbesserungen zu dieser Nachricht „Halle 1784." Ruhige Mäßigung und Unpartheilichkeit sind in diesen Schriften unverkennbar, und dieselben müssen Jeden von der edlen Mäßigung Churfürst Johann Sigismund überzeugen.

er dieſelbe doch Niemand aufdringen, noch weniger wegen Abweichung von derſelben irgend Jemand verfolgen oder drücken; er umfaſſe vielmehr alle ſeine Unterthanen, welche religiöſe Meinungen ſie haben möchten, mit gleicher Liebe. Alle Handlungen des frommen Churfürſten waren dieſen Verſicherungen ganz gemäß. Nur in ſeiner Hofkirche wurde der reformirte Cultus eingeführt, in allen andern Kirchen aber der bisher beſtandene beibehalten, ſo lange die Gemeinden es wünſchten. Den bey dem Lutherthum Beharrenden wurde keine einzige Kirche im ganzen Lande genommen. Johann Sigismund foderte für ſich, ſeine Familie und die ihm gleich Denkenden nichts weiter, als dieſelbe Gewiſſensfreiheit, die er allen Andern zugeſtand. Nur das unvernünftige Eifern, Läſtern und Verdammen auf den Kanzeln und in Schriften, wurde allen Partheien ſtrenge verboten; doch nicht ohne harten Kampf wurde dem billigen Verlangen des Regenten genügt. Man ging anfangs ſo weit, ihm zu Königsberg nicht einmal in ſeinen eigenen Zimmern den Privatgottesdienſt nach reformirten Gebräuchen geſtatten zu wollen, und ſogar in Berlin entſtanden aufrühreriſche Bewegungen. Durch die hitzigen Theologen wurde auch ein Theil der Landſtände aufgehezt, dem Churfürſten, wenn er bey der Religionsveränderung beharrte, die Bewilligung

der

r Abgaben zu verweigern, und sich Eingriffe in seine usgemachtesten Regentenrechte zu erlauben. Doch ndlich siegte Johann Sigismunds wirklich die höchste rüfung aushaltende sanfte Mäßigung über allen Widerstand, und brachte die Unterthanen dahin, ihm lbst und seiner Familie und den mit ihm Gleichdenenden eben die Rechte in Absicht der Gottesverehrung zuzugestehen, die sie für sich selbst verlangten.

Die Nachfolger Johann Sigismunds haben nach gleichen Grundsätzen gehandelt, und allen ihren Unterthanen, welcher christlichen Parthey sie auch zugethan waren, nicht nur die vollkommenste Gewissensfreiheit, sondern auch, ohne Rücksicht auf religiöse Meinungen, völlig gleiche bürgerliche Rechte zugestanden. Hierdurch ist bewirkt, daß grade die Verschiedenheit von Confession zwischen Regenten und Unterthanen, welche in manchen Landen bleibende Trennung, gegenseitiges Mistrauen und ärgerliche Streitigkeiten hervorbrachte, in den Preußisch-Brandenburgischen Landen dagegen die glücklichsten Folgen gehabt hat. Beide Partheien näherten sich in Duldung und Liebe, die Einsichten wurden bey Allen erweitert, die Rechte der Regierung wurden aufrecht erhalten, und den kirchlichen Partheien die Freiheit gelassen, ihre Einrichtungen

nach ihrer besten Einsicht zu machen. Aber den Anmaaßungen ehrsüchtiger Geistlichen, welche in den zunächst auf die Reformation folgenden Zeiten schon auf gutem Wege waren, an die Stelle päbstlicher Gewissensherrschaft im protestantischen Deutschland die Herrschaft ihrer Symbole zu setzen, geschah Einhalt. Die deshalb unter Johann Sigismund so kühn gewagten Versuche sind im Brandenburgischen die lezten ihrer Art gewesen. Seit jener Zeit ist nicht nur von der Regierung die Gewissensfreiheit geschüzt, sondern auch die Unterthanen, und unter ihnen auch die Geistlichen beider Partheien, haben, ohngeachtet des festen Beharrens bey ihren verschiedenen religiösen Ansichten, in Eintracht neben einander gelebt, und dadurch bewährt, daß sie sich zu einer Religion der Liebe bekennen, welche durchaus nicht einer genauen Uebereinstimmung in den Meinungen bedarf. König Friedrich Wilhelm I hätte, seinem Charakter gemäß, die Sache gern etwas rascher betrieben. Er wünschte angelegentlich beide protestantischen Kirchen zu vereinigen, sowohl in Absicht des äußern Gottesdienstes, als auch über den Lehrbegriff selbst; die Trennung war ihm höchlich zuwider, und sein Eifer für die Vereinigung hätte ihn beinahe hingerissen, Zwang zu gebrauchen, aber sein gesunder Menschenverstand hielt ihn zurück,

ch den Verſuch, den er in dem lezten Jahre ſeiner
Regierung gemacht, bey dem lutheriſchen Gottes-
enſt einige kleine Aenderungen mit Androhung von
wang einzuführen, wurde von Friedrich II, wie
ir bereits erwähnt, gleich in den erſten Tagen ſei-
r Regierung zurückgenommen. Dieſes von den
randenburgiſchen Regenten während eines ſo lan-
en Zeitraums mit ſteter Conſequenz beobachtete
ohlthätige und weiſe Syſtem iſt endlich in der Zeit,
ährend welcher dieſe Geſchichte geſchrieben worden,
ur glücklichſten Vollendung gediehen, und es war
önig Friedrich Wilhelm III vorbehalten,
eide proteſtantiſchen Religionspartheien zu einer
emeinſamen Gottesverehrung zu vereinen, wobey 1817 d. 31ten Oktbr.
ber jede Parthey ihre unterſcheidenden Meinungen
ehalten hat, und kein Verſuch gemacht iſt, ſich
ber dieſe in beide Theile einigermaßen befriedigen-
en Worte ſcheinbar zu vergleichen; eine Weisheit,
ie von Jedem geprieſen werden muß, den die Ge-
chichte der Vorzeit belehrt hat, daß jeder ſolcher
Verſuch nicht nur unnütz, ſondern auch Anlaß ge-
weſen iſt, die Erbitterung beider Theile von neuem
anzufachen.

Die völlig gleiche Behandlung, welche Friedrich
gegen beide proteſtantiſche Partheien bewies, war

bey

bey ihm nicht blos auf dieſe eingeſchränkt, ſie umfaßte alle auch von beiden abweichenden chriſtlichen Meinungen. Immer war es ſein Grundſatz, wie er es einmal in einem ſeiner Befehle ausdrückte, daß es Jedem in ſeinem Lande erlaubt ſeyn müſſe, nach eigner façon ſelig zu werden; Jeder ſollte glauben und öffentlich bekennen dürfen, was er wollte, und Keiner ſollte deshalb irgend worin je zurückgeſezt oder vorgezogen werden. Dieſe vollkommen gleiche Behandlung chriſtlicher Religionspartheien war bey Friedrich nicht nur Grundſatz der Staatskunſt, ſondern natürliche Folge der Ueberzeugung, zu der ihn, wie wir bereits bemerkten, ſein philoſophiſches Nachdenken ſchon in früher Jugend gebracht hatte, daß es unmöglich ſey, in Abſicht überſinnlicher Dinge zu irgend einer Gewißheit zu gelangen. Innig überzeugt von der großen Wahrheit: „Wir irren insgeſammt, nur Jeder irret anders,“ mußte er es für die albernſte aller Albernheiten halten, wenn Menſchen über die Verſchiedenheit ihrer Vorſtellungen von Dingen, über welche Alle gleich unwiſſend ſind, ſich zanken, haſſen und verfolgen. So wahr dieſer Grundſatz, und ſo muſterhaft die von Friedrich hiernach befolgte Regierungs-Maxime iſt; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß er es zuweilen gar zu ſehr

und gab, ſeine Duldung beruhe auf völliger Gleichgültigkeit, oder vielmehr Geringſchätzung aller und jeder Religionsmeinungen, die er insgeſammt für Irrthum und Täuſchung hielt. Er iſt in dieſer an Verachtung gränzenden Gleichgültigkeit unſtreitig weiter gegangen, als der gute Menſch, welcher die Ueberzeugungen Anderer, wenn er ſie auch nicht theilen kann, doch achtet, und beſonders als der weiſe Regent, er mag ſelbſt denken wie er will, geachten ſollte. Friedrich vergaß zu ſehr, daß die Sittlichkeit und die Zufriedenheit des bey weitem größten Theils der Menſchen mit ihren religiöſen Ueberzeugungen enge zuſammenhängt, daß ſie ohne dieſelben nicht beſtehen kann, und daß der Regent jene offenbar in den Gemüthern ſchwächt, wenn er dieſen ohne alle Ausnahme eine verächtliche Gleichgültigkeit beweiſt. Es iſt freilich äußerſt ſchwer, vielleicht unmöglich, dieſe Gleichgültigkeit nicht kund zu geben, wenn wir ſie wirklich haben, und wenn wir zu einer Ueberzeugung von höherer Beſtimmung des Menſchen, und zu frohen Hoffnungen über deſſen Zukunft uns nicht haben erheben können. Friedrich hat dies, ſo redlich er auch darnach geſtrebt hat, nicht vermocht: eine andre Ueberzeugung, als er hatte, wollte er nicht heucheln, und ſo hat er alſo durch zu offenes Kundgeben ſeiner eignen Anſichten

auf ſeine Unterthanen zuweilen übel gewirkt, und ſie in den Ueberzeugungen, bey welchen er ſie ſo gern zufrieden ſahe, wider ſeinen Willen geſtört. Zuweilen beruhte das Aergerniß, welches er gab, vielleicht nur in der etwas derben Art, ſeine Geſinnung auszudrücken, und es hätten, um daſſelbe weniger kränkend für die Gefühle Andrer zu äußern, nur ſchonendere Worte gebraucht werden müſſen. Wenn z. B. der König bey dem Verſuch der Einführung eines beſſern Geſangbuchs durchaus Niemand wider ſein Gewiſſen gezwungen wiſſen wollte, ſo war dies lobenswerth, wenn er aber in ſeinen deshalb erlaſſenen Befehlen hinzuſezte: „Jeder kann bey mir „ſingen, Nun ruhen alle Wälder und „dergleichen dummes und thörigtes „Zeug mehr,“ — ſo war dieſes Mäuchen ſeinen Unterthanen, und wol nicht den ſchlechteſten, wirklich ſchmerzhafter, als vielleicht einiger Zwang geweſen wäre, den ſie bey mehrerm Antheil des Königs an der Sache hätten leiden müſſen.

Bey aller Freiheit, welche den verſchiedenen Religionspartheien gelaſſen war, ihre kirchlichen Einrichtungen ſo zu machen, wie ſie ſich ſelbſt in ihrem Gewiſſen dazu verpflichtet hielten, verſtattete Friedrichs wachſame Regierung nicht, daß Eine

Par-

Parthey da, wo ſie die zahlreichere war, ſich über
ie andern irgend Vorrechte anmaaße, oder ihren
Gliedern gehäßige Geſinnungen gegen anders Den-
ende einflöße. Auch die römiſch-katholiſche Kirche,
o wenig es ihren eigenthümlichen Grundſätzen ge-
äß war, mußte ſich hierin fügen; alle in derſelben
onſt üblichen Controverspredigten waren ſtreng ver-
oten, und den Geiſtlichen war ernſtlich vorgeſchrie-
en, ſich damit zu begnügen, ihren Lehrbegriff in
einem ganzen Umfange zu erklären und zu behaup-
en, aber ſich dabey alles Schimpfens und Verdam-
nens Anderer zu enthalten. Auch waren ihnen alle
Verſuche, Andere zu ihrem Glaubensbekenntniß
inüberzuziehen, unterſagt, und dieſelben ſind unter
Friedrichs Regierung wirklich ſelten geweſen. Eben
o war auch der Geiſtlichkeit nicht erlaubt, ſich über
ie Gewiſſen der eignen Glaubensgenoſſen irgend eine
Herrſchaft anzumaaßen, und wenn dieſelbe zuweilen
m Dunkel der Klöſter verſucht ſeyn mag, ſo wurde,
obald die Regierung davon Kunde erhielt, jedem
wange ernſtlich geſteuert. So hat auch die katholi-
he Kirchenparthey unter Friedrichs Regierung wenig
achtheilige Wirkungen hervorgebracht, und dieſer Kö-
ig konnte ohne Bedenken den Jeſuitenorden in ſeinen
anden noch einige Jahre nach deſſen Aufhebung ganz
n alter Verfaſſung beſtehen laſſen, da er dieſes

wo-

wegen des Nutzens, den die Jesuiten bey den Schulen stifteten, nöthig fand. Dieser Orden, der in andern Landen die Thronen zu stürzen drohte, ließ in Preußen gar keine üblen Folgen besorgen. Wie der König die Wirkung der Aufhebung des Ordens durch das Oberhaupt der Kirche endlich auch in seinen Landen eintreten ließ, zog er alle Güter und Einkünfte desselben nicht zum Vortheil des Staats ein, wozu er, selbst nach dem Beispiel katholischer Regenten, völlig berechtiget gewesen wäre, sondern wandte sie ganz für die Bedürfnisse der Kirche, vorzüglich zu Verbesserung der katholischen höhern und niedern Schulen an, bey welchen auch die Exjesuiten wieder angestellet wurden, deren Keiner im Preußischen unversorgt blieb. Dieses weise und gemäßigte Betragen Friedrichs erwarb ihm die treue und aufrichtige Anhänglichkeit seiner katholischen Unterthanen, besonders auch der Geistlichkeit, welche dankbar erkannte, daß ihre Güter in den preußischen Landen nur mäßig und ohne Willkühr belastet waren, und sie ihres Eigenthums in denselben ruhiger und sicherer genoß, als von manchen katholischen Regierungen gestattet war.

Bey den kleinern Religionspartheien, z. B. Herrnhuthern, Quakern, Mennoniten u. s. w. war Frie-

Friedrichs Aufmerksamkeit besonders dahin gerichtet, daß sie die ihnen gelassene Freiheit, ihre Lehren ohne allen Zwang vorzutragen und ihre innern Einrichtungen ganz nach eignem Gefallen zu machen, nicht mißbrauchten, um sich zu sehr zu verbreiten. Das Proselytenmachen unter andern Glaubensgenossen war daher verboten, eine Vorsicht, die deshalb nöthig wurde, weil manche ungesellige Lehren die Anhänger dieser Partheyen in der That gegen die bürgerliche Gesellschaft zu gleichgültig machten, und sie abhielten deren Pflichten zu erfüllen. Dies war besonders bey den Partheyen der Fall, welche ihren Bekennern die Annahme von Kriegsdiensten, Verpflichtung durch den Eid u. dergl. nicht erlaubten. Eine allgemeine Verbreitung solcher Lehren hätte allerdings dem Besten des Staats nachtheilig werden können; Friedrich wußte derselben ohne Verfolgung zu wehren. Im Ganzen beobachtete er den Grundsatz, daß er von allen Unterthanen ohne Ausnahme die Erfüllung der Pflichten foderte, welche sie ihrem bürgerlichen Verhältniß schuldig waren, und es dann ihnen selbst überließ, wie sie sich deshalb in Absicht ihrer religiösen Grundsätze mit ihrem Gewissen abfinden mochten. Die consequente Befolgung dieser Regierungs-Maxime hat auch wirklich die Folge gehabt, daß unter Friedrich von der Dul-

dung der verschiedenen Religionspartheyen nie in gend ein Nachtheil verspürt ist. Zuweilen findet man in seinen Entscheidungen über Angelegenheiten dieser Art wol eine üble Laune und einigen Unwillen, welche bey einem Regenten sehr natürlich waren, der durch Dinge, die er selbst gering achtete, sich nicht in wichtigern Geschäften gar zu oft unterbrechen ließ.

Nur in Absicht Einer Religionspartey hat der König die Grundsätze, welche er gegen alle andere übte, und welche so gute Folgen hervorbrachten, nicht befolgt, nämlich in Absicht der Juden. Er hielt dieses Volk durch seine Religionsmeinungen so sehr verderbt, und besonders derjenigen Tugenden, welche für die bürgerliche Gesellschaft vorzüglich wichtig sind, nämlich strenger Ehrlichkeit, Vaterlandsliebe, kriegerischen Muths und Tapferkeit, so ganz unfähig, daß er es für unmöglich erachtete, dasselbe durch irgend getroffene Einrichtungen zu bessern. Eine natürliche Folge dieser Ansicht war, daß er der weitern Vermehrung der Juden Gränzen zu setzen wünschte, und dieses durch drückende Einrichtungen aller Art, welche ihr Fortkommen erschwerten, zu erreichen suchte. Zwar hatte es der Einsicht Friedrichs unmöglich entgehen können, daß die unläugbar vorhandene sittliche Verderbt-

derbniß des jetzigen jüdiſchen Volks nur dadurch hervorgebracht ſey, weil es ſeit ſo vielen Jahrhunderten in allen Staaten unter einem harten Drucke gehalten, ihm alle Rechte und Vortheile des bürgerlichen Vereins verſagt, ihm faſt alle Wege zu einem ehrlichen Fortkommen verſchloſſen, jeder edle Ehrtrieb in ihm erſtickt und ihm zum nothdürftigen kümmerlichen Unterhalt nur der einzige Weg des kleinen Handels übrig gelaſſen war. Dieſer iſt ein Gewerbe, das, wenn es viele Generationen hindurch von einem abgeſondert lebenden Volke allein getrieben wird, nothwendig den verderblichſten Einfluß auf deſſen Sittlichkeit haben muß, einen Einfluß, dem ſchlechterdings nicht gewehrt werden kann, als wenn deſſen Urſache gehoben, und den Juden, gleich allen andern Gliedern der Geſellſchaft, geſtattet wird, durch jede Art von Fleiß und Arbeit ihren Unterhalt auf ehrliche Art zu gewinnen. Dieſer Weg der bürgerlichen Verbeſſerung der Juden iſt der einzige, aber ſicher und unfehlbar, denn die Verderbtheit dieſes Volks iſt allein Folge des langen, politiſchen Drucks, nicht der Religionsgrundſätze. Iſt gleich das moſaiſche Geſetz in ſeiner urſprünglichen Reinheit nicht erhalten, ſondern in der Folge der Zeiten durch manche Zuſätze entſtellt, welche nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des Volks gehabt

haben; so liegt doch selbst in dem Glauben der neuern Juden nichts, was sie zu durchaus schlechten Menschen machen müßte, und was nicht bey guter bürgerlicher Behandlung seine Einwirkung binnen einer gewissen Zeit verlieren müßte, wie die Erfahrung es bey andern Religionspartheyen bewiesen hat [31]). Aber wenn, wie wir glauben, dieses auch

Frie-

31) Schreiber dieses hat eben diese Grundsätze bereits vor vielen Jahren in einem Werke über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 2 Theile, 1781 und 1783, umständlich entwickelt, und in Deutschland zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht, zu eben derselben Zeit, wie, ihm unbewußt, Kaiser Joseph II unter allen Monarchen zuerst nach eben diesen Grundsätzen zu handeln anfing. Freudig bekennt der Verf. hier seine Ueberzeugung, daß noch jezt, nachdem so Vieles über diesen Gegenstand, zum Theil in einem ganz andern Sinne wie der seinige, geschrieben ist, eben diese Grundsätze ihm doch noch immer die einzigen zu seyn scheinen, die eine Regierung befolgen muß, der es Ernst ist, die Juden zu brauchbaren Unterthanen zu machen. Sein Buch ist zugleich ein Beweis, wie freimüthig man unter Friedrich die von ihm befolgten Regierungs-Maximen öffentlich beurtheilen durfte; der Verf. übersandte seine Schrift dem Könige, und entwickelte in dem Begleitungsschreiben kurz die Tendenz derselben; er erhielt eine seine Absicht lobende, gütige Antwort. Ein Mehreres war nicht zu erwarten, denn Friedrich war in seinen Regierungs-Maximen zu fest, als daß er durch eine deutsche Schrift eines noch jungen Schriftstellers zum nochmaligen Durchdenken derselben hätte bewogen werden können.

Friedrichs Einsicht nicht hatte entgehen können, so entging ihm auch gewiß nicht, daß dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden, wenn gleich der sicherste und gewisseste, doch ungemein langsam sey, und daß, wenn er ihn hätte betreten wollen, er doch bey dem längsten Leben keine Hoffnung haben würde, die guten Folgen desselben zu sehen. Friedrich wählte also den Weg, durch noch härtern Druck der Zunahme der Juden zu wehren. Die Lasten, welche dieselben tragen mußten, waren wirklich sehr schwer, und von der Art, um die Juden in jedem Augenblick fühlen zu lassen, man traue ihnen nichts Gutes zu, und sie seyen Gegenstände allgemeiner Verachtung. Dies mußte die sittliche Verderbtheit dieses Volks noch vermehren, und allen Ehrtrieb und jedes bessere Gefühl ganz ersticken. Es schien, die Regierung habe recht darauf gesonnen, um den Druck empfindlich zu machen; wir führen nur ein dies beweisendes Beispiel an. Die Zahl der Juden an jedem Orte war genau bestimmt, und es wurde sorgfältig gewacht, daß dieselbe sich unter keinem Vorwande vermehre. Jeder Familienvater bedurfte, um im Lande zu leben, eines Schutzbriefes; dieser ging bey seinem Tode immer nur auf eins seiner Kinder über, die übrigen Kinder mußten auswandern, oder eigne Schutzbriefe lösen. Aber außer dem Gelde, welches diese Schutz-

briefe kosteten, waren an dieselben noch Nebenbedingungen geknüpft, die sie noch drückender machten. Eine dieser Bedingungen war folgende: ein Jude, dem das Recht, sich im Lande niederzulassen und zu verheirathen, zugestanden wurde, mußte eine gewisse Quantität von Porcellan der Königl. Fabrik abkaufen, aber es war ihm nicht erlaubt, dieses Porcellan selbst auszuwählen, sondern die Fabrik-Direktion theilte ihm das Bestimmte zu, und ließ ihn dafür den Preis, den man gut fand, bezahlen. Noch mehr, dies aufgedrungene Porcellan durfte der Jude nicht zum eignen Gebrauch behalten, oder es im Lande verkaufen; sondern er mußte es binnen einer gewissen Zeit außer Landes schaffen, und damit man sich überzeuge, daß dieses geschehe, mußte er einen Ort im Auslande benennen, wohin es die Direktion versandte. Dieses Porcellan, welches besonders bezeichnet wurde, durfte auch bey Strafe, als Contrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Diese harte wirklich grausame Maaßregel war auch zugleich noch in andrer Rücksicht unpolitisch, denn da natürlich die Fabrik-Direktion sich dieses Mittels bediente, um ihres schlechtesten Ausschusses sich zu entledigen; so wurde hierdurch der Credit des Berliner Porcellans im Auslande vermindert. In der That man erstaunt, daß

Frie-

Friedrich ſolche kleinliche Mittel eines ungerechten Drucks hat genehmigen können, und man wird geeigt zu glauben, daß die Ueberzeugung von der chädlichen Wirkſamkeit der Juden nicht der einzige Beweggrund geweſen ſey, ſondern die Halsſtarrigeit, mit welcher dies Volk bey dem ſeit Jahrtauenden bewährten Glauben und den Sitten ſeiner Väter beharrete, ihm eine ſolche Abneigung und Verachtung gegen dieſe Unglücklichen eingeflößt hate, daß er in Rückſicht derſelben alle Geſinnungen es Landesvaters verläugnete. Alles dies hinderte doch nicht, daß Juden, welche einmal Vermögen erworben hatten, und eine beſondere Gewandtheit es Geiſtes bewieſen, von Friedrich gern zu Unternehmungen gebraucht wurden, wo es darauf ankam, mit den wenigſten Ausgaben und auf die ſicherſte Weiſe Vortheile zu erwerben. Diejenigen, welche hierzu gebraucht werden konnten, erhielten jede Art von Begünſtigung und Unterſtützung, oft auf Koſten und mit Zurückſetzung thätiger und rechtlicher Unterthanen. Da dieſe Vortheile grade olchen Juden am reichlichſten zu Theil wurden, welche durch Niederträchtigkeit dieſelben zu erſchleihen wußten, ſo war dieſe Begünſtigung der chlechten Juden ein eben ſo kräftiges Mittel, ls der Druck der Uebrigen, um die ſittliche Ver-

derbtheit Aller, und die Erbitterung gegen sie bey andern Unterthanen zu vermehren.

Alle bisher gemachten Bemerkungen werden hinreichend beweisen, daß Friedrich, bey allem guten Willen, durch die innere Regierung bey weitem nicht so wohlthätig gewirkt habe, als gewiß geschehen wäre, hätte er den wichtigen Gegenständen derselben die Aufmerksamkeit widmen können, die sie so sehr verdienten; da er aber dies nicht vermogte, so gerieth er auf unrichtige Ansichten und wurde zu falschen Schritten geleitet. Hiezu kam bey diesem Könige, besonders in den leztern Jahren, daß seine einmal gewohnte Regierungsart ihm nicht erlaubte, ehe er seine Entschlüsse faßte, die Sachen allemal und zureichend mit Männern von Einsicht zu berathen, welche die Folgen von allen Seiten gezeigt hätten, und daß er deshalb in einmal gefaßten Meinungen immer mehr befestiget und immer weniger geneigt wurde, Widerspruch anzuhören. Auch mußte die gar zu große Ueberladung mit Geschäften oft kleinlicher Art zuweilen Unlust und üble Laune hervorbringen, welche dann zu Entschlüssen führten, die nicht immer auf die Umstände paßten, noch mit den in mehr heitern Augenblicken geäußerten Maximen übereinstimmten. Dies sind die Schranken der

Mensch-

Menschheit, über welche auch der umfassendste Geist nicht hinaus kann! Möge diese Erinnerung an solche Schwächen Friedrichs Beispiel künftigen Regenten auch in denjenigen Fällen lehrreich machen, wo dessen Nachahmung nicht empfohlen werden kann!

Friedrichs Verwaltung der Finanzen bietet fast eben die Betrachtungen dar, zu welchen uns seine innere Regierung so eben Anlaß gegeben hat. Niemand, und besonders kein Regent, ist in allen Rücksichten gleich groß und nachahmungswerth; auch Friedrich ist dies nicht gewesen. Die Leitung der politischen Verhältnisse mit andern Staaten, die Behauptung der wichtigen Stellung, welche er unter ihnen allein durch die Kraft seines Geistes, weit über das Verhältniß der physischen Kräfte seines Staats, errang, die Bildung seines Heers, der kräftige Gebrauch, den er von demselben in Kriegen, die er um die Existenz seines Staats führen mußte, machte, endlich sein Bestreben, in der Gesetzgebung etwas Vollkommneres zu erreichen; — dies sind die Fächer, in welchen Friedrich eigne Bahnen gebrochen, in welchen er sich groß, einzig und bewundernswerth bewiesen hat. Diese Fächer hatte er von früher Jugend an zu Gegenständen seines reifsten Nachdenkens gemacht, sie hatte er in allen ih-

ren Beziehungen durchdrungen, in ihnen folgte er den Grundsätzen, die er sich durch sein Nachdenken ganz zu eigen gemacht hatte. Nur, wo dieses der Fall ist, leistet auch der geistvolle Mann etwas wirklich Großes, und hinterläßt unsterbliche Denkmale seines eigenthümlichen höhern Genius. Nicht so war es in Absicht der innern Regierung und der Verwaltung der Finanzen; diese hatte Friedrich nie zu Gegenständen seines eifrigen Studiums gemacht. Er fand in denselben schon Vieles durch seinen Vater gut geordnet, und er beharrete bey der Nachahmung des von demselben gegebnen Beispiels, und hierin hat er sehr wohl gethan, denn die Erhaltung des schon vorhandenen Guten ist besser, als wenn eine Regierung ein unruhiges Streben beweiset, Alles vollkommner, als es war, zu machen. Auch durch Friedrichs Beispiel wird dieses bewiesen. Nicht durch die Beibehaltung der Grundsätze seines Vaters, sondern durch deren Uebertreibung in manchen Punkten hat er Unheil über sein Volk gebracht. Friedrich hat zuweilen Maaßregeln befolgt, die für seine Unterthanen höchst drückend geworden sind, die sein Land zum Schrecken der Ausländer, und sein Andenken hin und wieder verhaßt gemacht haben. Eine umständliche Entwickelung der von diesem Könige befolgten Finanz-Grundsätze in ihrem

ızen Zuſammenhange, eine unpartheiiſche Dar-
llung aller Gründe und aller Folgen der in dieſem
che gemachten Einrichtungen würde höchſt lehr-
ch ſeyn; aber, wenn wir ſie auch zu unſrer eig-
ı Befriedigung zu geben vermögten, welches doch
ht der Fall iſt, ſo würde eine ſolche Darſtellung
s hier zu weit führen. Wir begnügen uns, einige
: wichtigſten Punkte anzudeuten, und überlaſſen es
n kundigen Leſer, ſich aus denſelben ein richtiges
ild vom Ganzen zuſammenzuſetzen.

In der Benutzung der Domainen hat Friedrich
ne erheblichen Veränderungen gemacht, und dieſes
t Recht, weil er die Einrichtungen ſeines Vaters
rin ſehr gut fand. Unter den frühern brandenbur-
ſchen Regenten hatte man oft zwiſchen Erbpacht
:r Domainen, oder deren Verpachtung
ıf gewiſſe Jahre geſchwankt. König Frie-
ich I war anfangs der Erbpacht geneigt, ſchaffte
ier gegen Ende ſeiner Regierung dieſelbe ganz ab,
ıd führte die Zeitpacht auf ſechs oder zwölf Jahre
)erall ein. Die Beſtimmung dieſer Zeit iſt vor-
ıglich wichtig. Billig ſollte ſie nie unter zwölf
ahren ſeyn, damit der Pächter Zeit habe, ſolche
:inrichtungen zu treffen, welche ihm ſelbſt einen
auernden Gewinn verſprechen, und zugleich die im-

mer

mer fortgehende Verbeſſerung des Bodens begünſti
gen, alſo dem Staat einen bleibenden Vortheil ver
ſchaffen. Wird die Pachtzeit kürzer beſtimmt, ſ
iſt die Verſuchung für den Pächter zu groß, ſeinen
Vortheil durch ſolche Benutzung zu ſuchen, welch
den Boden ausſaugt und alſo einen lange Zei
dauernden Schaden bringt. Sind die Pachtzeite
zu lang, ſo entſtehen dagegen andere Nachtheile.
Friedrich Wilhelm I behielt dieſe Zeitpacht unte
manchen ſie verbeſſernden Beſtimmungen bey, un
Friedrich II fand keinen Grund, hierin eine Aende
rung zu machen. Zu verſchiedenen Zeiten war die
Zertheilung der großen Domainen in mehrere kleine
Güter vorgeſchlagen, welche an die Unterthanen
eigenthümlich überlaſſen, oder auch in Erbpacht ausg
gethan werden könnten. Dieſer Vorſchlag empfiehl
ſich durch die Betrachtung, daß die Bevölkerung
dabey gewinnen werde, wenn ſtatt einer oft ver
hältnißmäßig zu reichen Familie, weit mehrere in
mäßigem Wohlſtande von demſelben Gute leben
könnten. Auch ſchien es, der Ackerbau werde unſtr
ſtreitig dabey gewinnen, wenn der Boden als Ei
genthum von freyen Menſchen nach eigner Einſicht
bebauet würde, da dieſen, ihres eignen Vortheils
wegen, daran liegen müſſe, der Erde Alles, was
ſie liefern kann, abzugewinnen, und deren Fleiß

keine

te Benutzung unversucht lassen werde, welche da-
en von großen Eigenthümern oder Pächtern oft
klein geachtet, oder bey der Menge sie beschäfti-
der Gegenstände übersehen werden. Es ist des-
b mehrmals in Ueberlegung genommen, ob nicht
se Benutzungsart den Vorzug verdiene, und der
nig selbst schien zuweilen den dafür sprechenden
ründen geneigt. Es sind jedoch nur in einigen
ovinzen, wo lokale Gründe es empfahlen, mit
rtrennung einiger großen Domainen, oder wenig-
ns Abbauung eines Theils derselben, als beson-
rer Vorwerke, Versuche gemacht. Im Ganzen
er ist man immer auf die Zeitpacht zurückge-
mmen, und dieselbe ist während der Regierung
riedrichs die gemeinüblichste Benutzungsart der Do-
ainen geblieben. Natürlich sind bey derselben fort-
hend alle Modifikationen angebracht, welche den
weiterten ökonomischen Kenntnissen angemessen wa-
n, und die Erfahrung hat bewährt, daß diese
Benutzung des Staateigenthums die zuträglichste
y, sowohl um aus demselben einen bedeutenden,
mmer zunehmenden Ertrag zu gewinnen, als auch,
m in den Pächtern und deren Familien eine Klasse
on höchst schätzbaren Landwirthen anzuziehen, welche
urch ihre Einsicht und ihren Fleiß allen andern
andbauern ein nachahmungswerthes Beispiel geben,

und

und zugleich ein bedeutendes Vermögen erwerben, durch welches sie in Stand gesezt werden, in allen Arten der vortheilhaftesten Benuzung des Bodens große Fortschritte zu machen. Wir sehen dieses und die hierdurch beförderte Verbesserung des Landbaues überhaupt als eine der wichtigsten Folgen der Zeitpacht der Domainen an. Ein andrer Vortheil ist, daß der Ertrag dieses Staateigenthums stets im richtigen Verhältniß zu dem immer wechselnden Werth des Geldes und den dadurch bestimmten Preisen der Dinge bleibt; ein Verhältniß, das bey keiner andern Benuzungsart der Domainen so gut erhalten werden kann. Wir wollen von dem Verdienst, das die preußische Regierung in diesem Fach erworben hat, dem Könige selbst nicht mehr zuschreiben, als ihm gebührt, und sehen es vielmehr als preiswürdig an, daß er hierin durchaus nicht mehr hat thun wollen, als der Regent thun muß. Er übertrug die Leitung dieser Geschäfte, ohne in den Detail selbst hineinzugehen, Männern von Einsicht, Thätigkeit und Rechtlichkeit, deren es sowohl in der obersten Behörde dieses Fachs, dem General-Direktorium, als den demselben in den Provinzen vorgesezten Kriegs- und Domainen-Kammern immer viele gegeben hat. Der König hörte solcher Männer Vorschläge mit Achtung und Vertrauen

rauen an, und war immer bereit, jede von ihnen
ir nüßlich erklärte und ihm als ſolche bewieſene Un-
rnehmung mit Hergebung der nöthigen Fonds zu
nterſtützen. Eben ſo verfuhr er bey den Forſten
nd dem Bergbau; da er ſelbſt keine anſchaulichen
Begriffe von dieſen Gegenſtänden hatte, ſo überließ
r ihre Leitung mit unbeſchränktem Vertrauen Män-
ern von erprobter Einſicht und Rechtſchaffenheit.
Wir haben aber bereits früher bemerkt, daß Frie-
rich erſt in dem lezten Abſchnitt ſeiner Regierung
ie Zeit gewönnen habe, dem ſo wichtigen Bergbau
ie nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen.

Die Abgaben, welche die Unterthanen entrich-
ten mußten, waren entweder direkte oder indi-
rekte. In Abſicht jener hat Friedrich die von ſei-
nem Vater gemachten Einrichtungen unverändert bei-
behalten, weil ſie wirklich ſehr gerecht und angemeſ-
ſen waren. Sämmtliche Grundſtücke der contri-
buablen Unterthanen waren unter Friedrich Wil-
helm I nach billigen Grundſäzen veranſchlaget, und 1723
hiernach, in Verhältniß ihres Ertrags, mit einer
angemeſſenen Steuer belegt. Die Güter des Adels
und der Geiſtlichkeit waren der Grundſteuer nicht
unterworfen; jene nach alter Verfaſſung und herge-
brachten Vorrechten, dieſe, weil die Dienſte, welche

die

die Geistlichkeit (nämlich die protestantische und auch ein großer Theil der katholischen) durch Volksunterricht und Besorgung des Gottesdienstes leistete, durch die ihr zur Benutzung überlassenen Grundstücke, wenigstens zum Theil, belohnt wurden, deren Ertrag also nicht durch aufgelegte Abgaben geschmälert werden durfte. Die hohe katholische Geistlichkeit, welche sich in einigen Provinzen befand, und deren Güter nicht als Belohnung für ihre Dienste betrachtet werden konnten, wurde dem Adel gleich geschätzt, und genoß gleicher Steuerfreiheit. Friedrich hat diese Grundsteuer überall unverändert beibehalten, und alle diese Freiheiten nie angetastet. Aber in Schlesien fand er hierin eine abweichende Verfassung. In diesem Lande war von den ältesten Zeiten her aller Boden, ohne Unterschied des Besitzers, der Steuer unterworfen. Der Bauer und Bürger, der Adel, die Geistlichkeit und selbst der Landesherr von seinen Domainen bezahlten dieselbe, nur freilich nach einem verschiedenen Maaßstabe. Friedrich behielt diese Verfassung bey, nur steuerte er den Mißbräuchen, welche unter der österreichischen Regierung sich eingeschlichen hatten, da die Grundsteuer sehr oft willkührlich verändert und vorzüglich für den Bauer drückend, dagegen für Adel und Geistlichkeit sehr milde und schonend eingerichtet war. Die Austei-

gung

ung eines neuen für alle Stände möglichſt billigen Kataſters war daher eine der erſten Unternehmungen es Königs, die von ihm durch dazu berufene geſchickte nd rechtliche Männer ſo eifrig betrieben wurde, daß ie neue Einrichtung ſchon im erſten Jahre nach der 1743
Beſitznahme von Schleſien in der ganzen Provinz ingeführt werden konnte. Alle andere bisher neben er Grundſteuer beſtandenen Abgaben wurden abgeſchafft, und verſprochen, daß es bey der nun feſtgeſezten Grundſteuer ohne Aenderung für immer verbleiben ſolle. Friedrich hat dieſes Verſprechen redlich halten können, daher iſt auch in Schleſien die Grundſteuer ſelbſt derjenigen Klaſſe, welche mit dem höchſten Satz belegt war, nämlich der hohen katholiſchen Geiſtlichkeit, nicht zu ſchwer gefallen. Dieſer höchſte Satz beſtand zwar in funfzig Procent [32]) des damals ausgemittelten Ertrages; da aber dieſer leztere nach den mäßigſten Sätzen angenommen war, ſo betrug die Steuer ſchon gleich von Anfang an im Verhält-

32) Es waren überhaupt vier Klaſſen gemacht. Die königlichen Domainen, die Güter des Adels und der Dienſte thuenden Pfarrer und Schullehrer gaben 28½ Thaler vom 100 des jährlichen Ertrags, die Grundſtücke der Bauern 34 Procent, die Güter der Ritterorden 40, die Güter des Biſchofs, der Capitel, Stifter und Klöſter 50 Procent.

hältniß zu dem wirklichen Ertrage bey weitem nicht so viel, als es nach jener Angabe schien, und dieses Verhältniß wurde in der Folge der Zeit für die Contribuenten immer günstiger, da durch die raschen Fortschritte des Landbaues der Ertrag immer ergiebiger wurde, die Steuer aber dieselbe blieb. So war auch für Schlesien die Grundsteuer ungemein mäßig, und da in Erhebung derselben die größte Ordnung und Unpartheilichkeit herrschte, auch bey allen ungünstigen Naturzufällen mit höchster Billigkeit Erlasse bewilliget wurden; so ist über direkte Steuern in den preußischen Landen nie eine Beschwerde gehört.

Anders war es freilich mit den indirekten Abgaben, d. i. denjenigen Steuern, welche von Gegenständen der Verzehrung, oder von solchen, die zu irgend eines Bedürfnisses Befriedigung, und zur Bequemlichkeit dienen, entrichtet werden mußten. Sie waren von mannichfacher Art, unter dem allgemeinen Namen Accise befaßt, und meistens mit den Zöllen, die von allen ins Land gebrachten, aus demselben gehenden oder nur durch dasselbe geführten Waaren entrichtet wurden, durch eine gemeinsame Direktion verbunden, die bis zu der Veränderung, von der wir sogleich reden werden, den Kriegs- und Domainen-Kammern beigelegt war. Von den auf

die

die Verzehrung gelegten Abgaben findet man im Brandenburgiſchen ſchon ſeit alter Zeit Spuren [33]). Merkwürdig iſt, daß gerade zwey Regenten, welche zu den treflichſten gehören, die Brandenburg gehabt hat, nämlich Churfürſt Johann Georg, und, 1592
faſt ein Jahrhundert ſpäter, der große Churfürſt 1680
Friedrich Wilhelm, bemüht geweſen ſind, der Acciſe eine feſte Einrichtung zu geben. Ohne Zweifel empfahl ſich dieſe Art von Abgaben ſtaatsklugen und wohlwollenden Regenten, welche die Vermehrung der Einkünfte, die durch die Bedürfniſſe des Staats nothwendig wurden, mit dem mindeſten Druck der Unterthanen zu bewirken wünſchten, durch die Betrachtung, daß dieſe Abgaben, beſonders wenn ſie mehr auf Gegenſtände des Luxus als der Nothdurft gelegt ſind, nur vorzüglich die Wohlhabenden treffen, und auch dieſe gerade in dem Zeitpunkte treffen, wenn ſie zum Zahlen am meiſten fähig und geneigt



33) Eine in der Kürze bündige Auskunft über die von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, beſonders auch unter Friedrichs Regierung in dieſem Fache getroffenen Einrichtungen, giebt folgende von einem würdigen, unlängſt, im Oktober 1818, verſtorbenen, Geſchäftsmanne herrührende leſenswerthe Schrift: „Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Acciſe- und Zoll-„verfaſſung in den Preußiſchen Staaten, „von Heinr. v. Beguelin. Berlin 1797.“

neigt sind, und daß es auch dann noch von den Contribuenten selbst abhängt, durch Beschränkung ihrer Verzehrung die Abgabe nach eignem Gefallen zu vermindern.

Es ist unverkennbar, daß die Accise wirklich diese Vorzüge vor allen andern Abgaben habe, so lange sie in den so eben angedeuteten Schranken bleibt, nicht nach zu hohen Sätzen, und nicht mit zu vielen und lästigen Formalitäten gefodert wird. Auch die Zölle werden unter dieser Bedingung von den ihre Waaren durchführenden Fremden als eine billige Erkenntlichkeit für die bewirkte Sicherheit und Erhaltung der Straßen nicht unwillig entrichtet. Unter den ältern brandenburgischen Regenten müssen diese Bedingungen wohl beobachtet seyn, denn man hat unter ihnen über diese Abgaben keine Beschwerde, noch über den verderblichen Schleichhandel Klage vernommen; auch noch unter König Friedrich Wilhelm I, und während der ersten Hälfte der Regierung Königs Friedrich II war dieses der Fall.

Doch sogleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges fühlte Friedrich, wie er dessen glücklichen Ausgang vorzüglich dem Umstande verdanke, daß während desselben besser mit Gelde als seine Gegner

ersehen gewesen sey; er dachte also ernstlich darauf, ich dieses Vorzuges auch für die Zukunft zu versi- hern. Er wollte einen immer wohl angefüllten Schatz und in demselben den Aufwand zu zwey Feld- ügen zu jeder Zeit bereit haben; daneben wollte er eine Einkünfte so verbessern, um stets im Stande zu eyn, jeden Angriff kräftig zurücktreiben zu können. Nur hierdurch werde er, nach seiner Ueberzeugung, einen eifersüchtigen Nachbaren die Lust, einen solchen Angriff zu versuchen, benehmen, und seinen eigenen uf Erhaltung des Friedens gerichteten Gesinnungen Gewicht geben können. Wir glauben mit Recht, Friedrichs grade in dieser Epoche seines Lebens kund gegebnes lebhaftes Verlangen nach gröſsern Einkünf- en dieser Ueberlegung und Ansicht seiner politischen age beimessen zu müssen, und suchen den Grund des- elben nicht in der bey den Menschen in zunehmenden Jahren gewöhnlich bemerkten Habsucht, oder in Geiz, on denen sie in der Jugend oft keinen Beweis gege- en hatten. Dieses Laster war gar nicht in Friedrichs Charakter, und stimmte nicht zu den durch alle übrigen Handlungen seines Lebens geäuſserten Gesinnungen. Er wollte nicht die bloſse Anhäufung des Geldes nd Vermehrung seines Schatzes, ohne irgend einen Gedanken zu haben, wozu diese Reichthümer auge- wandt werden sollten, wie dieses der Fall bey ge-

wöhnlichen Geizigen ist, welche, wenn sie auch noch so viele Schätze zusammengebracht haben, nie daran denken, dieselben anzuwenden. Der bloße Anblick, oder vielmehr nur der Gedanke des Besitzes dieser Schätze macht das ganze Glück solcher Geizigen aus, und jede Art von Ausgabe ist ihnen zuwider. Nicht so war es bey Friedrich. Er wußte sehr gut, warum er mehr Einkünfte wünschte, nämlich um in einem bessern Vertheidigungsstande und stets bereit zu seyn, jeden Kampf zurückweisen zu können. Er hat diesen Zweck auch keinen Augenblick aus den Augen verloren, und in dem Gebrauch der gesammelten Schätze zur Erreichung dieses Zwecks durchaus keine Kargheit bewiesen. Als Oesterreich im Jahr 1778 einen Theil von Bayern unrechtmäßig an sich reißen wollte, konnte der zu machende sehr bedeutende Geldaufwand und die Unterbrechung aller seiner Finanzplane Friedrich keinen Augenblick aufhalten, das zu thun, was er für Pflicht hielt, und als einige Jahre später abermals vom Tausche Bayerns die Rede war, waren die großen Kosten kein Grund, daß der drey und siebenzigjährige Greis sich nicht zum Kriege bereit gezeigt hätte, wenn das für seinen Staat und für Deutschland verderbliche Vorhaben nicht anders abgewandt werden konnte. Bey allen andern sowohl großen als kleinen Gelegenheiten hat man auch im Alter nie

Karg-

Kargheit bey Friedrich bemerkt, vielmehr findet man auch in dieſem Punkt die beſtändige Gleichheit des Charakters, welche beweiſet, daß er in wichtigen Dingen nie nach Laune und Leidenſchaft, ſondern immer nach Ueberlegung und nach wohl überdachten Grundſätzen handelte. In den frühern wie in den ſpätern Jahren war er ein guter Wirth und vermied alle unnützen Ausgaben. Aber ſo oft es auf ein wirkliches Bedürfniß des Staats, auf irgend eine nützliche Verbeſſerung ankam, fehlte es dem Könige nie an Gelde; er war auch immer bereit, jeden Aufwand zu machen, den die Würde ſeines Ranges, und der Glanz ſeines Hofes erfoderte; übertriebene Pracht und äußerer Prunk waren ihm ſchon von der Jugend her zuwider, nicht wegen des Geldes, was ſie koſteten, ſondern wegen ihrer innern Nichtswürdigkeit. Sogar kann man ſagen, daß er bey zwey großen Ausgaben, die er bald nach dem ſiebenjährigen Kriege machte, nämlich bey dem Baue des neuen Palais bey Sansſouci und deſſen etwas geſchmackloſer Ueberladung mit Marmor und Gold, auch bey der Anſchaffung eines neuen goldnen Tafel-Services ſeiner Abneigung gegen unnütze Pracht treu geblieben ſey, und daß dieſe auf blos zur Schau dienende Gegenſtände verwandten bedeutenden Summen beſſer hätten können gebraucht werden. Genug, Friedrichs nach

dem ſiebenjährigen Kriege geäußerter Wunſch, ſeine Einkünfte vermehrt zu ſehen, beruhte gewiß nicht auf Geiz und Habſucht, ſondern auf der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß des Staats, und die Nothwendigkeit, ihn gegen jeden Angriff in Sicherheit zu ſetzen, dieſe Erhöhung der Einkünfte erfoderte. Eine andre Frage iſt es freilich: ob Friedrich ſich in dieſer Anſicht nicht getäuſcht und ſeinen Staat größern und nähern Gefahren eines Angriffs ausgeſetzt geglaubt habe, als er es wirklich war? Freilich ſcheint dieſes uns ſo, wenn wir die hiernach gefolgten Begebenheiten von funfzig Jahren weiter überſehen, wenn wir, durch dieſe Erfahrungen belehrt, die nach dem ſiebenjährigen Kriege eingetretene gänzliche Erſchöpfung der Finanzen in den Staaten, von denen Friedrich am meiſten einen Angriff beſorgen konnte, und ihr Bedürfniß eines langen Friedens bedenken; wenn wir überzeugt ſind, daß Maria Thereſia Erhaltung der Ruhe für den Reſt ihres Lebens eifrigſt wünſchte, daß der Oeſterreichs Politik leitende Fürſt Kaunitz dieſem Wunſche beiſtimmte, und ſein beſorgter Blick endlich auf das dem Gleichgewicht von Europa weit gefährlicher als Preußen drohende Rußland ſich gewandt hatte, daß auch Joſeph II, bey aller unruhigen Begierde nach Erweiterung von Herrſchaft, doch, wie es die Folge bewies

ieſen hat, den Krieg und beſonders den mit Frie-
ich ſcheute, daß endlich Katharina II, deren ehr-
izige Plane auf ganz andere Gegenden gerichtet wa-
n, den Ruheſtand in Deutſchland wünſchte, und,
eit entfernt Friedrich angreifen zu wollen, vielmehr,
enn es nöthig geworden wäre, ihm zu Hülfe zu
len, dies ihrer richtigen Politik eben ſo gemäß fin-
en mußte, als ſie durch die mit ihm geſchloſſene
llianz dazu verpflichtet war; — wenn wir Alles
ieſes erwägen, ſo können wir uns unmöglich über-
eugen, daß der König irgend einen Angriff zu beſor-
en gehabt, und deshalb noch einer bedeutenden Ver-
ehrung ſeiner Kriegsmacht und einer dazu erforder-
ichen Erhöhung ſeiner Einkünfte bedurft habe. Aber
ürde es nicht vermeſſen ſeyn, wenn wir, die in ganz
ndrer Zeit leben, uns anmaaßen wollten, dieſes Königs
olitiſche Lage richtiger beurtheilen zu können, als er
s ſelbſt damals vermogte? Wenn wir auch die Dinge
ezt anders ſehen, ſo können wir doch die Gründe
on Friedrichs Beſorgniſſen wol ungefähr errathen.
Unverkennbar iſt, daß ſein Heer durch den langen
lutigen Krieg nicht nur in der Zahl vermindert war,
ondern daß auch daſſelbe ganz neu umgebildet wer-
en mußte, um wieder in den Stand zu kommen,
orin es vor dem Kriege geſehen war, daß es mit
en mannichfachen zum Kriege erfoderlichen Bedürf-

niſſen ganz neu ausgeſtattet werden mußte. Dieſes foderte große Ausgaben und reichhaltige nie verſiegende Einkünfte. Die damaligen politiſchen Verhältniſſe, über welche wir Friedrich gewiß weit beſſer unterrichtet halten müſſen, als wir es jezt ſeyn können, konnten ſich jeden Augenblick verändern, und plözlich ſehr großen Aufwand nöthig machen; der Gefahr, von ſolcher Nothwendigkeit überraſcht zu werden, wollte ſich Friedrich nicht ausſezen, und deshalb fand er Erhöhung der Einnahme nöthig. Die Frage war nur: auf welchem Wege ſolche Erhöhung mit dem mindeſten Drucke der Unterthanen möglich ſeyn werde? Seine Finanz-Miniſter, denen er dieſe Frage vorlegte, erklärten, daß ſie in dieſem Augenblicke, wo das Land von der gänzlichen Erſchöpfung durch den Krieg ſich kaum langſam zu erholen anfange, durchaus keinen Weg möglich hielten, um die Einkünfte zu vermehren. Ein erhöhter Ertrag der Domainen war freilich unmöglich, ohne die bey deren Benuzung angenommenen weiſen Grundſäze zu verlezen. Die direkten Abgaben konnten ohne gar zu harten Druck der Unterthanen nicht erhöht werden, auch würde, hätte man dieſes verſuchen wollen, hierdurch kein bedeutender Ertrag gewonnen ſeyn; es blieben alſo nur die indirekten Abgaben übrig, durch welche ein vermehrtes Staats-Einkommen geſucht werden konnte.

Schon

chon lange hatte es Friedrichs Aufmerksamkeit cht entgehen können, daß diese Abgaben einen gar cht verhältnißmäßigen Ertrag geben, und er hatte it Recht geschlossen, daß die Nachläßigkeit der Auf- ht, welche dem Schleichhandel erlaube, hoch impo- rte oder verbotene Waaren ins Land zu bringen, ervon die alleinige Ursach sey. Er wußte, daß in idern Landen diesem besser entgegen gearbeitet wer- , daher auch in denselben die indirekten Abgaben nen ungleich reichern Ertrag als in den seinigen iben. Die Einrichtungen in Frankreich und die rt eingeführte wachsame Aufsicht zur Verhütung r Einfuhr fremder Waaren waren besonders be- hmt.

Die Kenntnisse, welche sich hierüber Friedrich reits verschafft hatte, wurden noch sehr bestätiget rch einen competenten Richter in diesem Fache, den hilosophen Helvetius, der selbst französischer eneralpächter gewesen war 34). Dieser Mann be- suchte

34) Helvetius war 1715 zu Paris geboren. Er stammte aus einer deutschen protestantischen Familie, welche die Pfalz wegen Religionsdruck verlassen und sich nach Holland verpflanzt hatte, von da sie in der Folge nach Frankreich kam, wo der Großvater und Vater des Philosophen sehr berühmte Aerzte waren. Lezterer erhielt eine

1765 ſuchte den König, hielt ſich einige Monate bey ihm in Sansſouci auf und gewann ſein Vertrauen in ſo hohem

eine ſorgfältige Erziehung, die ſeine vorzüglichen Talente früh entwickelte. Durch die Verbindungen ſeines Vaters erhielt er eine Stelle unter den Generalpächtern eines Theils der öffentlichen Einkünfte, welche ihm ſchon im fünf und zwanzigſten Jahre eine jährliche Einnahme von 100,000 Thaler verſchaffte. Aber ſo angenehm Helvetius die Unabhängigkeit fand, deren er bey ſo reicher Einnahme genoß, ſo ganz widerſprechend waren die Beſchäftigungen, welche die Stelle eines Generalpächters auflegte, allen ſeinen Neigungen. Es war ihm höchlich zuwider, ein Werkzeug zur Unterdrückung des Volks zu ſeyn; er milderte zwar den Druck ſo oft er konnte; manche Geldſtrafen, zu denen er hatte verurtheilen müſſen, zahlte er aus eigenem Vermögen; manchem Unglücklichen, dem noch härtere Strafen drohten, half er fort. Bey jeder Gelegenheit wurde er der muthige Vertreter der Unterdrückten, und er kam hierdurch in beſtändigen Zwiſt mit ſeinen Collegen. Dies bewog ihn, die Stelle des Ge-
1750 neralpächters niederzulegen, und, nachdem er ſich nach ſeiner Wahl verheirathet, auf ſeinen Gütern ganz dem häuslichen Glück, dem Wohl aller, die von ihm abhingen, und den Wiſſenſchaften zu leben, die ſeine Hauptbeſchäftigung ausmachten. Er unterbrach dieſe
1764 glückliche Muße zweimal durch Reiſen, nach England
1765 und nach Deutſchland. Die Bekanntſchaft des Königs von Preußen zu erwerben ſcheint das Hauptziel der letztern Reiſe geweſen zu ſeyn. Er wurde von Friedrich mit großer Achtung aufgenommen, und blieb einige Monate bey ihm in Sansſouci. Durch den liebenswürdigen

Ehe-

hem Grade, daß ihm Friedrich die Verlegenheit ittheilte, worin er ſich dadurch befinde, vermittelſt r indirekten Abgaben durchaus nicht die Einkünfte erhalten, die er von denſelben billig erwarten üſſe. Der philoſophiſche Generalpächter, nach- m er die ihm vorgelegten Rechnungen unterſucht tte, bekräftigte den König in der Ueberzeugung, daß

---

Charakter des Helvetius und die Aehnlichkeit ihrer philoſophiſchen Anſichten entſtand zwiſchen beiden große Vertraulichkeit, welche durch einen bis zu Helvetius Tode fortgeſezten Briefwechſel unterhalten wurde. Helvetius gehörte zu den Häuptern der philoſophiſchen Schule, welche alle Möglichkeit von überſinnlichen Dingen irgend etwas zu wiſſen, läugnete. In der Theorie war Helvetius Lehre auf Materialismus, in der Moral auf wohlverſtandene Selbſtliebe gegründet. Er hat dieſe Lehre beſonders in zwey durch ganz Europa mit großem Beifall geleſenen Schriften vorgetragen; die erſte: de l'esprit, erſchien 1758, die zweite: de l'homme, iſt erſt nach ſeinem Tode 1774 herausgekommen. Helvetius ſtarb im Jahre 1771. Allgemein iſt anerkannt, daß wenn ſeine Lehre nicht von der Art war, zu edlen Gefühlen und Handlungen zu begeiſtern, er ſelbſt doch durch ſein Leben bewieſen habe, daß der wohlgeartete Menſch, wenn keine widrigen Umſtände ihn ableiten, keine wilde Leidenſchaft ihn hinreißt, ſein höchſtes Glück in Ausübung der Tugend finden könne; denn Alle, welche Helvetius gekannt haben, ſtimmen überein, daß er der edelſte, rechtſchaffenſte Mann geweſen ſey, der im Wohlthun ſein höchſtes Vergnügen gefunden habe.

gaben mit großer Gewalt übertragen. Vielleicht ist kein Gedanke Friedrichs je für sein Land verderblicher gewesen, und wir glauben, die Periode, wo die Ausführung desselben begann, als die traurigste der Regierung des Königs ansehen zu können. Zuverläßige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht stark genug schildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr sich bewährende Nachricht erscholl, es sollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller natürlichen Freiheit und durch einen solchen Zwang bey den unschuldigsten Handlungen beigetrieben werden, daß der König sich nicht getraue, hiebey eigne Unterthanen, bey denen er zu viel menschliches Gefühl voraussetze, zu gebrauchen, sondern unbarmherzige Fremde kommen lasse, denen er sein Volk zur grausamsten Mißhandlung überliefern und ihnen zum Lohn dagegen erlauben wolle, sich mit dessen Schweiß zu bereichern. Dieser erklärte königliche Wille empörte alle Gemüther, und raubte dem König selbst einen guten Theil der Liebe und Achtung seiner Unterthanen, deren er bisher in so hohem Grade genossen hatte, und die durch die Wunderthaten des siebenjährigen Kriegs bis zur höchsten Bewunderung und zärtlichsten Anhänglichkeit erhoben waren. Viele Unterthanen sa-

hen

en in ihm von nun an nicht mehr den gütigen Lan-
esvater, ſondern einen durch den langen blutigen
krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue
Entwürfe der Vergrößerung ſinne, und nun das zu
eren Ausführung nöthige Geld von ſeinem Volk
urch Fremde erpreſſen laſſen wolle.

In der Ausführung war nun zwar wirklich die
Sache nicht ganz ſo arg, als die durch Gerüchte und
übertriebene Erzählungen von dem Finanzzuſtande in
Frankreich, der in Preußen nachgeahmt werden ſollte,
eſchreckte Einbildungskraft ſie ſich in voraus gemacht
hatte. Die neue Generaladminiſtration ſollte in ih-
em Wirkungskreiſe unabhängig ſeyn, doch ſollte ſie
mit dem Generaldirektorium, als der oberſten Lan-
es-Behörde in allen Finanzſachen, in Verbindung
ſtehen, und als ein neues Departement deſſelben an-
geſehen werden. Ein Eingeborner, der bisherige
Churmärkiſche Kammerpräſident von der Horſt [37]),
wurde

37) von der Horſt ſtammte aus einem adlichen Ge-
ſchlecht im Fürſtenthum Minden, widmete ſich dem Fi-
nanzfach, wurde zuerſt Rath bey der Kammer in Hal-
berſtadt, dann Präſident der Churmärkſchen Kammer
in Berlin. In dieſer Stelle hatte er Gelegenheit, dem
Könige ſehr vortheilhaft bekannt zu werden, und deſſen
Vertrauen zu erwerben. 1766 wurde er Staats- und

wurde zum Finanzminister und Chef des neuen Departements ernannt. Er war ein Mann von großen Talenten, Rechtlichkeit, ungemeiner Thätigkeit und Geschäftsgewandheit, höchst empfänglich für neue Ideen, bey Schwierigkeiten nie verlegen, um eine wenigstens für den Augenblick helfende Auskunft aufzufinden. Ein solcher Mann, hoffte der König, sollte den neuen Geschäftsgang in die bestehenden Einrichtungen einfügen, und den Stockungen abhelfen, welche, wie er voraussahe, die Landesunkunde der Regisseurs und ihr Zusammenstoßen mit den deutschen an die französischen Formen nicht gewöhnten Geschäftsmännern veranlassen möchten. Aber so groß auch das Vertrauen des Königs zu diesem achtungswürdigen Staatsmanne war, und so viele Geschicklichkeit dieser in der neuen schwierigen Lage bewies; so hatte er doch in die Verwaltung nicht den Einfluß, der nöthig gewesen wäre, um den Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Der König arbeitete selbst

Finanzminister, Chef des Accise- und Zoll-, auch Commerz- und Fabrikenwesens; 1774 nahm er seinen Abschied und ging auf seine Güter im Mindenschen. Der König behielt für ihn immer viele Achtung, auch nachdem er den Dienst verlassen hatte, unterhielt mit ihm eine beständige Correspondenz und berief ihn oft zu sich, um seines geistvollen Umgangs zu genießen. Horst ist 1793 gestorben.

lbſt mit den Regiſſeurs und bewies ihnen ein völ-
ges Vertrauen; hatte aber der König ihre Vor-
hläge genehmigt, ſo war ihnen die Ausführung ohe
: alle Einmiſchung irgend eines andern Departe-
ents allein überlaſſen. Alle Unterbedienten waren
on den Generalregiſſeurs angeſtellt, wurden von den-
lben mit Inſtruktionen verſehen, und ſtanden allein
nter derſelben Befehlen. Da die Regiſſeurs gleich
nfangs vorſtellten, ſie würden mit deutſchen Offi-
anten nicht, was ſie verſprochen, leiſten können;
wurde eine Menge Franzoſen, die in ihrem Vater-
nde in dieſem Geſchäft praktiſche Kenntniſſe und Ue-
ung erworben hatten, berufen, und mit ihnen alle
beren Stellen in den Provinzen beſezt, in deren jeder
ccise- und Zoll-Direktionen errichtet wurden.
ußer den Berufenen kamen auch viele aus eigner
Bewegung und boten ihre Dienſte an, die aber bey
eitem nicht alle angenommen wurden [38].



38) Die Zahl der wirklich angeſtellten Fremdlinge iſt groß genug geweſen, um den Nationalunwillen zu erregen, doch iſt ſie in manchen Schriften ganz übertrieben angegeben, z. B. im Mirabeau-Mauvillonſchen Werke auf 1500, von Zimmermann auf 3000, und von Thiebaut gar auf 5000. Die lezten beiden Zahlen ſind gewiß ſehr übertrieben, auch wenn man die Familien der

ſich

Die ganze Einrichtung wurde anfangs nur a
ein Verſuch angekündigt, und deshalb ein Contra
auf ſechs Jahre abgeſchloſſen, nach deren Ablauf de
Könige, wie von den Regiſſeurs die Auflöſung d
eingegangenen Verhältniſſes vorbehalten worde
Die Regiſſeurs hatten für ſich und für alle Unterb
dienten große Vortheile ausbedungen. Es war u
ter Andern verabredet, daß von allen während d
Dienſtes nach Frankreich geſandten, oder dereinſt v
ihnen mitzunehmenden Geldern nicht der mindeſte Ab
zug Statt finden ſollte; den vier General-Regiſ
ſeurs zuſammen war ein jährlicher fixer Gehalt von
60,000 Thaler ausgeſezt. Neben dieſem fixen Ge
halt hatten die General-Regiſſeurs auch einen An
theil an dem Ueberſchuß, welchen die Einnahme über
den Ertrag des lezten Jahrs vor dem Anfang der
Regi

ſich Anbietenden mitzählen wollte. Da bey weitem nic
Alle angenommen wurden, ſo iſt die Zahl der wirklic
angeſtellten Franzoſen nicht ſo groß geweſen, a
wir glauben Beguelin's Verſicherung trauen zu kön
nen, daß gleich anfangs etwa nur 500 nach Preuße
gekommen und dort wirklich angeſtellt ſind; wann au
nachher noch einige gefolgt ſeyn mögen, ſo ſind da
mehrere bald zurückgegangen oder abgewieſen. Ge
reichten gewiß hin, um alle obern Stellen in Berlin
und in den Provinzen zu beſetzen. Zu den untern
Stellen wurden auch Deutſche genommen.

legie bringen würde, eben ſo einen Antheil an den Strafen, die von entdeckter Contrebande bezahlt wer:n mußten. Man hat behauptet, daß dieſe Antheile eben ſo viel, oder gar noch mehr als der fixe Gehalt betragen habe. Alſo wurden dieſe Fremdlinge für ihre allgemein verhaßten Dienſte weit reicher bezahlt, als es je die erſten Staatsdiener in Preußen waren 39); auch die untern Officianten waren mit verhältnißmäßigen Vortheilen angeſtellt, und bis zur unterſten Stufe herab ungleich beſſer bezahlt, als alle andere Staatsbeamte gleichen Ranges.

Schon dieſer Umſtand allein mußte die Ankömmlinge großem Haſſe und der Abneigung der Eingebornen ausſetzen. Man hat Jene beſchuldigt, daß ſie, nicht zufrieden mit den ihnen zugeſtandenen ſo bedeutenden Vortheilen, auch noch durch unerlaubte



39) Der gewöhnliche Gehalt eines Staatsminiſters, der kein Nebenamt hatte, war unter Friedrich 4000 Thaler. Durch Nebenſtellen und Direktionen beſondrer Fächer, für welche eigene Gehalte ausgeſezt waren, brachten es die Finanzminiſter auf 8 auch wol 10,000 Thaler. Höher iſt es ſchwerlich bey irgend Einem gekommen. Der erſte Kabinets-Miniſter, Graf von Finkenſtein, hatte 15000 Thaler, weil er wegen der Fremden zu einigem Ehrenaufwande verbunden war; Herzberg hatte unter Friedrich nicht über 5000 Thaler Gehalt.

Mittel ſich auf Koſten der gedrückten Unterthanen bereichert hätten, es iſt aber dieſes nie bewieſen, und wir glauben, daß dieſer Verdacht wenigſtens den General-Regiſſeurs Unrecht gethan habe. Die meiſten derſelben, ſo wie auch viele Unterbediente, gingen ſchon nach einigen Jahren nach Frankreich zurück und nahmen unſtreitig bedeutendes Vermögen mit; aber ſie hatten, wenn ſie mit einiger Ordnung und Sparſamkeit lebten, vermöge ihrer Contrakte Gelegenheit genug gehabt, daſſelbe ohne Schuld zu erwerben, es iſt auch keinem der Abgehenden ein Vorwurf wegen unrechtmäßig erworbenen Vermögens und deshalb Schwierigkeit des bedungenen freyen Abzugs gemacht. Nur einer der General-Regiſſeurs, de la Haye Delaunay, iſt bis zu Friedrichs Tode an der Spitze der Verwaltung geblieben, und zwar allein, da ſeine Collegen nach ihrem Abgange nicht erſezt wurden. Er hat bis ans Ende die anfangs ausbedungnen Vortheile behalten. An die Stelle der Collegen kamen ſogenannte Sous-Regiſſeurs mit minderm Gehalt und geringern Vortheilen, unter ihnen auch Deutſche; alle waren Delaunay untergeordnet. Auch von der Horſt zog ſich nach einigen Jahren ganz zurück. Dieſer Miniſter, wenn er gleich in der Hauptſache nichts ändern konnte, hat doch unſtreitig viel beigetragen, den Druck der Regie

1774

zu

mildern; besonders hat er sich bey der ihm über-
agenen Aufsicht über die Prozesse wegen Schleich-
andels, die Viele in Unannehmlichkeiten verwickel-
n, wohlthätig bewiesen. Diese Prozesse waren der
ordentlichen Justiz entzogen, und eignen Accise-Ge-
chten übertragen, aber der Minister Horst hatte
ie Oberaufsicht über diese Gerichte, und das Recht,
ie erkannten Strafen zu mäßigen, oder auch sie ganz
iederzuschlagen. Auch der persönliche Charakter
on Delaunay hat, wie allgemein anerkannt wurde,
iel beigetragen, das Harte der Einrichtung zu mil-
ern. Dieser Mann hat während zwanzig Jahren
er ununterbrochenen Achtung Friedrichs genossen und
roßen Einfluß auf denselben bewiesen. Wenn zu-
eilen Beschwerden gegen ihn angebracht wurden, so
eichte eine Unterredung des Königs mit Delaunay
in, alle Unzufriedenheit und jedes Mistrauen zu
erstreuen. Auch im Publikum hat dieser Mann
ine immer bessere Meinung von sich erweckt, und
lle, die ihn näher gekannt und seine Geschäftsfüh-
ung beurtheilen konnten, haben ihn als einen sehr
ähigen, kenntnißreichen, ungemein arbeitsamen und
echtschaffenen Geschäftsmann anerkannt, der seine
Gewalt nicht gemisbraucht, sich keine unrechtmäßi-
gen Vortheile erlaubt, und Niemanden mehr gedrückt
abe, als es die einmal gemachte Einrichtung noth-

wendig erfoderte. Man hat im Stillen von ihm geübte Wohlthätigkeit gerühmt. Nach Friedrichs Tode wurde die Generaladministration sogleich aufgehoben, und Delaunay zu strenger Verantwortung wegen seiner Geschäftsführung gezogen; aber er hat sich vollkommen gerechtfertigt 40), seine Rechnungen waren in bester Ordnung, und jede seiner Handlungen mit ausdrücklichen Befehlen des Königs belegt; er erhielt deshalb eine zu seiner völligen Genugthuung gereichende Erklärung seiner Richter, und die nachgesuchte Entlassung in ehrenvoller Art. Er hat sich hierauf in sein Vaterland zurückgezogen, und ist daselbst bald nachher in den Strudel der Revolution verwickelt, wodurch er das in Preußen erworbene Vermögen ganz verloren, und sein Alter fast in verlassener Dürftigkeit verlebt haben soll.

De

40) Das Haupt-Aktenstück dieser Rechtfertigung, Apologie particulière de Mr. de la Haye Delaunay, s. in Mirabeau Monarchie prussienne sous Fréderic II. T. IV. p. 242. Wenn gleich der General-Regisseur gegen den Vorwurf willkührlicher Unterdrückung und geheimer Unterschleife sich durch die vorgelegten Befehle des Königs und seine Rechnungen gerechtfertigt hat, so verdienen Mirabeaus Bemerkungen doch immer Aufmerksamkeit.

Der empfindlichste Druck des Landes durch die Generaladministration bestand nicht in bedeutender Erhöhung der indirekten Abgaben. Die General-Regisseurs kannten ihr Fach zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade gar zu hohe Abgaben den verhältnißmäßig geringsten Ertrag geben, theils weil das Publikum durch Beschränkung seiner Verzehrung sich den Abgaben zu entziehen weiß, theils und vorzüglich, weil der Schleichhandel, durch die Höhe der Abgaben gereizt, eine Thätigkeit und Erfindsamkeit beweiset, welchen auch die wachsamste Aufsicht nie ganz wehren kann. Die General-Regisseurs bewirkten daher statt Erhöhung vielmehr gern Herabsetzung der einzelnen Abgaben. Dagegen suchten sie die Einnahme vorzüglich dadurch zu vermehren, daß auf alle und jede Gegenstände, die irgend zum menschlichen Gebrauche dienen können, Abgaben gelegt, und auch die geringfügigsten Sachen nicht frey gelassen wurden. Der Zoll- und Accise-Tarif war also ein vollständiges Lexikon fast aller Natur- und Kunst-Produkte; auch wurde derselbe Gegenstand, so oft er in eine andere Form gebracht, zu einem neuen Gebrauch zugerichtet war, oft auch, wenn er nur aus einer Provinz in die andere gebracht wurde, wiederholten Abgaben unterworfen. Die so sehr zerstreute Lage der preußischen Provinzen, welche fast

überall die Gränze nahe haben, trug dazu bey, die Lästige noch zu vermehren. In einem großen wohlzusammenhängenden Lande fühlt man die Unbequemlichkeiten einer solchen Einrichtung, wie sie in Preußen war, bey weitem weniger. Die nie aufhörenden Foderungen, und die durch sie immer nöthigen Untersuchungen machten Eingebornen und Fremden den Aufenthalt und das Reisen in den preußischen Staaten besonders lästig. Ein anderes Mittel, den Ertrag zu vermehren, war die unerbittliche Strenge, mit der die Abgaben beigetrieben wurden, und die nie nachlassende Wachsamkeit, welche den Schleichhandel auf allen seinen Wegen, auch oft da, wo er nicht war, verfolgte. Jede Entdeckung desselben wurde reichlich belohnt und die Schuldigen wurden auf das Härteste bestraft. Diese Härte beunruhigte auch oft den ruhigen Bürger und rechtlichen Mann, der an keine Contrebande dachte; grade Vorgänge dieser Art empörten die Gemüther am meisten. So mußte z. B. Jeder, ohne allen Unterschied des Standes, sich gefallen lassen, daß zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht Zoll- und Accise-Bediente in sein Haus eindrangen, foderten, daß alle Gemächer, Schränke, Kisten und Keller ihnen geöffnet und ihren unbescheidnen Untersuchungen Preis gegeben würden. Von jedem der Abgabe unterworfenen

Ge-

Gegenſtande, den man fand, wurde der Beweis der
ntrichteten Abgabe gefodert, und wenn derſelbe nicht
uf der Stelle vorgelegt werden konnte, wurde die
erdächtige Sache einſtweilen weggenommen, und de-
en Eigenthümer in einen verdrießlichen Prozeß ver-
ickelt, wenn er nicht Mittel fand, ſich mit den Vi
itatoren durch Erlegung einer willkührlich gefoderten
Strafe, oder durch andre Mittel abzufinden. Man
at ſogar behauptet, daß nicht ſelten die Unterſucher
elbſt während ihres Geſchäfts Contrebande in die
häuſer eingebracht, dieſelbe alsdann dort gefunden
u haben behauptet und den Hauswirth zur Strafe
ezogen haben. Wären dieſe Anklagen auch wirklich
n allen Fällen ungerecht geweſen (was doch keines-
oeges wahrſcheinlich iſt); ſo würden ſie doch bewei-
en, welcher Verruchtheit man die Menſchen, die zu
ieſem Geſchäft gebraucht wurden, fähig gehalten,
nd wie ſehr man ihre Annäherung gefürchtet habe.
Nicht nur bey jedem Eingange in die Städte, ſon-
ern auch auf offenen Landſtraßen wurden die Rei-
enden angehalten und ihre Perſonen und Wagen der
trengſten Unterſuchung unterworfen. Sogar die un-
edeutendſten Vorräthe von Wein und andern Lebens-
nitteln, auch ſogar von Arzney, die ein Reiſender
um eignen Bedürfniß bey ſich führte, und wobey
elbſt der entfernteſte Gedanke an Schleichhandel un-

möq-

möglich war, gaben zu Foderungen, oder doch höchst unangenehmen Erklärungen Anlaß; es sind dem Schreiber dieses hierüber die empörendsten Vorgänge glaubhaft bekannt. Dies Verfahren erbitterte gegen die Regie-Bedienten bis zu einem allgemein verbreiteten tödtlichen Hasse; sie mußten in Jedem, der ihnen begegnete, einen Feind vermuthen, und keiner von ihnen wagte es, sich auf abgelegenen Wegen allein oder unbewaffnet sehen zu lassen. Nicht selten wurden einige dieser Officianten vermißt, auch fand man wol solche in den Wäldern erschlagen und verscharret. Indeß wurde der Schleichhandel, weil er große Vortheile versprach, mit Eifer und Schlauheit, auch oft nicht ohne belohnenden Erfolg betrieben. Besonders an den Gränzen war er ein ordentliches Gewerbe sehr vieler Menschen und ganzer Orte; die Schleichhändler einer Gegend standen mit einander im genauesten Bunde, und unterstützten sich gegenseitig auf alle Weise. Sie wagten es zuweilen, in zahlreichen Haufen gegen die Regiebedienten bewaffnet auszuziehen, und es entstanden blutige Kämpfe, die mit Verzweiflung geführt wurden, und bey denen nicht selten an beiden Seiten einige das Leben verloren, oder verwundet in die Hände ihrer erbitterten Gegner fielen. Der Sieg erklärte sich um so öfterer für die Schleichhändler, da diese überall

Be-

Begünstigung und Beistand fanden; wenn auch nicht Jeder an ihren Kämpfen Theil nehmen wollte, so diente doch fast jedes Haus zur sichern Zuflucht, wo die Schleichhändler ihre Person oder ihre Waaren verbergen konnten. Doch in so erbitterter Feindschaft die Accise- und Zoll-Beamten der Regel nach mit den Schleichhändlern lebten, so verstanden sich doch beide zuweilen, den Staat zu ihrem gemeinsamen Vortheil zu betrügen, wenn nämlich die ersten es bequemer und vortheilhafter für sich fanden, fremde Waaren heimlich einschleichen zu lassen, und deren Einfuhr wol gar zu begünstigen. Wie sehr durch den Zustand der Dinge, den wir hier beschrieben haben, die Sittlichkeit der Unterthanen in allen Klassen verdorben worden, ist schon oben berührt; wir könnten hierüber noch Vieles sagen, aber wir weilen ungern länger bey einem jeden Guten empörenden Gegenstande, und überlassen es dem denkenden Leser, die Schlüsse selbst zu ziehen, zu denen wir die Vordersätze geliefert haben.

Der König hatte bey Einführung der französischen Administration verlangt, daß bey der neuen Einrichtung die Accisen und Zölle jährlich zwey Millionen Thaler mehr Einkünfte liefern sollten, als diese Abgaben im lezten Jahre vor deren Einführung gebracht

bracht hatten, und die General-Regisseurs hatten sich verbindlich gemacht, ein solches Plus wirklich zu liefern. Aber sie haben dieses Versprechen nicht erfüllt. Ein mit diesen Sachen genau bekannter Geschäftsmann [41]) bemerkt, daß in den ersten sechs Jahren der Regie das Plus über den frühern Ertrag jährlich nicht volle 900,000 Thaler betragen habe. Erst mit dem Jahre 1772 wurde der Ertrag ergiebiger; aber dies war kein Verdienst der Einrichtungen und strengern Aufsicht der General-Regisseurs, sondern des Vortheils, daß Westpreußen erworben, besonders die Weichsel der preußischen Herrschaft unterworfen wurde, und der polnische Handel mit starken Zöllen belegt werden konnte. Ohnerachtet dieser Vortheile hat die Regie während ihrer ganzen ein und zwanzigjährigen Dauer statt eines Plus von zwey und vierzig Millionen, welche versprochen waren, nur 27,670,989 Thaler mehr geliefert, als eingegangen seyn würden, wenn die frühere Einrichtung mit allen ihren Mängeln wäre beibehalten worden. Diese vergrößerte Einnahme war wahrlich kein Ersatz für das unsägliche Ungemach, das die Regie über die Unterthanen gebracht, für die große Verderbniß ihrer Sitte

41) Hr. Sigismund, expedirender Sekretair bey dem Accise- und Zolldepartement, S. dessen Archiv für Accise-Bedienten und Accisanten, Th. I. S. 8.

ittlichkeit, für die Verminderung ihrer Liebe und nhänglichkeit an König und Vaterland. Unstreitig äre es sehr möglich gewesen, dieselbe oder eine noch ößere Einnahme zu erhalten, wenn bey mäßigen äßen diese Abgaben vereinfacht und durch hinlängch bezahlte, aber in strenger Ordnung gehaltene ingeborne wären verwaltet und erhoben worden! riedrich hat zwar bis an sein Ende keine Aenderung den einmal getroffenen Einrichtungen gemacht, aber och ist nicht zu läugnen, daß während der lezten Peiode des Königs das Drückende derselben merklich inder gefühlt sey. Schreiber dieses, welcher wähend dieser Periode in Preußens Hauptstadt gelebt at, kann dieses bezeugen, und seine hier gegebne Schilderung des vorhergegangenen Zustanes beruhet deshalb minder auf dem, was zu seier Zeit geschehen, als auf dem, was von glaubürdigen Personen, die frühere Zeiten erlebt hatn, erzählt worden. Diese größere Milde war icht Absicht und Plan der Administration, sondern ie war in verschiedenen sehr natürlichen Ursachen gegründet, die wir glauben angeben zu können. Von iner Seite fügte sich das Publikum allmählig besser n ein hartes Geschick, das einmal für unabänderlich ehalten wurde; man schränkte den Verbrauch fremder Waaren mehr ein, zahlte von denen, die man

nicht

nicht entbehren konnte, die Abgaben, half ſich, ſo gut man konnte, durch den Schleichhandel, in dem man immer geübter wurde, oder gewöhnte ſich auch an die einheimiſchen Produktionen, wenn ſie gleich theurer und ſchlechter waren. Von der andern Seite kann es ſeyn, daß in manchen Artikeln die Landesfabrikation wirklich vollkommner wurde, auch der Schleichhandel etwas von ſeinem Reiz verlor, ſeit die Abgaben auf manche Gegenſtände herabgeſezt wurden [42]); gewiß iſt, daß er in den lezten Jahren nicht mehr mit ſo vielem Eifer und Erfolg betrieben wurde, als vorher.

Außer den auf eine für ſein Volk ſo drückende Weiſe beigetriebenen Abgaben fand Friedrich noch ein Mittel zu Vermehrung ſeiner Einkünfte darin, daß er den Verkauf, oder auch ſogar die Produktion vieler den Menſchen unentbehrlicher Dinge ſich ſelbſt vorbehielt, oder, welches in Abſicht der Wirkung daſſelbe war, das Vorrecht des Handels mit denſelben nur gewiſſen Perſonen gegen eine ſtarke Abgabe ertheilte. Auch dieſes war ein harter Druck, moraliſch und politiſch ſehr verderblich. Das Recht zu arbei-

42) So wurde die Abgabe vom Kaffee von 6 ggr. auf 2 ggr. für das Pfund vermindert, und dadurch der Ertrag dieſer Abgabe ſofort ganz ausnehmend erhöht und der Schleichhandel mit dieſem Artikel vermindert.

rbeiten, und das, was man durch seine Arbeit her-
orgebracht, oder aus der Fremde herbeigeführt hat,
n Andere zu verkaufen, ist ein natürliches Recht
des Menschen, bey dessen vollem Genuß die bür-
erliche Gesellschaft jedes ihrer Glieder schützen und
egen Eingriffe sichern muß; aber dieses Rechts die
rößere Zahl der Unterthanen zu berauben, und die
Vortheile des Handels der Regierung, oder wenigen
Begünstigten vorzubehalten, ist eine Ungerechtigkeit,
ie tief gefühlt wird. Das Verbot der Einfuhr aller
Waaren, die Gegenstände des Monopols sind, ist als-
dann unvermeidlich, und die Folge davon der Schleich-
handel mit allen seinen Verderbnissen; auch werden
nothwendig die Waaren allemal theurer und von
schlechterer Beschaffenheit. Dies war unter Friedrich
der Fall, wo der Monopole sehr viele waren, und
um so drückender, da viele Gegenstände, die unent-
behrlich und vom allgemeinsten Gebrauch waren,
denselben unterworfen wurden. Wir führen nur als
Ein Beispiel das Salz an, bey welchem eine Ein-
richtung getroffen war, die der heimlichen Einfuhr
desselben wehren sollte, daß nämlich jeder Mensch,
der über neun Jahre alt war, und auch jeder Haus-
wirth in Verhältniß seines Viehstandes eine ge-
wisse vorgeschriebene Quantität aus den angewiese-
nen königlichen Salzniederlagen kaufen mußte. So

wurde ein für die Gesundheit von Menschen und Thieren ungemein wichtiges Produkt, mit welchem die Natur einige preußische Provinzen im Ueberfluß versorgt hat, zu einem ganz übertriebenen Preise gesteigert. Eben so war der Handel mit Zucker und Taback ein Monopol; jenes, ein für die Gesundheit wichtiges, dieser, ein durch Gewohnheit vielen Menschen unentbehrlich gewordenes Produkt, beide mußten die preußischen Unterthanen zu höhern Preisen und in schlechterer Qualität kaufen, als sie in benachbarten Landen zu haben waren.

Wir haben die Irrthümer nicht verhehlt, in welchen Friedrich in seiner Finanzverwaltung befangen ist, und durch welche er viel Ungemach über sein Volk gebracht hat. Sicher wäre er bey seinen Verboten und Abgaben nicht so strenge beharrt, hätte er von deren Folgen eine anschauliche Idee gehabt, wäre die Einführung solchen Zwanges, ehe sie beschlossen wurde, in einer Versammlung erfahrner Staatsdiener von allen Seiten erwogen, oder hätten es einige derselben gewagt, dem Könige, auch unaufgefodert, hinlängliche Aufklärung zu geben. Möge sein Beispiel für die Folgezeit warnend seyn! Möge man überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß für den Staat, wie für den Einzelnen, nöthig

seyn,

ey, zuerst seine wirklichen Bedürfnisse richtig zu ken-
nen, und sich über dieselben nicht zu täuschen, so wie
Friedrich sich täuschte, wenn er glaubte, seinen Ver-
heidigungsstand so einrichten zu müssen, um jeden
auch noch so unangemessenen Angriff abwehren zu
können, welches natürlich nicht möglich war, ohne
zugleich den Benachbarten die Besorgniß eines An-
griffs von seiner Seite zu erwecken. Sind die Be-
dürfnisse einmal gehörig bekannt und festgesezt, so ist
ferner erfoderlich, die dazu nöthigen Gelder auf die
einfachste und natürlichste Weise von den Unterthas-
nen zahlen zu lassen, damit der Betrag der Abgaben,
wenigstens dem größten Theil nach, wirklich in die
Staatskassen gebracht, und nicht dem Volke weit
mehr abgenommen werde, als die Bedürfnisse des
Staats erfodern. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit
herannahe, in welcher sowohl über die wahren Be-
dürfnisse des Staats, als über das Wie ihrer Be-
friedigung, die allgemeine Stimme der Völker mehr
gehört werden, und also auch der Finanzzustand der
Staaten mehr wie bisher vereinfacht und eben da-
durch weniger drückend werden wird 43).



43) Wir haben grade, da wir dieses schreiben, das Vergnügen, zu erfahren, daß in dem von uns entferntesten Theile der kultivirten Erde, in dem nordamerikanischen

Wir enden hiermit unſre Schilderung Friedrich in allen Beziehungen ſeines hohen Regentenberuf der ihm immer der wichtigſte, ſo wie die Beglückun ſeines Volks das ernſteſte Geſchäft war, dem er ſi mit Anſtrengung und nie nachlaſſender Thätigkei widmete. Dieſe Thätigkeit, der reife Verſtand, mi dem er Alles ordnete und in einander fügte, die Fe ſtigkeit, mit der er bey einmal gefaßten Beſchlüſſe beharrete, und ſich von ihrer vollſtändigen Ausfüh rung durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, ſind die Hauptzüge ſeiner Regierung. Er hat Preußen unter andern europäiſchen Staaten hohe Achtung und einen noch größern Einfluß verſchafft, als den phyſiſchen Kräften deſſelben angemeſſen war. Der bedeutende Zuwachs an Landen, der ſeit Friedrich erfolgt iſt, hat es deſſen Nachfol-

gern

Decbr. 1817

niſchen Freyſtaat, der Beſchluß gefaßt iſt, alle direkten Abgaben ganz abzuſchaffen, weil die richtig erkannten Bedürfniſſe des Staats, zu denen auch die Tilgung aller Schulden binnen einer beſtimmten Zeit gehört, nicht mehr erfodern, als was durch die Abgaben auf den auswärtigen Handel geſchafft und beſtritten werden kann. Möge dieſes Beiſpiel bald auch in Europa nachgeahmt werden können! Es iſt dieſes um ſo mehr zu wünſchen, damit nicht der Druck, den man im Vaterlande leidet, und der beſſere Zuſtand, welcher jenſeits des Weltmeers gezeigt wird, noch mehr kühne und fleißige Deutſche zur Auswanderung bewege.

ern leichter gemacht, dieſen Einfluß zu erhalten, nd es wird dieſes mit minderm Drucke des Volks eſchehen können, wenn die Regierung mit gleicher Weisheit, Thätigkeit und Ordnung fortgeſezt wird. Vom Anfang ſeiner Regierung an bis zu deren Ende ſt es Friedrichs eifrigſtes Beſtreben geweſen, unpar heiiſche und ſchnelle Gerechtigkeit ausüben zu laſſen, Jeden bey dem Genuß ſeines Eigenthums, den Früchten eines Fleißes und bey ſeinen Rechten zu ſchüzen. Er wollte beſonders die niedern Klaſſen gegen Anmaaßungen und Eingriffe der höhern ſichern, und hat r hierin je Partheilichkeit bewieſen, ſo iſt dies ein Irrthum geweſen, dem die edelſten Beweggründe zum Grunde lagen. Er wollte ſein Volk in keiner Beziehung drücken, und iſt dies dennoch durch ſeine Finanz- und Handelseinrichtungen geſchehen; ſo war dies Folge der Beſchränktheit menſchlicher Einſicht, nd der Umſtände, welche Friedrich nicht erlaubten, lle Verhältniſſe ſeines hohen Berufs zu Gegenſtänen eignen Nachdenkens zu machen, und zugleich auch Folge der einmal mit Ueberlegung gewählten Art zu egieren, deren mannichfaches Gute ihn in deren ſteer Beibehaltung beſtärkte, und deren Unvollkomnenheiten ihm nicht ſichtbar wurden. Wir ſagen über ieſe eigenthümliche Art Friedrichs zu regieren noch inige Worte, um Mißverſtändniſſen zu begegnen.

Keinesweges beſtand die Selbſtthätigkeit ſeiner Regierung, wie man es ſich oft ganz falſch gedacht hat, darin, daß Friedrich wirklich Alles ſelbſt hätte beſorgen wollen, daß er jedes Geſchäft bis ins Einzelne verfolgt, nichts Andern überlaſſen hätte. Er wußte, daß dieſes die Kräfte Eines Menſchen überſteigen, und daß aus ſolchem Bemühen nothwendig Unordnung und Verwirrung folgen müſſe. Er hat dieſes nie gewollt, und ſich vielmehr in allen Fächern mit Gehülfen umgeben, deren Tüchtigkeit er meiſtens ſorgfältig geprüft hatte, und denen er, wenn ſie einmal geprüft und gewählt waren, den ihnen eignen Kreis der Thätigkeit mit Vertrauen überließ, und ihnen darin alle Freiheit gab, nach eigner Einſicht zu handeln, die durchaus nöthig iſt, wenn der Geſchäftsmann Freude an ſeiner Arbeit finden ſoll. Sehr mit Unrecht hat man geſagt, Friedrich habe abſichtlich nicht Männer von ſehr ausgezeichneten Fähigkeiten und kräftigem, eigenthümlichem Charakter zu ſeinen Miniſtern gewählt, ſondern ſolche vorgezogen, die er gewiß war zu überſehen, und von denen er nicht Widerſpruch erwarten durfte. Mit neidiſcher Eiferſucht habe er gewacht, daß Keiner einen zu großen Einfluß habe, und daß je geglaubt werden könne, nicht der König ſey in Allem und Jedem der erſte. Gleich niedrige Geſinnungen hat man ihm zuweilen in

der

er Wahl ſeiner Feldherren beigemeſſen, deren Ruhm, agte man, er beneidet, und deren Keinem er geſtat- et habe, ſich durch ſelbſt gedachte und ausgeführte nternehmungen ſo auszuzeichnen, daß der Glanz der gnen Thaten Friedrichs minder hervorſcheine. Keine eſchuldigung iſt ungerechter; wir erklären dieſelbe für händliche Verläumdung, und hoffen, daß dieſe Er- lärung einiges Gewicht haben werde, da wir auf die enaueſte Erforſchung alles deſſen, was über die andlungen und Geſinnungen des Königs noch jezt ewußt werden kann, ſo vielen Fleiß gewändt, und on der völligen Unpartheilichkeit, mit der wir ihn eurtheilen, in dieſer Charakteriſtik genügende Be- eiſe gegeben haben.

Daß nicht alle erſten Staatsdiener, nicht alle eldherren Friedrichs Menſchen von ganz ausgezeich- etem Geiſt und edelſtem Charakter geweſen ſind, hat llerdings ſeine Richtigkeit, aber auch einen ſehr na- irlichen Grund. Männer von außerordentlichen Ta- nten und von eigenthümlichem, edlem Charakter nd überall nicht ſo häufig, und drängen ſich mei- ens auch nicht ſo ſehr vor, daß ſie allemal, auch on einem aufmerkſamen Regenten, zur rechten Zeit emerkt werden müßten, ſo daß es nur von dieſem hinge, zu einem jeden Poſten allemal Männer von

nicht entbehren konnte, die Abgaben, half sich, so gut man konnte, durch den Schleichhandel, in dem man immer geübter wurde, oder gewöhnte sich auch an die einheimischen Produktionen, wenn sie gleich theurer und schlechter waren. Von der andern Seite kann es seyn, daß in manchen Artikeln die Landesfabrikation wirklich vollkommner wurde, auch der Schleichhandel etwas von seinem Reiz verlor, seit die Abgaben auf manche Gegenstände herabgesetzt wurden [42]; gewiß ist, daß er in den lezten Jahren nicht mehr mit so vielem Eifer und Erfolg betrieben wurde, als vorher.

Außer den auf eine für sein Volk so drückende Weise beigetriebenen Abgaben fand Friedrich noch ein Mittel zu Vermehrung seiner Einkünfte darin, daß er den Verkauf, oder auch sogar die Produktion vieler den Menschen unentbehrlicher Dinge sich selbst vorbehielt, oder, welches in Absicht der Wirkung dasselbe war, das Vorrecht des Handels mit denselben nur gewissen Personen gegen eine starke Abgabe ertheilte. Auch dieses war ein harter Druck, moralisch und politisch sehr verderblich. Das Recht zu

arbei

42) So wurde die Abgabe vom Kaffee von 6 ggr. auf 2 ggr. für das Pfund vermindert, und dadurch der Ertrag dieser Abgabe sofort ganz ausnehmend erhöht und der Schleichhandel mit diesem Artikel vermindert.

beiten, und das, was man durch seine Arbeit her-
rgebracht, oder aus der Fremde herbeigeführt hat,
n Andere zu verkaufen, ist ein natürliches Recht
des Menschen, bey dessen vollem Genuß die bür-
erliche Gesellschaft jedes ihrer Glieder schützen und
gen Eingriffe sichern muß; aber dieses Rechts die
rößere Zahl der Unterthanen zu berauben, und die
Vortheile des Handels der Regierung, oder wenigen
Begünstigten vorzubehalten, ist eine Ungerechtigkeit,
ie tief gefühlt wird. Das Verbot der Einfuhr aller
Waaren, die Gegenstände des Monopols sind, ist als-
ann unvermeidlich, und die Folge davon der Schleich-
andel mit allen seinen Verderbnissen; auch werden
othwendig die Waaren allemal theurer und von
chlechterer Beschaffenheit. Dies war unter Friedrich
er Fall, wo der Monopole sehr viele waren, und
m so drückender, da viele Gegenstände, die unent-
ehrlich und vom allgemeinsten Gebrauch waren,
enselben unterworfen wurden. Wir führen nur als
Ein Beispiel das Salz an, bey welchem eine Ein-
ichtung getroffen war, die der heimlichen Einfuhr
esselben wehren sollte, daß nämlich jeder Mensch,
der über neun Jahre alt war, und auch jeder Haus-
wirth in Verhältniß seines Viehstandes eine ge-
wisse vorgeschriebene Quantität aus den angewiese-
nen königlichen Salzniederlagen kaufen mußte. So

wurde ein für die Gesundheit von Menschen und Thieren ungemein wichtiges Produkt, mit welchem die Natur einige preußische Provinzen im Ueberfluß versorgt hat, zu einem ganz übertriebenen Preis gesteigert. Eben so war der Handel mit Zucker und Taback ein Monopol; jenes, ein für die Gesundheit wichtiges, dieser, ein durch Gewohnheit vielen Menschen unentbehrlich gewordenes Produkt, beide mußten die preußischen Unterthanen zu höhern Preisen und in schlechterer Qualität kaufen, als sie in benachbarten Landen zu haben waren.

Wir haben die Irrthümer nicht verhehlt, in welchen Friedrich in seiner Finanzverwaltung befangen ist, und durch welche er viel Ungemach über sein Volk gebracht hat. Sicher wäre er bey seinen Verboten und Abgaben nicht so strenge beharrt, hätte er von deren Folgen eine anschauliche Idee gehabt, wäre die Einführung solchen Zwanges, ehe sie beschlossen wurde, in einer Versammlung erfahrner Staatsdiener von allen Seiten erwogen, oder hätten es einige derselben gewagt, dem Könige, auch unaufgefodert, hinlängliche Aufklärung zu geben. Möge sein Beispiel für die Folgezeit warnend stehen. Möge man überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß für den Staat, wie für den Einzelnen, nöthig

y, zuerſt ſeine wirklichen Bedürfniſſe richtig zu ken-
en, und ſich über dieſelben nicht zu täuſchen, ſo wie
riedrich ſich täuſchte, wenn er glaubte, ſeinen Ver-
eidigungsſtand ſo einrichten zu müſſen, um jeden
uch noch ſo unangemeſſenen Angriff abwehren zu
önnen, welches natürlich nicht möglich war, ohne
ugleich den Benachbarten die Beſorgniß eines An-
riffs von ſeiner Seite zu erwecken. Sind die Be-
ürfniſſe einmal gehörig bekannt und feſtgeſezt, ſo iſt
erner erfoderlich, die dazu nöthigen Gelder auf die
infachſte und natürlichſte Weiſe von den Unterthа-
en zahlen zu laſſen, damit der Betrag der Abgaben,
enigſtens dem gröſten Theil nach, wirklich in die
Staatskaſſen gebracht, und nicht dem Volke weit
ehr abgenommen werde, als die Bedürfniſſe des
Staats erfodern. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit
erannahe, in welcher ſowohl über die wahren Be-
ürfniſſe des Staats, als über das Wie ihrer Be-
riedigung, die allgemeine Stimme der Völker mehr
ehört werden, und alſo auch der Finanzzuſtand der
Staaten mehr wie bisher vereinfacht und eben da-
urch weniger drückend werden wird 43).



43) Wir haben grade, da wir dieſes ſchreiben, das Vergnügen, zu erfahren, daß in dem von uns entfernteſten Theile der kultivirten Erde, in dem nordamerika-
niſchen

Wir enden hiermit unſre Schilderung Friedrich in allen Beziehungen ſeines hohen Regentenberuf der ihm immer der wichtigſte, ſo wie die Beglückun ſeines Volks das ernſteſte Geſchäft war, dem er ſi mit Anſtrengung und nie nachlaſſender Thätigk widmete. Dieſe Thätigkeit, der reife Verſtand, m dem er Alles ordnete und in einander fügte, die F ſtigkeit, mit der er bey einmal gefaßten Beſchlüſſ beharrete, und ſich von ihrer vollſtändigen Ausfüh rung durch keine Schwierigkeiten abſchrecken lie ſind die Hauptzüge ſeiner Regierung. Er h Preußen unter andern europäiſchen Staaten hoh Achtung und einen noch größern Einfluß ver ſchafft, als den phyſiſchen Kräften deſſelben ange meſſen war. Der bedeutende Zuwachs an Land der ſeit Friedrich erfolgt iſt, hat es deſſen Nachfol

gern

Decbr. 1817

niſchen Freyſtaat, der Beſchluß gefaßt iſt, di direkten Abgaben ganz abzuſchaffen, weil die richtig er kannten Bedürfniſſe des Staats, zu denen auch die Tilg gung aller Schulden binnen einer beſtimmten Zeit ge hört, nicht mehr erfodern, als was durch die Abgaben auf den auswärtigen Handel geſchafft und beſtritten werden kann. Möge dieſes Beiſpiel bald auch in Eu ropa nachgeahmt werden können! Es iſt dieſes um ſo mehr zu wünſchen, damit nicht der Druck, den man im Vaterlande leidet, und der beſſere Zuſtand, welcher jenſeits des Weltmeers gezeigt wird, noch mehr kluge und fleißige Deutſche zur Auswanderung bewege.

ern leichter gemacht, dieſen Einfluß zu erhalten, nd es wird dieſes mit mindern Drucke des Volks eſchehen können, wenn die Regierung mit gleicher Weisheit, Thätigkeit und Ordnung fortgeſezt wird. Vom Anfang ſeiner Regierung an bis zu deren Ende ſt es Friedrichs eifrigſtes Beſtreben geweſen, unparheiiſche und ſchnelle Gerechtigkeit ausüben zu laſſen, Jeden bey dem Genuß ſeines Eigenthums, den Früchten eines Fleißes und bey ſeinen Rechten zu ſchüzen. Er wollte beſonders die niedern Klaſſen gegen Annaaßungen und Eingriffe der höhern ſichern, und hat r hierin je Partheilichkeit bewieſen, ſo iſt dies ein Irrthum geweſen, dem die edelſten Beweggründe zum Grunde lagen. Er wollte ſein Volk in keiner Beziehung drücken, und iſt dies dennoch durch ſeine Finanz- und Handelseinrichtungen geſchehen; ſo war dies Folge der Beſchränktheit menſchlicher Einſicht, nd der Umſtände, welche Friedrich nicht erlaubten, lle Verhältniſſe ſeines hohen Berufs zu Gegenſtänden eignen Nachdenkens zu machen, und zugleich auch Folge der einmal mit Ueberlegung gewählten Art zu egieren, deren mannichfaches Gute ihn in deren ſter Beibehaltung beſtärkte, und deren Unvollkommenheiten ihm nicht ſichtbar wurden. Wir ſagen über dieſe eigenthümliche Art Friedrichs zu regieren noch inige Worte, um Mißverſtändniſſen zu begegnen.

Keinesweges bestand die Selbstthätigkeit seiner Regierung, wie man es sich oft ganz falsch gedacht hat, darin, daß Friedrich wirklich Alles selbst hätte besorgen wollen, daß er jedes Geschäft bis ins Einzelne verfolgt, nichts Andern überlassen hätte. Er wußte, daß dieses die Kräfte Eines Menschen übersteigen, und daß aus solchem Bemühen nothwendig Unordnung und Verwirrung folgen müsse. Er hat dieses nie gewollt, und sich vielmehr in allen Fächern mit Gehülfen umgeben, deren Tüchtigkeit er meistens sorgfältig geprüft hatte, und denen er, wenn sie einmal geprüft und gewählt waren, den ihnen eignen Kreis der Thätigkeit mit Vertrauen überließ, und ihnen darin alle Freiheit gab, nach eigner Einsicht zu handeln, die durchaus nöthig ist, wenn der Geschäftsmann Freude an seiner Arbeit finden soll. Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Friedrich habe absichtlich nicht Männer von sehr ausgezeichneten Fähigkeiten und kräftigem, eigenthümlichem Charakter zu seinen Ministern gewählt, sondern solche vorgezogen, die er gewiß war zu übersehen, und von denen er nicht Widerspruch erwarten durfte. Mit neidischer Eifersucht habe er gewacht, daß Keiner einen zu großen Einfluß habe, und daß je geglaubt werden könne, nicht der König sey in Allem und Jedem der erste. Gleich niedrige Gesinnungen hat man ihm zuweilen in

der

r Wahl ſeiner Feldherren beigemeſſen, deren Ruhm, gte man, er beneidet, und deren Keinem er geſtat- t habe, ſich durch ſelbſt gedachte und ausgeführte nternehmungen ſo auszuzeichnen, daß der Glanz der jnen Thaten Friedrichs minder hervorſcheine. Keine eſchuldigung iſt ungerechter; wir erklären dieſelbe für ändliche Verläumdung, und hoffen, daß dieſe Er- ärung einiges Gewicht haben werde, da wir auf die naueſte Erforſchung alles deſſen, was über die andlungen und Geſinnungen des Königs noch jezt wußt werden kann, ſo vielen Fleiß gewändt, und n der völligen Unpartheilichkeit, mit der wir ihn urtheilen, in dieſer Charakteriſtik genügende Be- eiſe gegeben haben.

Daß nicht alle erſten Staatsdiener, nicht alle eldherren Friedrichs Menſchen von ganz ausgezeich- tem Geiſt und edelſtem Charakter geweſen ſind, hat lerdings ſeine Richtigkeit, aber auch einen ſehr na- rlichen Grund. Männer von außerordentlichen Ta- ten und von eigenthümlichem, edlem Charakter ld überall nicht ſo häufig, und drängen ſich mei- ns auch nicht ſo ſehr vor, daß ſie allemal, auch n einem aufmerkſamen Regenten, zur rechten Zeit merkt werden müßten, ſo daß es nur von dieſem hinge, zu einem jeden Poſten allemal Männer von

ganz vorzüglichem Werth zu finden. Da dieſes keinesweges der Fall iſt, ſo beſteht das große Talent des Regenten darin, zu jedem Geſchäft den möglichſt tauglichen zu finden, und dieſen dann in eine ſolche Lage zu bringen, wo ſeine guten Eigenſchaften am nützlichſten werden, die ihm mangelnden am mindeſten vermißt werden. Friedrich beſaß dieſes Talent in hohem Grade, und gerade weil er es beſaß, wußte er auch Menſchen jeder Art zu gebrauchen, und Jeden dahin zu ſtellen, wo ſein Gutes am meiſten entwickelt, und ſeine Fehler verbeſſert, oder unſchädlich gemacht würden. Friedrich foderte auch eben darum, weil er die Menſchen kannte, nicht von jedem Einzelnen einen ſeltnen Verein aller Vollkommenheiten, die oft ihrer Natur nach unvereinbar ſind. Er verlangte nicht, daß ein ſein Fach gründlich kennender thätiger Staatsminiſter auch zugleich ein gewandter Hofmann, auch angenehm zum Umgange, der große Feldherr auch ein kenntnißreicher, wiſſenſchaftlich gebildeter Mann ſey. Er war zufrieden, wenn Jeder diejenigen Eigenſchaften, wenigſtens einige derſelben, im vorzüglichen Grade beſaß, welche für den Poſten, den er einnahm, wichtig waren. Bey den Miniſtern ſahe er am meiſten auf den Charakter; war dieſer durchaus rechtlich und feſt, beſaß der Mann daneben Ordnungsliebe und Thätigkeit,

ſo

übersah der König gern manche andere Mängel. Von seinen ersten Feldherren verlangte er neben kriegerischem Muth und Tapferkeit vorzüglich Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, um in Fällen, wo es darauf ankam, und wo die ertheilten Vorschriften nicht hinreichten, sich selbst helfen zu können.

Friedrich hatte eine große Zahl von Staatsministern, und das jedem Einzelnen zugetheilte Departement war also nicht von zu großem Umfange. Friedrichs Vater hatte dieselbe Maxime beobachtet; beide Monarchen wurden bey deren Befolgung durch Menschenkunde und richtige Staatsklugheit geleitet. Es ist unstreitig das Beste für die Führung der Geschäfte, wenn die, welchen sie besonders in der obersten Leitung anvertrauet sind, nicht durch deren zu große Menge und Mannichfaltigkeit niedergedrückt und zerstreut werden. Ein Minister, der dieses ist, kann mit sehr vielen Dingen, die doch zu seinem Amte gehören, sich selbst nicht beschäftigen. Ohne von denselben mehr als oberflächliche Kenntniß zu nehmen, muß er Vieles untergeordneten Beamten überlassen, um es unter seiner Autorität und in seinem Namen abzumachen. Hierdurch wächst die Zahl der Staatsbeamten, die viele Gewalt haben, ohne eigne Verantwortlichkeit. Dieses hielten Friedrich Wilhelm I und Friedrich

drich II dem öffentlichen Wohl nachtheilig, und so wie mit Recht, weil ein Beamter, der durch einen höhern, welcher von den Sachen nur wenig unterrichtet ist, gedeckt wird, und der für ausgezeichnete Dienste selbst nie Ruhm und Belohnung erwerben kann, so wie er auch für Vernachläßigung und Fehler nicht leicht Strafe fürchten darf, nicht selten der Versuchung unterliegen wird, seinen Einfluß zu mißbrauchen, wenigstens die Pflichten, die er in fremdem Namen ausübt, nur nachläßig zu besorgen. Ein zweiter Grund, der beide Monarchen bewog, die Geschäfte unter Viele zu vertheilen, war unstreitig der, weil es dem Regenten dann um so leichter wird, die Uebersicht und Leitung des Ganzen sich selbst vorzubehalten. Jeder einzelne Minister, der unter Friedrich versucht hätte zu weit zu gehen, mußte von den Collegen, in deren Wirkungskreis er dadurch einen Eingriff unternahm, Widerspruch und Beschwerde bey dem Könige erwarten. Alle wichtigen Dinge mußten, schon der Natur des Geschäftsganges gemäß, vor der lezten Entscheidung dem Regenten vorgelegt werden, weil nur dieser einer Stockung, die aus dem Zusammenstoßen mehrerer Departements-Chefs zu entstehen drohte, abhelfen konnte. Bey Befolgung dieser Maxime konnten natürlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nie einen Principalmi-

ſter haben, auch nicht einmal einen ſolchen, mit em ſie alle und jede Arten von Geſchäften berathen ätten. Sogar ihrer Natur nach nahe mit einander erwandte Geſchäfte, z. B. alle Juſtiz- oder alle Fi anzſachen waren nicht der Oberaufſicht eines einzel en Mannes anvertrauet 44); Alles war in Depar ements getheilt, deren Vorſteher von einander ganz nabhängig waren, deshalb bewirkte auch oft ein Mi iſter ſein Departement zunächſt angehende Verord nun

44) Der Großkanzler, auch ſeit Friedrich Wilhelm I ſchon Chef de Justice genannt, iſt von Vielen für einen Miniſter gehalten, dem alle Juſtizſachen untergeordnet geweſen wären. Dies war aber keinesweges der Fall; der Großkanzler war ein Juſtiz-Miniſter wie die andern, auch eben ſo alle dieſe Min. beſonderes Departement, und letztere waren von ihm ganz unabhängig. Nicht einmal den Rang hatte er vor ſeinen Collegen, dieſer wurde allein durch die Anciennetät unter allen Miniſtern beſtimmt. So war Carmer, obgleich Großkanzler, nur der zweite Juſtiz-Miniſter, ſo lange der ältere, Münchhauſen, lebte. Das einzige dem Großkanzler beigelegte, allerdings wichtige, Vorrecht war, die Oberaufſicht über ſämmtliche Juſtiz-Collegien und deren innere Einrichtung, nebſt den Prüfungen der Juſtizſtellen in den ſämmtlichen Provinzen, auch das Recht, zu den höhern Stellen, und ſelbſt der Juſtiz-Miniſter, dem Könige tüchtige Subjekte vorzuſchlagen; endlich das Recht, die Vorſchläge zu allgemeiner Geſetzgebung und zu neuen Einrichtungen im ganzen Juſtizfache zu thun.

Wir enden hiermit unſre Schilderung Friedrichs in allen Beziehungen ſeines hohen Regentenberufs, der ihm immer der wichtigſte, ſo wie die Beglückung ſeines Volks das ernſteſte Geſchäft war, dem er ſich mit Anſtrengung und nie nachlaſſender Thätigkeit widmete. Dieſe Thätigkeit, der reife Verſtand, mit dem er Alles ordnete und in einander fügte, die Feſtigkeit, mit der er bey einmal gefaßten Beſchlüſſen beharrete, und ſich von ihrer vollſtändigen Ausführung durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, ſind die Hauptzüge ſeiner Regierung. Er hat Preußen unter andern europäiſchen Staaten hohe Achtung und einen noch größern Einfluß verſchafft, als den phyſiſchen Kräften deſſelben angemeſſen war. Der bedeutende Zuwachs an Landen, der ſeit Friedrich erfolgt iſt, hat es deſſen Nachfolgern

---

Decbr. 1817 niſchen Freyſtaat, der Beſchluß gefaßt iſt, alle direkten Abgaben ganz abzuſchaffen, weil die richtig erkannten Bedürfniſſe des Staats, zu denen auch die Tilgung aller Schulden binnen einer beſtimmten Zeit gehört, nicht mehr erfodern, als was durch die Abgaben auf den auswärtigen Handel geſchafft und beſtritten werden kann. Möge dieſes Beiſpiel bald auch in Europa nachgeahmt werden können! Es iſt dieſes um ſo mehr zu wünſchen, damit nicht der Druck, den man im Vaterlande leidet, und der beſſere Zuſtand, welcher jenſeits des Weltmeers gezeigt wird, noch mehr thätige und fleißige Deutſche zur Auswanderung bewege.

ern leichter gemacht, dieſen Einfluß zu erhalten, nd es wird dieſes mit mindern Drucke des Volks eſchehen können, wenn die Regierung mit gleicher Beisheit, Thätigkeit und Ordnung fortgeſezt wird. Vom Anfang ſeiner Regierung an bis zu deren Ende ſt es Friedrichs eifrigſtes Beſtreben geweſen, unpar- heiiſche und ſchnelle Gerechtigkeit ausüben zu laſſen, eden bey dem Genuß ſeines Eigenthums, den Früchten eines Fleißes und bey ſeinen Rechten zu ſchüzen. Er wollte beſonders die niedern Klaſſen gegen An- maaßungen und Eingriffe der höhern ſichern, und hat r hierin je Partheilichkeit bewieſen, ſo iſt dies ein Irrthum geweſen, dem die edelſten Beweggründe zum Grunde lagen. Er wollte ſein Volk in keiner Be- ziehung drücken, und iſt dies dennoch durch ſeine Fi- nanz- und Handelseinrichtungen geſchehen; ſo war dies Folge der Beſchränktheit menſchlicher Einſicht, und der Umſtände, welche Friedrich nicht erlaubten, alle Verhältniſſe ſeines hohen Berufs zu Gegenſtän- den eignen Nachdenkens zu machen, und zugleich auch Folge der einmal mit Ueberlegung gewählten Art zu regieren, deren mannichfaches Gute ihn in deren ſte- ter Beibehaltung beſtärkte, und deren Unvollkom- menheiten ihm nicht ſichtbar wurden. Wir ſagen über dieſe eigenthümliche Art Friedrichs zu regieren noch einige Worte, um Mißverſtändniſſen zu begegnen.

Keinesweges bestand die Selbstthätigkeit seiner Regierung, wie man es sich oft ganz falsch gedacht hat, darin, daß Friedrich wirklich Alles selbst hätte besorgen wollen, daß er jedes Geschäft bis ins Einzelne verfolgt, nichts Andern überlassen hätte. Er wußte, daß dieses die Kräfte Eines Menschen übersteigen, und daß aus solchem Bemühen nothwendig Unordnung und Verwirrung folgen müsse. Er hat dieses nie gewollt, und sich vielmehr in allen Fächern mit Gehülfen umgeben, deren Tüchtigkeit er meistens sorgfältig geprüft hatte, und denen er, wenn sie einmal geprüft und gewählt waren, den ihnen eignen Kreis der Thätigkeit mit Vertrauen überließ, und ihnen darin alle Freiheit gab, nach eigner Einsicht zu handeln, die durchaus nöthig ist, wenn der Geschäftsmann Freude an seiner Arbeit finden soll. Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Friedrich habe absichtlich nicht Männer von sehr ausgezeichneten Fähigkeiten und kräftigem, eigenthümlichem Charakter zu seinen Ministern gewählt, sondern solche vorgezogen, die er gewiß war zu übersehen, und von denen er nicht Widerspruch erwarten durfte. Mit neidischer Eifersucht habe er gewacht, daß Keiner einen zu großen Einfluß habe, und daß je geglaubt werden könne, nicht der König sey in Allem und Jedem der erste. Gleich niedrige Gesinnungen hat man ihm zuweilen

r Wahl ſeiner Feldherren beigemeſſen, deren Ruhm, gte man, er beneidet, und deren Keinem er geſtat- t habe, ſich durch ſelbſt gedachte und ausgeführte nternehmungen ſo auszuzeichnen, daß der Glanz der gnen Thaten Friedrichs minder hervorſcheine. Keine eſchuldigung iſt ungerechter; wir erklären dieſelbe für händliche Verläumdung, und hoffen, daß dieſe Er- ärung einiges Gewicht haben werde, da wir auf die naueſte Erforſchung alles deſſen, was über die andlungen und Geſinnungen des Königs noch jezt ewußt werden kann, ſo vielen Fleiß gewandt, und on der völligen Unpartheilichkeit, mit der wir ihn urtheilen, in dieſer Charakteriſtik genügende Be- eiſe gegeben haben.

Daß nicht alle erſten Staatsdiener, nicht alle eldherren Friedrichs Menſchen von ganz ausgezeich- etem Geiſt und edelſtem Charakter geweſen ſind, hat llerdings ſeine Richtigkeit, aber auch einen ſehr na- irlichen Grund. Männer von außerordentlichen Ta- nten und von eigenthümlichem, edlem Charakter nd überall nicht ſo häufig, und drängen ſich mei- ens auch nicht ſo ſehr vor, daß ſie allemal, auch on einem aufmerkſamen Regenten, zur rechten Zeit emerkt werden müßten, ſo daß es nur von dieſem hinge, zu einem jeden Poſten allemal Männer von

Keinesweges bestand die Selbstthätig-
gierung, wie man es sich oft ganz f
darin, daß Friedrich wirklich All
sorgen wollen, daß er jedes Ges
verfolgt, nichts Andern überlas
daß dieses die Kräfte Eine
und daß aus solchem Bem
nung und Verwirrung folg
nie gewollt, und sich vie
Gehülfen umgeben, d ... ...isten ...
sorgfältig geprüft hatt ... oder unschä-
mal geprüft und ge ... foderte auch ...
Kreis der Thätigke ... ...te, nicht von je
ihnen darin alle F ... ... aller Vollkom-
handeln, die dur ... ... unvereinbar sind.
mann Freude a ... ... Fach gründlich ken-
Unrecht hat ... ... auch zugleich ein ge-
nicht Männe ... ... zum Umgange,
und kräftige ... ... ...ißreicher, wissen-
Ministern ... Er war zufrieden,
er gewiß ... ...haften, wenigstens ei-
Widersp ... ... Grade besaß, welche
sucht ... ...nahm, wichtig waren.
Einfl ... ... meisten auf den Cha-
nich ... ...lich und fest, besaß
Gl ... ...liebe und Thätigkeit,

so

anche andere Mängel,
ngte er neben krie,
ich Entſchloſe
n Fällen,
en Vor,
zu können.

l von Staatsmi
n zugetheilte Depar
zu großem Umfange
ſelbe Maxime beobachtet;
n bey deren Befolgung durch
richtige Staatsklugheit geleitet,
das Beſte für die Führung der Ge
die, welchen ſie beſonders in der ober
anvertrauet ſind, nicht durch deren zu
enge und Mannichfaltigkeit niedergedrückt
rſtreut werden. Ein Miniſter, der dieſes iſt,
mit ſehr vielen Dingen, die doch zu ſeinem Amte
hören, ſich ſelbſt nicht beſchäftigen. Ohne von den
lben mehr als oberflächliche Kenntniß zu nehmen,
uß er Vieles untergeordneten Beamten überlaſſen,
n es unter ſeiner Autorität und in ſeinem Namen ab
machen. Hierdurch wächſt die Zahl der Staatsbeam
n, die viele Gewalt haben, ohne eigne Verantwort
hkeit. Dieſes hielten Friedrich Wilhelm I und Frie

drich II dem öffentlichen Wohl nachtheilig, und so wiß mit Recht, weil ein Beamter, der durch einen höhern, welcher von den Sachen nur wenig unterrichtet ist, gedeckt wird, und der für ausgezeichnete Dienste selbst nie Ruhm und Belohnung erwerben kann, so wie er auch für Vernachläßigung und Fehler nicht leicht Strafe fürchten darf, nicht selten der Versuchung unterliegen wird, seinen Einfluß zu mißbrauchen, wenigstens die Pflichten, die er in fremden Namen ausübt, nur nachläßig zu besorgen. Ein zweiter Grund, der beide Monarchen bewog, die Geschäfte unter Viele zu vertheilen, war unstreitig der, weil es dem Regenten dann um so leichter wird, die Uebersicht und Leitung des Ganzen sich selbst vorzubehalten. Jeder einzelne Minister, der unter Friedrich versucht hätte zu weit zu gehen, mußte von den Collegen, in deren Wirkungskreis er dadurch einen Eingriff unternahm, Widerspruch und Beschwerde bey dem Könige erwarten. Alle wichtigen Dinge mußten, schon der Natur des Geschäftsganges gemäß, vor der lezten Entscheidung dem Regenten vorgelegt werden, weil nur dieser einer Stockung, die aus dem Zusammenstoßen mehrerer Departements-Chefs zu entstehen drohte, abhelfen konnte. Bey Befolgung dieser Maxime konnten natürlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II wie einen Principalmi-

ter haben, auch nicht einmal einen ſolchen, mit m ſie alle und jede Arten von Geſchäften berathen tten. Sogar ihrer Natur nach nahe mit einander rwandte Geſchäfte, z. B. alle Juſtiz- oder alle Fi nzſachen waren nicht der Oberaufſicht eines einzel n Mannes anvertrauet 44); Alles war in Depar ments getheilt, deren Vorſteher von einander ganz abhängig waren, deshalb bewirkte auch oft ein Mi ſter ſein Departement zunächſt angehende Verord nung

44) Der Großkanzler, auch ſeit Friedrich Wilhelm I ſchon Chef de Justice genannt, iſt von Vielen für einen Miniſter gehalten, dem alle Juſtizſachen untergeordnet geweſen wären. Dies war aber keineswegs der Fall; der Großkanzler war ein Juſtiz-Miniſter wie die andern, und eben ſo alle dieſe Min. beſonderer Departement, und letztere waren von ihm ganz unabhängig. Nicht einmal den Rang hatte er vor ſeinen Collegen, dieſer wurde allein durch die Anciennetät unter allen Miniſtern beſtimmt. So war Carmer, obgleich Großkanzler, nur der zweite Juſtiz-Miniſter, ſo lange der ältere, Mönchhauſen, lebte. Das einzige dem Großkanzler beigelegte, allerdings wichtige, Vorrecht war, die Oberaufſicht über ſämmtliche Juſtiz-Collegien und deren innere Einrichtung, nebſt den Patrimonialgerichts Juſtizſtellen in den ſämmtlichen Provinzen, auch das Recht, zu den höhern Stellen, und ſelbſt der Juſtiz-Miniſter, dem Könige tüchtige Subjekte vorzuſchlagen; endlich das Recht, die Vorſchläge in allgemeiner Geſetzgebung und zu neuen Einrichtungen in ganzen Juſtizſache zu thun.

nungen, ohne daß deſſen Collegen davon wußten, deren nachherige Zuziehung jedoch der Monarch ſelbſt, wenn es ihm nöthig ſchien, verfügte.

Friedrich fand, wie er den Thron beſtieg, ſiebenzehn Staatsminiſter, die er ſämmtlich beibehielt, und während ſeiner Regierung hat er überhaupt ein und ſechzig ernannt [45]). Unter denſelben finden ſich freilich manche, die nur den Titel eines Staatsminiſters geführt haben, ohne daß ihnen ein eignes Departement von Geſchäften anvertrauet geweſen wäre. So pflegten zuweilen Geſandte an großen Höfen zu größerer Auszeichnung dieſen Titel zu führen. Zuweilen gab Friedrich denſelben auch angeſehenen Fremden, die er wegen ihres Vermögens ins Land ziehen wollte, und für die ſich in dem Augenblick kein paſſender Poſten fand [46]). Auch die Mitglieder der höch-

45) Man findet ein namentliches Verzeichniß dieſer Männer, nebſt kurzen biographiſchen Notizen von ihnen, in dem ſchon erwähnten Buche: Der Königlich Preuſſiſche Churbrandenburgiſche Staatsrath, von Klapproth und Cosmar. Berlin 1801. S. 420.

46) So wurde der Churſächſiſche Staatsminiſter, Graf nachher Fürſt von Gacken, mit dem Titel eines Miniſters in Preußiſchen Dienſt gezogen, ohne daß ihm deshalb Geſchäfte anvertrauet wurden.

)chſten Regierung im Königreich Preußen hießen Miniſter, waren aber den Departements-Miniſtern Berlin untergeordnet. Eben ſo hatte der Chef-)räſident der drey ſchleſiſchen Oberamts-Regierun-n den Titel Juſtiz-Miniſter, ſtand aber unter den )erlinſchen Miniſtern in eben der Art, wie jeder an-re Präſident. Der ſchleſiſche Finanzminiſter war )gegen den Berlinſchen Miniſtern völlig gleich, ſein )epartement war von dem der ihrigen ganz unab-ängig.

Doch auch alle dieſe Titularminiſter, welche un-r der vorangeführten Zahl mit begriffen ſind, ab-erechnet, bleibt die Zahl derer, welchen wirklich die berſte Leitung der Geſchäfte anvertrauet war, noch mmer ſehr groß, vielleicht größer, als bey irgend inem andern Regenten in Friedrichs Zeitalter. Un-r dieſen Miniſtern ſind wirklich viele Männer, usgezeichnet durch Talente, gründliche, umfaſſen-e Kenntniſſe, edlen Charakter, patriotiſche Ge-innungen und große Thätigkeit 47). Ein ſicherer

Be-

47) Wir führen als Beiſpiel nur einige vorzüglich hervor-tretende Namen an. Die drey Kabinetsminiſter, wel-che unter Friedrich die auswärtigen Staatsſachen ge-leitet haben, Graf von Podewils, Graf von Fin-ken

Beweis hiervon ist, daß bey weitem die meisten der Zufriedenheit des Königs viele Jahre genossen, und ihren Aemtern bis an ihr, oder bis an des Königs Ende vorgestanden haben; nichts war seltner unter ihm, als Ministerialwechsel. Wenn Friedrich auch

---

kenstein und von Hertzberg, waren alle bey durch ihren Geist, richtigen Blick, tiefe Staatskenntnisse und große Thätigkeit in ganz Europa berühmt. Unter den Justiz-Ministern verdienen von Cocceji, von Münchhausen, von Fürst und von Carmer vorzüglich bemerkt zu werden, so wie unter den Finanz-Ministern Graf von Münchow, von Schlaberndorf, von Hoym, von der Horst, von Schulenburg-Kehnert, von Waitz und von Heinitz. Gern verweilten wir länger bey diesen Männern, welche zur Verherrlichung von Friedrichs Zeitalter beigetragen haben, und gäben überhaupt von allen Gehülfen der Regierung des Königs, so wie von seinen wichtigsten Feldherren eine ihre eigenthümlichen Talente und Verdienste hinlänglich schildernde Notiz. Doch wenn wir gleich einige dieser Männer der spätern Zeit persönlich, und zum Theil näher gekannt haben, so ist dieses doch bey dem weit größern Theile, besonders aus der frühern Periode, nicht der Fall, und unser Bemühen, zuverläßige Nachrichten über sie einzuziehen, ist vergebens gewesen. Da wir also diese Notizen nicht auf eine uns selbst genügende Weise mit einiger Vollständigkeit zu geben vermögen, lassen wir sie lieber ganz weg. Einige der oben genannten Minister sind jedoch im Lauf unsrer Geschichte an schicklichen Orten geschildert.

weilen mit einigen seiner Minister weniger zufrie
n war, so wußte er dieses auf eine Art zu erkennen
geben, welche die Irrenden belehrte, und die Feh
ıden besserte, aber diese höchsten Staatsbeamten
der allgemeinen Achtung nicht herabsetzte, die
lchen Männern unentbehrlich ist, wenn sie ihr Amt
ürdig ausfüllen sollen. Die Art, wie dieser König
it seinen Ministern umging, war wirkliche Erzie
ıng derselben, welche sie immer vollkommner mach
, und mit vollem Rechte kann man daher das Gu
, was durch Friedrichs Minister geschehen ist, ei
:m großen Theil nach ihm selbst beimessen, denn er
ıtte den Geist dazu angefacht, und die Gesinnungen
ı seinen Ministern belebt. Es ist nicht zu zweifeln,
ıß die Art, wie Friedrich hierbey verfuhr, Folge
:ifen Nachdenkens war. Die Beweise seines vor
ıglichen Wohlwollens wurden nie nach Laune, oder
leigung zu dem etwa besonders gefallenden Persönli
ıen einiger Minister, sondern immer so ausgetheilt,
ıß Jeder erkannte, der Ausgezeichnete sey der Be
ohnung vorzüglich würdig. Er überhäufte seine Mi
ister nicht oft mit äußern Ehren und glänzenden Or
en, noch weniger mit großen Geldbelohnungen 48).

Ein

48) Hertzberg, dessen Verdienst der König gewiß nach sei
nem ganzen Werth schätzte, hat nie ein bedeutendes
Ge

ganz vorzüglichem Werth zu finden. Da dieses in
nesweges der Fall ist, so besteht das große Tal
des Regenten darin, zu jedem Geschäft den möglich
tauglichen zu finden, und diesen dann in eine sol
Lage zu bringen, wo seine guten Eigenschaften a
nützlichsten werden, die ihm mangelnden am mind
sten vermißt werden. Friedrich besaß dieses Tal
in hohem Grade, und gerade weil er es besaß, wuß
er auch Menschen jeder Art zu gebrauchen, und Jed
dahin zu stellen, wo sein Gutes am meisten en
wickelt, und seine Fehler verbessert, oder unschäd
lich gemacht würden. Friedrich foderte auch ein
darum, weil er die Menschen kannte, nicht von je
dem Einzelnen einen seltnen Verein aller Vollkom
menheiten, die oft ihrer Natur nach unvereinbar sind.
Er verlangte nicht, daß ein sein Fach gründlich ken
nender thätiger Staatsminister auch zugleich ein ge
wandter Hofmann, auch angenehm zum Umgange,
der große Feldherr auch ein kenntnißreicher, wissen
schaftlich gebildeter Mann sey. Er war zufrieden,
wenn Jeder diejenigen Eigenschaften, wenigstens ei
nige derselben, im vorzüglichen Grade besaß, welche
für den Posten, den er einnahm, wichtig waren.
Bey den Ministern sahe er am meisten auf den Cha
rakter; war dieser durchaus rechtlich und fest, besaß
der Mann daneben Ordnungsliebe und Thätigkeit,

so

überſah der König gern manche andere Mängel, von ſeinen erſten Feldherren verlangte er neben kriegeriſchem Muth und Tapferkeit vorzüglich Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes, um in Fällen, wo es darauf ankam, und wo die ertheilten Vorſchriften nicht hinreichten, ſich ſelbſt helfen zu können.

Friedrich hatte eine groſſe Zahl von Staatsminiſtern, und das jedem Einzelnen zugetheilte Departement war alſo nicht von zu groſſem Umfange. Friedrichs Vater hatte dieſelbe Maxime beobachtet; beide Monarchen wurden bey deren Befolgung durch Menſchenkunde und richtige Staatsklugheit geleitet. Es iſt unſtreitig das Beſte für die Führung der Geſchäfte, wenn die, welchen ſie beſonders in der oberen Leitung anvertrauet ſind, nicht durch deren zu groſſe Menge und Mannichfaltigkeit niedergedrückt und zerſtreut werden. Ein Miniſter, der dieſes iſt, kann mit ſehr vielen Dingen, die doch zu ſeinem Amte gehören, ſich ſelbſt nicht beſchäftigen. Ohne von denſelben mehr als oberflächliche Kenntniß zu nehmen, muß er Vieles untergeordneten Beamten überlaſſen, und es unter ſeiner Autorität und in ſeinem Namen abmachen. Hiedurch wächſt die Zahl der Staatsbeamten, die viele Gewalt haben, ohne eigne Verantwortlichkeit. Dieſes hielten Friedrich Wilhelm I und Friedrich

drich II dem öffentlichen Wohl nachtheilig, und gewiß mit Recht, weil ein Beamter, der durch einen höhern, welcher von den Sachen nur wenig unterrichtet ist, gedeckt wird, und der für ausgezeichnete Dienste selbst nie Ruhm und Belohnung erwerben kann, so wie er auch für Vernachläßigung und Fehler nicht leicht Strafe fürchten darf, nicht selten der Versuchung unterliegen wird, seinen Einfluß zu mißbrauchen, wenigstens die Pflichten, die er in fremdem Namen ausübt, nur nachläßig zu besorgen. Ein zweiter Grund, der beide Monarchen bewog, die Geschäfte unter Viele zu vertheilen, war unstreitig der, weil es dem Regenten dann um so leichter wird, die Uebersicht und Leitung des Ganzen sich selbst vorzubehalten. Jeder einzelne Minister, der unter Friedrich versucht hätte zu weit zu gehen, mußte von den Collegen, in deren Wirkungskreis er dadurch einen Eingriff unternahm, Widerspruch und Beschwerde bey dem Könige erwarten. Alle wichtigen Dinge mußten, schon der Natur des Geschäftsganges gemäß, vor der lezten Entscheidung dem Regenten vorgelegt werden, weil nur dieser einer Stockung, die aus dem Zusammenstoßen mehrerer Departements-Chefs zu entstehen drohte, abhelfen konnte. Bey Befolgung dieser Maxime konnten natürlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nie einen Principalmi-

ter haben, auch nicht einmal einen ſolchen, mit
n ſie alle und jede Arten von Geſchäften berathen
tten. Sogar ihrer Natur nach nahe mit einander
rwandte Geſchäfte, z. B. alle Juſtiz- oder alle Fi-
nzſachen waren nicht der Oberaufſicht eines einzel-
n Mannes anvertrauet 44); Alles war in Depar-
nents getheilt, deren Vorſteher von einander ganz
abhängig waren, deshalb bewirkte auch oft ein Mi-
ſter ſein Departement zunächſt angehende Verord-
nun

44) Der Großkanzler, auch ſeit Friedrich Wilhelm I ſchon Chef de Justice genannt, iſt von Vielen für einen Miniſter gehalten, dem alle Juſtizſachen untergeordnet geweſen wären. Dies war aber keinesweges der Fall; der Großkanzler war ein Juſtiz-Miniſter wie die andern, hatte eben ſo wie dieſe ſein beſonderes Departement, und letztere waren von ihm ganz unabhängig. Nicht einmal den Rang hatte er vor ſeinen Collegen, dieſer wurde allein durch die Anciennetät unter allen Miniſtern beſtimmt. So war Carmer, obgleich Großkanzler, nur der zweite Juſtiz-Miniſter, ſo lange der ältere, Münchhauſen, lebte. Das einzige, dem Großkanzler beigelegte, allerdings wichtige, Vorrecht war, die Oberaufſicht über ſämmtliche Juſtiz-Collegien und deren innere Einrichtung, nebſt den Prüfungen aller Juſtizſtellen in den ſämmtlichen Provinzen, auch das Recht, zu den höhern Stellen, und ſelbſt der Juſtiz-Miniſter, dem Könige tüchtige Subjekte vorzuſchlagen; endlich das Recht, die Vorſchläge zu allgemeiner Geſetzgebung und zu neuen Einrichtungen im ganzen Juſtizfache zu thun.

mungen, ohne daß deſſen Collegen davon wußten, deren nachherige Zuziehung jedoch der Monarch ſelbſt wenn es ihm nöthig ſchien, verfügte.

Friedrich fand, wie er den Thron beſtieg, ſieben zehn Staatsminiſter, die er ſämmtlich beibehielt, un während ſeiner Regierung hat er überhaupt ein und ſechzig ernannt [45]). Unter denſelben finden ſich freilich manche, die nur den Titel eines Staatsminiſters geführt haben, ohne daß ihnen ein eignes Departement von Geſchäften anvertrauet geweſen wäre. So pflegten zuweilen Geſandte an großen Höfen zu größerer Auszeichnung dieſen Titel zu führen. Zuweilen gab Friedrich denſelben auch angeſehenen Fremden, die er wegen ihres Vermögens ins Land ziehen wollte, und für die ſich in dem Augenblick kein paſſender Poſten fand [46]). Auch die Mitglieder der höch-

45) Man findet ein namentliches Verzeichniß dieſer Männer, nebſt kurzen biographiſchen Notizen von ihnen, in dem ſchon erwähnten Buche: Der Königlich Preuſſiſche Churbrandenburgiſche Staatsrath von Klaproth und Cosmar. Berlin 1801. S. 420.

46) So wurde der Churſächſiſche Staatsminiſter, Graf nachher Fürſt von Sacken, mit dem Titel eines Miniſters in Preußiſchen Dienſt gezogen, ohne daß ihm deshalb Geſchäfte anvertrauet wurden.

ſchſten Regierung im Königreich Preußen hießen Miniſter, waren aber den Departements-Miniſtern zu Berlin untergeordnet. Eben ſo hatte der Chef-Präſident der drey ſchleſiſchen Oberamts-Regierungen den Titel Juſtiz-Miniſter, ſtand aber unter den Berlinſchen Miniſtern in eben der Art, wie jeder andere Präſident. Der ſchleſiſche Finanzminiſter war gegen den Berlinſchen Miniſtern völlig gleich, ſein Departement war von dem der ihrigen ganz unabhängig.

Doch auch alle dieſe Titularminiſter, welche unter der vorangeführten Zahl mit begriffen ſind, abgerechnet, bleibt die Zahl derer, welchen wirklich die oberſte Leitung der Geſchäfte anvertrauet war, noch immer ſehr groß, vielleicht größer, als bey irgend einem andern Regenten in Friedrichs Zeitalter. Unter dieſen Miniſtern ſind wirklich viele Männer, ausgezeichnet durch Talente, gründliche, umfaſſende Kenntniſſe, edlen Charakter, patriotiſche Geſinnungen und große Thätigkeit 47). Ein ſicherer

Be-

47) Wir führen als Beiſpiel nur einige vorzüglich hervortretende Namen an. Die drey Kabinetsminiſter, welche unter Friedrich die auswärtigen Staatsſachen geleitet haben, Graf von Podewils, Graf von Finken-

Beweis hiervon ist, daß bey weitem die meisten de Zufriedenheit des Königs viele Jahre genossen, un ihren Aemtern bis an ihr, oder bis an des Königs Ende vorgestanden haben; nichts war seltner unte ihm, als Ministerialwechsel. Wenn Friedrich auch

---

kenstein und von Hertzberg, waren alle bey durch ihren Geist, richtigen Blick, tiefe Staatskenntnisse und große Thätigkeit in ganz Europa berühmt. Unter den Justiz-Ministern verdienen von Cocceji, von Münchhausen, von Fürst und von Carmer vorzüglich bemerkt zu werden, so wie unter den Finanz-Ministern Graf von Münchow, von Schlaberndorf, von Hoym, von der Horst, von Schulenburg-Kehnert, von Waitz und von Heinitz. Gern verweilten wir länger bey diesen Männern, welche zur Verherrlichung von Friedrichs Zeitalter beigetragen haben, und gäben überhaupt von allen Gehülfen der Regierung des Königs, so wie von seinen wichtigsten Feldherren eine ihre eigenthümlichen Talente und Verdienste hinlänglich schildernde Notiz. Doch wenn wir gleich einige dieser Männer der spätern Zeit persönlich, und zum Theil näher gekannt haben, so ist dieses doch bey dem weit größern Theile, besonders aus der frühern Periode, nicht der Fall, und unser Bemühen, zuverläßige Nachrichten über sie einzuziehen, ist vergebens gewesen. Da wir also diese Notizen nicht auf eine uns selbst genügende Weise mit einiger Vollständigkeit zu geben vermögen, lassen wir sie lieber ganz weg. Einige der oben genannten Minister sind jedoch im Lauf unsrer Geschichte an schicklichen Orten geschildert.

weilen mit einigen seiner Minister weniger zufrie
n war, so wußte er dieses auf eine Art zu erkennen
geben, welche die Irrenden belehrte, und die Feh
nden besserte, aber diese höchsten Staatsbeamten
der allgemeinen Achtung nicht herabsetzte, die
lchen Männern unentbehrlich ist, wenn sie ihr Amt
ürdig ausfüllen sollen. Die Art, wie dieser König
it seinen Ministern umging, war wirkliche Erzie
ung derselben, welche sie immer vollkommner mach
e, und mit vollem Rechte kann man daher das Gu
e, was durch Friedrichs Minister geschehen ist, ei
em großen Theil nach ihm selbst beimessen, denn er
hatte den Geist dazu angefacht, und die Gesinnungen
n seinen Ministern belebt. Es ist nicht zu zweifeln,
aß die Art, wie Friedrich hierbey verfuhr, Folge
eifen Nachdenkens war. Die Beweise seines vor
üglichen Wohlwollens wurden nie nach Laune, oder
Neigung zu dem etwa besonders gefallenden Persönli
hen einiger Minister, sondern immer so ausgetheilt,
daß Jeder erkannte, der Ausgezeichnete sey der Be
lohnung vorzüglich würdig. Er überhäufte seine Mi
nister nicht oft mit äußern Ehren und glänzenden Or
den, noch weniger mit großen Geldbelohnungen [48]).

Ein

48) Hertzberg, dessen Verdienst der König gewiß nach sei
nem ganzen Werth schätzte, hat nie ein bedeutendes
Ge

Ein bewieſenes vorzügliches Vertrauen, ein ertheilter wichtiger, außerordentlicher Auftrag, zuweilen ein kleines Geſchenk, nicht von Werth, aber das dem, der es erhielt, beſonders angenehm war, oft ein ſchmeichelhaftes Wort, ein huldreiches Schreiben, eine eigenhändig dabey hinzugeſezte gütige Zeile, ein Lob des Miniſters vor Andern ausgeſprochen, das aber dem, den es galt, bald zukam; — dies waren die Mittel, die Friedrich auf immer wechſelnde, immer neue Art anwandte, um ſeinen Miniſtern ſeine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und ſich an ihnen brauchbare, ihm ganz ergebne Gehülfen zuzuziehen. Er kannte den individuellen Charakter eines Jeden genau, und behandelte Jeden gerade ſo, wie es deſſen Charakter erfoderte. So wußte er den vielleicht zu Bedächtigen, oder etwas Langſamen, Unentſchloſſenen zu beleben und zu ermuntern, dagegen den vielleicht

Geſchenk, auch nicht einmal den ſchwarzen Adlerorden erhalten, obgleich Friedrich wahrſcheinlich wohl wußte, daß das Publikum, vermuthlich auch Hertzberg ſelbſt, beſonders die lezte Auszeichnung nach dem beendigten bayerſchen Kriege erwartete. Friedrich Wilhelm II aber hat noch in der Stunde von Friedrichs Tode, wie es Hertzberg bey der Leiche des Königs fand, ihm den Orden ſelbſt umgehängen, mit den Worten: die erſte Handlung ſeiner Regierung müſſe ſeyn, eine Schuld die der Verſtorbene hinterlaſſen habe, abzutragen.

leicht zu Kühnen, zu raſch Unternehmenden zu mäßigen; es bedurfte nie der einen zart fühlenden Mann in den eigenen Augen herabſetzenden Verweiſe. Nur Ein Beiſpiel iſt uns aus der langen Regierungszeit bekannt, wo Friedrich einen ganz unwürdigen Miniſter gewählt hatte, den er mit ſtrenger, aber gerechter Strafe entfernen mußte [49]; und ein andres Beiſpiel,

49) Dieſes Beiſpiel hat der Staatsminiſter von Görne geliefert. Derſelbe ſtammte aus edlem Geſchlecht in der Mark Brandenburg; ſein Vater war unter Friedrich Wilhelm I ein geſchätzter Finanzminiſter geweſen. Der, von welchem wir hier reden, hatte bey der Kammern in Berlin und Breslau als Rath gedient, aber, nachdem er durch Heirath großes Vermögen erworben, ſeinen Abſchied genommen. Im Jahr 1774 wurde er plötzlich, zu allgemeiner Verwunderung, zum Finanzminiſter ernannt. Niemand wußte die Veranlaſſung hiervon, aber mehrere Jahre ſpäter erfuhr man, auf wie ſchändliche Weiſe Friedrich bey dieſer Gelegenheit getäuſcht worden, wie dies bereits oben S. 120 in der Note angegeben iſt. Görne war ein Mann von äußerſt ſchwachem Verſtande, großer, oft kindiſcher Eitelkeit. Er kaufte große Herrſchaften in Polen, auf denen er mit fürſtlichem Prunk lebte, er erwarb das Indigenat dieſes Landes, und ſoll wirklich den Gedanken genährt haben, wenn Stanislaus Poniatowsky abgeſetzt, oder geſtorben ſeyn würde, König von Polen zu werden. Zu ſeinem unmäßigen Aufwande und ſeinen thörigten Planen bedurfte er vieles Geld und verſchaffte ſich dieſes durch die Seehandlung, deren Leitung ihm

ſpiel, wo er einem höchſt würdigen Miniſter groſſes Unrecht gethan, und ihn mit einer, wenn auch das Vergehen, das der König vorausſezte, wirklich begangen wäre, wie es nicht war, ganz unverdienten Ungnade entließ 50), eine Uebereilung, die auch durch den edlen Juſtizeifer, der Friedrich zu derſelben verleitete, nicht entſchuldigt werden kann. Aber wenn wir freymüthig geſtehen, daß Friedrich in dieſen beiden Fällen gefehlt habe, ſo mag uns auch die Frage erlaubt ſeyn: wo iſt ein ſelbſtregierender König, der binnen ſechs und vierzig Jahren nur Einmal durch Anſtel-

lung

anvertrauet war. So entſtanden groſſe Verwikkelungen, die er lange zu verbergen wußte, nachdem ſie aber entdeckt waren, und Friedrich hinlängliche Beweiſe von der Untreue ſeines Miniſters geſammelt hatte, ließ er ihn im Januar 1782 in ſeinem eignen Hauſe arretiren und ſeine ganze Amtsführung durch eine dazu beſonders niedergeſezte Commiſſion genau unterſuchen. Görne wurde grober Vergehungen überführt, durch ein rechtliches Erkenntniß aller Ehren und Würden entſezt, ſein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und er zu lebenswieriger Feſtungsſtrafe verurtheilt. Der König ließ dies Urtheil vollziehen und Görne blieb in dem engen Arreſt zu Spandau bis zu Friedrichs Tode, da er dann von deſſen Nachfolger mit der Freiheit und einer kleinen Penſion begnadigt wurde.

50) Den Großkanzler von Fürſt. Wir haben dieſe Geſchichte im 1ſten Bd. Kapitel 6. erzählt.

ung eines unwürdigen Ministers, und Einmal durch ungerechte Entlassung eines würdigen sich geirret hat?

Wir dürfen hoffen, durch alles bisher Gesagte bey denkenden Lesern die Ueberzeugung bewirkt zu haben, daß Friedrich kein nach Eigensinn und Laune willkührlich herrschender Despot, kein kriegslustiger Eroberer gewesen sey, sondern daß er als ein weiser Regent die Beglückung seines Volks nach bester Einsicht bezweckt, und deren Erreichung mit redlichstem Eifer und unnachlassender Thätigkeit angestrebt habe, daß er den Frieden aufrichtig gewollt, und denselben während des größten Theils seiner Regierung mit Weisheit und mit behaupteter Achtung seines Staats unter schwierigen Umständen erhalten habe. Auch davon hoffen wir überzeugt zu haben, daß wenn dieser König in einigen Maaßregeln gefehlt hat, hiervon Beschränktheit menschlicher Kräfte, und die Unmöglichkeit, alle Theile der Verwaltung mit gleicher Aufmerksamkeit zu Gegenständen seines eignen Nachdenkens zu machen, die alleinigen Ursachen gewesen sind. Wenn wir indeß auch hiervon überzeugt zu haben hoffen, so müssen wir doch glauben, daß besonders in unsrer Zeit bey manchen Lesern noch die Frage entstehen möchte: warum ein Friedrich, ein

Regent von ſo umfaſſender Einſicht, der alle Schwierigkeiten des Regierens ſo gut kannte, nicht ſeinem Werke noch dadurch Vollendung und feſte Dauer auch für die nach ihm kommende Zeit gegeben habe, daß er ſeinem Volke eine Conſtitution hinterließ, nach deren einmal feſtſtehenden Vorſchrift die allgemeine Meinung über die Gegenſtände von allgemeiner Wichtigkeit durch würdige Volksrepräſentanten gehört, keine Maaßregel ohne deren Zuſtimmung beſchloſſen, und dadurch der künftige Regent vor Irrthum und Mißbrauch ſeiner Gewalt bewahrt wäre? Hätte, ſagt man vielleicht, ſchon unter Friedrich eine ſolche Einrichtung beſtanden, gewiß würde dieſer weiſe und wohlwollende König nicht eine ſo tyranniſche, alle menſchlichen Gefühle empörende Verpflichtung der Unterthanen zum Militairdienſt eingeführt oder beibehalten haben; gewiß würde er auch nicht eine immer weiter gehende und die natürlichen Verhältniſſe ſeines Staats überſteigende Vermehrung ſeines Kriegsheers, und eine gleichfalls ins Ungemeſſene ſich erſtreckende Erhöhung ſeiner Einkünfte nöthig gefunden, und ſich dadurch ſelbſt in die Nothwendigkeit geſezt haben, ſein Volk hartherzigen Fremden zu überliefern, um von demſelben Abgaben zu erpreſſen, die nicht nur durch ihre Größe, ſondern noch mehr durch die Art, wie ſie erhoben wurden, äußerſt

drückend waren, die natürliche Freiheit und jeden Genuß beschränkten, endlich der Sittlichkeit und der Anhänglichkeit an das Vaterland höchst verderblich wurden; auch die bestehenden Mängel der Criminal-Verfassung würden dem großen Könige nicht unbekannt geblieben, und gewiß verbessert seyn, und so wäre also, hätte Preußen schon damals eine gute Constitution gehabt, den vornehmsten Irrthümern abgeholfen worden, welche, wie es die Schilderung zugestanden hat, so viel Ungemach und Druck über Friedrichs Volk gebracht haben.

So natürlich diese Gedanken bey wohlgesinnten Zeitgenossen dermalen auch seyn mögen; so ist es doch für Friedrich kein Vorwurf, daß er dieselben nicht gehabt, und nie daran gedacht hat, seinem Staate eine nach unsern jetzigen Begriffen gute Verfassung zu geben. Um dieses recht einzusehen, müssen wir wiederum aus unsrer Zeit hinausgehen, und uns ganz in die seinige versetzen. Friedrich hatte nicht die Begriffe der jetzigen Zeit, und konnte sie nicht haben. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer freyen Verfassung, als nothwendige Bedingung eines wohlregierten und glücklichen Staats, ist Folge weit späterer Begebenheiten, die Friedrich nicht erlebt hat; er konnte also nicht auf den Gedan-

ken gebracht werden, den Zustand, den er in sei-
nen Staaten bestehend fand, plötzlich ohne Anlaß
und Drang von Außen umzuwerfen, sich selbst und
seine Nachfolger in den wichtigsten Regierungsrechten zu
beschränken, sich und ihnen die Verbindlichkeit aufzu-
legen, bey der Ausübung dieser Rechte zuvor die
Einstimmung der von seinen Unterthanen gewählten
Repräsentanten einzuholen. Der Gedanke an solche
selbst gewählte Beschränkung der Regenten war so
wenig in dem Ideenkreise seiner Zeitgenossen, daß wir
dreist behaupten können, Friedrich würde, hätte er
sie in Vorschlag gebracht, von seinem eignen Volke
nicht verstanden seyn. Er würde durch solche Vor-
schläge ohne alle Noth Unruhe in die Gemüther ge-
bracht und vielleicht Volksbewegungen hervorgerufen
haben, die keine menschliche Vorsicht vorauszuse-
hen, noch weniger sie in ihrem Fortgange aufzuhalten
vermogt hätte. Die Geschichte aller Zeiten bietet uns
auch kein Beispiel dar, daß ein unbeschränkt regie-
render, durch seine Geburt zu diesem Geschäft beru-
fener Herrscher 51), ohne durch äußere Unfälle ver-
anlaßt,

51) Wir wissen wohl, daß, dem Rechte nach, dem Könige
nur in Absicht einiger seiner Lande dieser Name ge-
bührte, und daß er in den zum deutschen Reiche gehö-
rigen Landen nur mit Einschränkungen regierte. Aber
mit

unlaßt, oder eigentlich gezwungen zu seyn, seiner Macht Schranken gesezt, und einen seit Jahrhunderten bestehenden Zustand umgeändert hätte. Auch Friedrich hat dieses nicht thun wollen; er behielt die Rechte bey, die er bey der Besteigung des Throns mit froher Einstimmung seines Volks erhalten hatte, und er bemühte sich, sie zu dessen Wohl anzuwenden, und glaubte dieses ungleich besser zu bewirken, wenn er hierin der eignen reifen Ueberlegung, und dem Rath seiner, nach eigner Prüfung gewählten Staatsdiener folgte, als wenn er deshalb zuvörderst die Einwilligung von Volksvertretern hätte nachsuchen sollen, deren Wahl eine langsam zu erfindende neue Form würde erfodert haben, über deren Ausmittelung vielleicht schon die Gemüther entzweit, und Unruhen und Partheyen entstanden wären, von denen man in dem bisherigen Zustande nichts wußte.

Es ist um so natürlicher, daß Friedrich einen solchen Gedanken nicht gehabt hat, da er die Verfassung



wir nehmen hier die Sachen, wie sie wirklich waren; denn in der That herrschte Friedrich in den deutschen Provinzen eben so unbeschränkt, wie in dem souverainen Königreich Preußen und in dem Herzogthum Schlesien. Der Zusammenhang mit dem Reiche wurde in den preußischen Landen gar nicht bemerkt, und war vielen Unterthanen nicht einmal bekannt.

freyer Staaten fast nur durch die Geschichte kannte, und das Bild, welches diese von den mannichfachen, oft blutigen Unruhen aufstellt, welche die Leidenschaften verschiedener um die Herrschaft kämpfender Partheyen erregten, konnte ihm nicht den Wunsch eingeben, ein Gleiches über sein Land zu bringen. Derjenige europäische Staat, der in Friedrichs Zeit vorzüglich einer freyen Verfassung genoß, welche vielleicht mehr gepriesen als gekannt wurde, England, konnte gleichfalls nicht zur Nachahmung reizen. Die mehr durch Zusammentreffen günstiger Umstände, als durch Weisheit der Menschen hervorgebrachten wundervollen Einrichtungen, durch welche in diesem Lande die eigne Thätigkeit und gute Einsicht der Glieder der Gesellschaft mehr, als die Vorsorge der Regierung Sicherheit und Glück in hohem Grade hervorbringen, waren damals noch nicht so bekannt [52], daß wir annehmen dürften, sie seyen Friedrich

sicht-

52) Ohngeachtet alles dessen, was über die brittische Constitution geschrieben worden, ist deren wahre Beschaffenheit erst ganz neuerlich unter uns durch die treffliche Darstellung der innern Verwaltung Großbrittanniens, vom Freyherrn von Vincke, Berlin 1815, in ihr rechtes Licht gesetzt; eine kleine, aber höchst gehaltvolle und lehrreiche Schrift, auf welche aufmerksam zu machen wir diese Gelegenheit mit Vergnügen benutzen.

chtbar genug geworden, um von ihm nach ihrem Werth richtig gewürdigt, und ſogar den entgegenge-ꝛzten Regierungs-Maximen vorgezogen werden zu ſnnen, die er, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, ngenommen hatte. Er ſahe in England vorzüglich inen in ſeinen wichtigſten Regierungsrechten beſchränk-en König, ganz abhängig von einem Parlement, eſſen Berathſchlagungen den Ausländern oft noch umultuariſcher erſchienen, als ſie wirklich waren, und a dem viele Mitglieder nur deshalb die groſſen Worte „Freiheit und Vaterland“ oft gebrauchten, m ſich ſelbſt an die Stelle der herrſchenden Parthey u ſetzen, oder ihre Stimmen einem im Grunde, enn er ſich klug benahm, Alles nach ſeinem Willen eitenden Miniſter theuer zu verkaufen. Bey einer olchen Anſicht konnte die brittiſche Verfaſſung dem reußiſchen Könige unmöglich ehrwürdig ſich darſtel-en, noch bey ihm den entfernteſten Gedanken erre-jen, gegen dieſelbe den ruhigen Genuß und die Aus-ibung ſeiner angeſtammten und von Niemand ange-ochtenen Regentenrechte aufzugeben, durch deren wei-en Gebrauch er ſein Volk nach eigner beſter Einſicht, hne Widerrede beſorgen zu dürfen, glücklich machte.

Dieſe Anſicht der Sache war in Friedrichs La-ge ſo natürlich, daß wir nicht noch anführen wollen,

wie er überhaupt nicht für groſse und gewaltsame Maaſsregeln war; er liebte die ruhige Fortdauer des einmal Bestehenden, woran er selbst und seine Unterthanen gewöhnt waren, er suchte alles Gute desselben möglichst zu benutzen, und das Fehlerhafte durch stille Wirksamkeit zu bessern. Daſs dieses Friedrichs Ansichten vom Zweck des Staats, und von den Pflichten des Oberhaupts desselben gewesen sind, beweisen seine Schriften, und die Handlungen seiner Regierung, welche nie, auch bey allen Reformen, die er je unternommen, auf gänzliche Umformung und Veränderung, sondern immer auf fortgehende Verbesserung der einmal eingeführten Einrichtungen zielten. Er war zufrieden, durch seine wachsame Fürsorge und durch ununterbrochene Aufmerksamkeit auf Alles und Jedes, von Auſsen Sicherheit, Unabhängigkeit und Ansehn seines Volks, im Innern aber einem Jeden den vollen, ungestörten Genuſs seines Eigenthums, und seine Rechte zu sichern, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz zu behaupten, und den Wohlstand aller fleiſsigen und thätigen Unterthanen zu befördern.

Man hat Friedrich den Beinamen des Groſsen gegeben. Mehrern Herrschern ist derselbe von der Verehrung oder der Schmeicheley ihrer Unterthanen und Zeitgenossen beigelegt, aber nur bey sehr wenigen

n hat die Nachwelt ihn bestätigt, und die Geschichte
n bleibend aufgenommen. Es ist bemerkenswerth,
ß hierin, ohne daß deshalb eine Verabredung mögh gewesen, wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet
. Kein Herrscher hat je den Beinamen des Gron in der Geschichte behalten, der nicht wirklich durch
gewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Chakters sich ausgezeichnet hätte; noch mehr, nur verte Verdienste des Krieges und Friedens haben ihn
werben können. Allerdings haben zwar alle groß
nannte Regenten durch glückliche mit Einsicht und
nstrengung geführte Kriege Ruhm erworben; aber
r bloße Glanz der Thaten des Eroberers konnte
e Menschen nie bewegen, demselben allein den Beinmen des Großen zu geben. Um diesen auch in
r Geschichte zu behalten, mußten die Eigenschaften
s Helden zugleich mit friedlichen Großthaten des
legenten verbunden seyn. Nur wenn der Held auch
urch weise Gesetze und wohlthätige Einrichtungen
n Wohlstand seines Volks gegründet oder erhöhet
atte, blieb ihm bey der partheilosen Nachwelt der
usgezeichnete Beiname des Großen. Der Maedonier Alexander würde wahrscheinlich durch
en Umsturz des größten Reichs seiner Zeit, und
urch die Errichtung seines eigenen auf dessen Trümmern nicht den Beinamen des Großen errungen ha-

ben,

ben, hätte er nicht zugleich angefangen, griechiſch Bildung über den weiten Orient zu verbreiten, u den feſten Willen gezeigt, der Stifter eines beſſe Zuſtandes der Menſchheit zu werden. Wenn gle ein früher Tod ihm nicht erlaubt hat, dies große We zu vollenden, ſo reichte doch der ernſtliche Entwu ſchon hin, Alexandern den Beinamen des Großen fü alle Folgezeiten zu ſichern. Auch der Franke Kar würde denſelben durch dreißigjährige Siege, und d weite Ausdehnung ſeiner Herrſchaft nicht errung haben, hätte er nicht zugleich den feſten Vorſatz be wieſen, die rohen unter ſeinem Scepter vereint Völker durch weiſe Geſetze, Religion und Kenntniſſ geſitteter zu machen. Kaiſer Otto I hat auf glei che Weiſe ſeinen Anſpruch auf dieſen Beinamen er worben, obgleich derſelbe von der Nachwelt minde allgemein anerkannt iſt, und er vielleicht der Dank barkeit der Geiſtlichen, welche er partheiiſch begün ſtigte, am meiſten den Beinamen des Großen ver dankte, den ſein Vater, Heinrich I, ungleich mehr verdient hätte, da er den Sohn an Geiſt und edlem Charakter, auch glänzenden Thaten des Krieges und Friedens bey weitem übertroffen hat. Auch der Ruſ ſiſche Peter würde den Beinamen des Großen vielleicht nicht durch die Geſchichte beſtätigt erhalten ha ben, hätte er nur nach harten Kämpfen endlich den grö

ßen

n Helden ſeiner Zeit beſiegt, und hätte er nicht zugleich,
it Ueberwindung ſeiner eigenen und ſeines Volkes
ohheit, den Ruhm erworben, der Stifter europäi-
er Bildung in dem größten Reich der Erde gewor-
n zu ſeyn. Unter den Regenten kleiner Staaten iſt
riedrichs Ahnherr, Churfürſt Friedrich Wilhelm,
ſt der einzige, dem die Benennung des groſſen
hurfürſten von den Zeitgenoſſen beigelegt, und
n der Nachwelt einſtimmig beſtätigt iſt. Auch er
rdankt dieſes nicht allein ſeinen kriegeriſchen Tha-
n, ſo glänzend ſie waren, nicht allein der muthvol-
n und glücklichen Rettung ſeines Vaterlandes,
ndern mehr noch ſeinen friedlichen Tugenden, durch
elche er beſſere Einſichten und mildere Sitten ver-
reitete, und durch Gewöhnung zum Fleiß den Wohl-
and ſeiner Unterthanen beförderte. Auch Friedrich
at auf gleichem Wege ſich zu hohem Ruhm erhoben,
nd der ihm ſchon früh beigelegte Name des Gro-
en iſt nach ſeinem Tode von allen Nationen mit
ıetteifernder Uebereinſtimmung bekräftigt, und wird
hm wahrſcheinlich bis zu den entfernteſten Zeiten blei-
en. Den Eingebornen ſchien dieſer Beiname noch
icht zu genügen, ſie haben daher Friedrich auch den
Einzigen 53) genannt, um ihr Gefühl auszudrü-
cken,

53) Der Dichter Rämler hat dieſen Beinamen zuerſt gebraucht, der nachher von Vielen in und außer den preußiſchen Landen beibehalten iſt.

cken, daß viel Groſſes und Gutes, was bey and Herrſchern zerſtreut erblickt werde, nur bey Fried vereint gefunden ſey. Wie es ſcheint, wird die Na welt auch dieſen eigenthümlichen Namen des Köni beſtätigen, in gerechter Anerkennung, daß das Ed und Trefliche die vorhandenen Mängel und Fehl bey weitem überwogen habe. Möge dieſes auch i freundliche Eindruck der von uns aufgeſtellten Schil derung bleiben, welche, die Mängel keineswegs verhüllend, ſie nur in ihrem richtigen Verhältni darzuſtellen bemüht geweſen iſt. Iſt uns dieſes ge lungen, ſo dürfen wir hoffen, es werden künftig kein läſterer und Schmäher des groſſen Mannes mehr ge hört werden, der ewig zu den Zierden der Menſchhei gezählt werden und der Deutſchen gerechter Stolz blei ben wird.

Wenn man einen Mann ſo umſtändlich in de Erfüllung der Pflichten ſeines Berufs geſchildert hat, als es von uns mit Friedrich geſchehen iſt, und der Mann aus ſolcher Erfüllung ſo ganz das Hauptge ſchäft ſeines langen Lebens machte, und demſelben mit ſolcher Anſtrengung alle ſeine Kräfte widmete, wie Friedrich gethan hat; ſo hat man in dem öffent lichen Geſchäftsmanne auch zugleich den Men ſchen und ſeinen Privatcharakter zureichend darge ſtellt, denn derſelbe hat durch ſein öffentliches Leben

des

ganzen Umfang ſeiner geiſtigen Kräfte dargelegt, jenem die Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters eingedrückt. Wir haben auch hierauf oft hingeſehen, und aus den Eigenheiten des Menſchen die Betragen Friedrichs als Regenten entwickelt; fügen alſo nur noch Weniges über ſeinen Privatcharakter hinzu.

Geſunder Menſchenverſtand und richtiges Urtheil ſind unverkennbar hervorſtechende Züge ſeines Geiſtes. Er hatte dieſelben durch eignes von dem fremden Urtheil unabhängiges Nachdenken, und durch große Aufmerkſamkeit auf alle ihm erhabenen Gegenſtände, auch durch ſorgſames Leſen der Geſchichte, ausgebildet. Weil er alle Dinge, die ihm wichtig wurden, möglichſt vollſtändig nach allen ihren Beziehungen zu kennen bemüht geweſen, ſo waren ſeine Urtheile meiſtens treffend und angemeſſen. So ſehr er ſcharfſinnige Zergliederung eines Begriffes, und Entwicklung alles deſſen, was in demſelben lag, liebte, ſo ſehr haßte er Spitzfindigkeiten und überdrehene Feinheiten. Sein Blick war immer auf das Weſentliche einer Sache gerichtet, und aus dieſem folgerte er Alles, was auf dieſelbe Bezug hatte, und ſag ab, was fremdar Irrthum und Vorurtheil beigemiſcht haben mogten. Einbildungskraft ſcheint bey ihm die ſchwächſte Geiſteskraft geweſen zu

ſeyn,

ſeyn, daher ſind unter ſeinen Gedichten nur diejenigen von vorzüglichem Werth, durch welche er ſelbſt gehabte Empfindungen lebhaft ausdrückte, oder auch die Reſultate ſeines Nachdenkens in edler Sprache vorträgt; von beiden Gattungen findet man Meiſterſtücke unter dieſen Gedichten; andere aber ermüden und verwirren durch gehäufte Gleichniſſe, und zu weit ausgemahlte Bilder. Nur in Einem Punkt beweis er eine ihm eigne Stärke der Einbildungskraft, nämlich darin, daß er eine Gegend, die er einmal geſehen, oder auch nur lebhaft beſchreiben gehört hatte, ſich deutlich mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vorzuſtellen, und darin die Bewegungen eines Heers zu beſchreiben und zu ordnen vermogte. Sein Gedächtniß war von großem Umfange und bis ins Alter von ſeltner Treue. Vor langer Zeit gehörte weitläuftige Geſpräche wußte er ſich genau, oft wörtlich, zu erinnern, vor langer Zeit geſehene Geſichtszüge erkannte er richtig wieder. Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, ſich in Allem, was brav und gut war, auszuzeichnen, und die Achtung der Menſchen von eignem Werth zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge ſeines Charakters; man kann ſagen, daß dieſe Tugenden ihm angeboren waren, aber die Erziehung

ner Rocoules und eines Jandun hatte sie wei-
r ausgebildet und das eigne Nachdenken noch voll-
mmner entwickelt und zu Grundsätzen erhoben, nach
nen er sein Leben einrichtete und die er bis ans Ende
voller Stärke beibehalten hat. Verstellung und
chleichwege waren ihm sehr zuwider, und er hatte
ne große Abneigung gegen allen Trug, Schein,
ige und alles affektirte Wesen. Er liebte in allen Din-
en das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den
deen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage Ande-
r, und er strebte diese Tugenden selbst zu haben.
Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk,
nd unnütze Cerimonien waren ihm sehr zuwider.

Wir haben bereits als einen der schönsten Züge
n Charakter Friedrichs bemerkt, daß er für seine
Eltern große Verehrung und zärtliche Liebe hatte,
elche Empfindungen nicht dadurch gemindert wur-
en, daß durch den unglücklichen Zwist der Eltern,
nd besonders die Leidenschaften des Vaters, seine
ugend so sehr getrübt war. Auch für seine Ge-
hwister bewies er zärtliche Anhänglichkeit; seine äl-
este Schwester Wilhelmine (nachher Markgräfin
on Bayreuth), welche ihm an Alter die nächste war,
heint mit ihm in der Richtung des Geistes und den
Neigungen die meiste Verwandtschaft gehabt zu haben,

und da beide Geschwister gleiche Leiden der Jugend aus gleicher Ursach erduldet hatten, so näherte sie dieses noch mehr, und die empfindungsvolle Zärtlichkeit Friedrichs für diese geliebte Schwester, welche diese Gesinnung vollkommen erwiederte, dauerte bis
1758 an ihren Tod, welcher den Tag der Schlacht bey
d. 14ten Oktbr. Hochkirchen für ihn noch schwärzer machte, und ihn auf das empfindlichste betrübte. Auch für seine Schwestern Louise Ulrike (nachher Königin von Schweden) und Philippine (nachher Herzogin von Braunschweig) hatte er zärtliche Liebe, und die Besuche, welche dieselben ihm zuweilen machten, verursachten ihm immer große Freude. Als die Königin von Schweden gestorben war, ließ der König den
1782 damaligen Kabinets-Sekretair Menken, der vorher Legations-Sekretair in Stockholm gewesen, und vor noch nicht langer Zeit zurückgekehrt war, zu sich kommen, und foderte denselben auf, ihm viele kleine Züge von dem Leben und den Handlungen der Verstorbenen zu erzählen. Der König fragte immer weiter, und wurde endlich so gerührt, daß er zuletzt viele Thränen vergoß. Menken hat dieses selbst seinem Freunde, dem Schreiber dieses, erzählt, und konnte den Zustand von Wehmuth, worin er den König gefunden, nicht lebhaft genug schildern. Für seinen Bruder Heinrich bewies Friedrich die zärtlichste

chſte Liebe und hohe Achtung. Mit Stolz nannte r ihn den Feldherrn ohne Fehler, und ergriff jede Gelegenheit, ſeinen großen Thaten Gerechtigkeit wi- erfahren zu laſſen. Wenn er im ſiebenjährigen Kriege zuweilen durch Verminderung der dem Prin- en anvertrauten Corps leztern in einige Verlegenheit zte, ſo geſchah dies aus Noth, weil er der Trup- en zur eignen Rettung ſelbſt bedurfte, und es ab Heinrich jedesmal Gelegenheit, neue Ge- chicklichkeit zu zeigen. Dieſer Prinz war unſtrei- ig der Vertrauteſte des Königs, und lezterer hat ewiß nichts Wichtiges in den äußern Staatsverhält- iſſen unternommen, ohne mit Heinrich vorher ſich erathen zu haben; doch war in ihren politiſchen An- ichten einige Verſchiedenheit. Heinrich war minder ls Friedrich für Mäßigung und Vermeidung alles eſſen, was den Ruheſtand ſtören konnte; er wollte uch durch raſche und kühne Unternehmungen die Größe Preußens gründen, der König aber zog die- em ſtrenge Beobachtung des Rechts in allen Fällen or, und ſchäzte es für ſeinen edelſten Ruhm, der Beſchüzer der Verfaſſung Deutſchlands zu ſeyn, welche Heinrich einiger Aufopferung nicht werth hielt, und von dem Syſtem, das Friedrich in ſeinen leztern Jahren angenommen hatte, wenig gute Folgen hoffte. Dagegen ſchien ihm eine enge Verbindung mit Frank-

reich die zuträglichste für Preußens Interesse, welches Friedrich nur mit Einschränkungen und unter Bedingungen zugestand, die das französische Kabinet nicht erfüllen konnte, wie dieses bereits entwickelt ist [54].

Nur zwischen Friedrich und dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, entstand während des siebenjährigen Krieges ein unglücklicher Zwist, da der König den Prinzen beschuldigte, bey dem ihm anvertraueten Rückzuge aus Böhmen große Fehler begangen zu haben, und ihm dieses mit einer Härte vorwarf, die den Prinzen mit bittrem Gram erfüllte, der eine Krankheit zur Folge hatte,
1758 die mit dem Tode endete, den das Publikum, vielleicht irrig, jenem Gram allein beimaaß. Die Geschichte enthält sich billig eines Urtheils über diesen Bruderzwist, da es in jetziger weit entfernten Zeit, wo die besondern Umstände verdunkelt sind, kaum möglich ist zu entscheiden, an welcher Seite der meiste Anlaß zu dem Mißverständniß gegeben seyn mag, zu dessen Vermehrung vielleicht auch Andere beigetragen haben mögen [55]. Für die nachgelassenen Kinder dieses

54) Im 2ten Bande 10ten Kapitel.

55) Man hat dessen besonders den General von Winterfeld beschuldigt. Uns scheint dies aber schon aus dem Grunde

es Bruders bewies Friedrich die zärtlichste Sorgfalt. Er übertrug die Oberaufsicht über deren Erziehung dem Feldmarschall von Kalkstein, einem sehr würdigen Manne, der Führer seiner eignen Jugend gewesen war. Umständliche Instruktionen ertheilte er denen, welchen der Unterricht der jungen Prinzen anvertrauet war, und ließ sich über deren Fortschritte, auch während des Krieges, der ihn von den Prinzen abwesend hielt, Bericht erstatten. Der jüngere dieser Prinzen, Heinrich Carl, war vorzüglich der Liebling des Königs, weil er mit vorzüglichen Talenten und eifriger Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, den liebenswürdigsten Charakter verband. Der frühe Tod 1767
dieses Jünglings schmerzte Friedrich sehr; er schrieb selbst eine Lobschrift auf ihn, welche er dem Akademiker Thiebault zum Vorlesen in der Akademie übergab. Lezterer erzählt, daß wie der König ihm diesen Auftrag ertheilte und ihm selbst die Schrift vorlesen wollte, er zwar mit erzwungener Fassung angefangen, aber durch Wehmuth und einen Strom von Thränen überwältigt nicht habe vollenden können. —



Grunde unglaublich, weil Winterfeld von Allen als ein sehr kluger Mann geschildert wird, von dem nicht anzunehmen ist, daß er absichtlich sich den künftigen Thronfolger, der jeden Tag sein Herr werden konnte, habe abgeneigt machen wollen.

Den ältern dieſer Prinzen, ſeinen Thronfolger, h
Friedrich während deſſen erſter Jugend weniger Zä
lichkeit bewieſen, vielleicht weil derſelbe nicht ſo v
Neigung zu ernſthaften Studien und der Vorbereitu
zu ſeinem großen Beruf zeigte, als zu den ſein
Alter gewöhnlichen Vergnügungen. Nach dem
benjährigen Kriege wollte der König, daß der dam
zwanzigjährige Kronprinz den Verſammlungen
höchſten Departements beiwohne, um praktiſche Ken
niß vom Gange der Geſchäfte zu erhalten. Ein
wiß ſehr guter Gedanke, der aber durch eigne Sch
des Königs nicht ausgeführt wurde, denn wie er
den Prinzen über das, was in jenen Verſammlun
vorgekommen war, befragte, und keine befriedi
den Antworten erhielt, glaubte er, daß der Th
folger nicht genug Aufmerkſamkeit auf die Geſch
verwende, und es ſey nicht der Mühe werth, ihn
Theilnahme an denſelben Gelegenheit zu geben.
Prinz wurde von dieſer Zeit an von aller Kenntniß
ſelben gänzlich ausgeſchloſſen, und iſt es bis zu
drichs Tode, wo der Kronprinz zwey und vi
Jahre alt war, geblieben; der König ſelbſt red
darüber mit ihm, und ſahe es ungern, wenn
ſter oder Andere den Kronprinzen von dem, was
ging, unterrichteten. Es iſt dies auch, ſo vie
wiſſen, nur während der lezten Jahre vor Fri

Wilhelms II Thronbesteigung von Hertzberg geschehen. Friedrichs Abneigung gegen den Prinzen wurde durch die Kenntniß, welche er von dessen heimlichen Ausschweifungen und von seinem Umgange mit schlechten Leuten erhielt, noch vermehrt. Unstreitig hat Friedrich hier in seinem Betragen gefehlt; er mußte mehr Aufmerksamkeit auf die Bildung des Prinzen wenden, dem es nicht an sehr glücklichen, natürlichen Anlagen fehlte, und der bey manchen Gelegenheiten Geist und edlen Charakter bewies. Wäre er bey Zeiten mit Männern von Werth umgeben worden, so würde er noch besser ausgebildet, und nicht in die Hände von einiger vorzüglichen Menschen gefallen seyn, die seine natürliche Güte misbrauchten. In etwas spätererer Zeit hat auch Friedrich hierin seinen Irrthum erkannt, den treflichen Eigenschaften seines Neffen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und, wie wir bereits erzählt, während des bayerschen Erbfolge-Kriegs, und während der nachherigen Sendung nach St. Petersburg die höchste Zufriedenheit mit dem Betragen des Kronprinzen zu erkennen gegeben, auch gute Hoffnungen von ihm, als seinem Nachfolger, zuweilen lebhaft geäußert.

Das Glück des häuslichen Lebens hat Friedrich ganz entbehrt, und wir halten dieses für den wichtigsten

Abgang seines übrigens heitern und glücklichen Lebens, glauben auch, daß diese Entbehrung nicht ohne üble Folgen für des Königs Charakter gewesen sey. Friedrich wäre ganz würdig und fähig gewesen, ein zärtlicher Gatte und Vater ihm ähnlicher Kinder zu seyn. Wäre er dies geworden, so würde mehr Milde in seinen Charakter gebracht, manches Rauhe, Harte und Launenhafte aus demselben weggeschafft seyn, welches unstreitig Folge seines zu einsamen Lebens und seines nur auf ältere Personen, meistens Militairs- und Geschäftleute, eingeschränkten Umgangs gewesen ist. Daß Friedrich des häuslichen Lebens entbehrte, war ganz seine eigene Wahl, und dies unstreitig ein Fehler, schwer zu entschuldigen, da wir die nähern Umstände, welche ihn zu diesem sonderbaren Entschluß bestimmten, nicht kennen. Es ist nicht der Mühe werth, bey den mancherley hierüber verbreiteten, zum Theil sehr albernen Sagen, deren keine historische Beweise für sich hat, zu verweilen. Man hat behauptet: Friedrich sey früh in eine englische Prinzessin, Tochter Königs Georgs II, verliebt gewesen, und diese Liebe habe seine versuchte Fluchtreise, die nach England gerichtet gewesen, veranlaßt, weil ihm aber der Genuß dieser ersten Liebe vereitelt worden, und er nachher ohne seine Wahl sich habe vermählen müssen, so habe er beschlossen, sein Herz

nie

ie an eine Perſon des andern Geſchlechts zu ſchen-
en, und dieſem Vorſatz ſey er treu geblieben. Dieſe
Sage iſt, allem Anſchein nach, durchaus falſch;
Friedrich hat die engliſche Prinzeſſin nie, oder doch
ur in ſeiner und ihrer erſten Kindheit geſehen,
ine Liebe zu derſelben hat alſo bey ihm nie entſtehen
önnen, und wenn eine Verbindung der beiden Kinder
uch der ſehnlichſte Wunſch der Mutter war, ſo
urde er es nicht deshalb auch von Friedrich. Seine
bſicht zu entfliehen wird durch die harten Mishand-
ungen des Vaters, denen er ſich entziehen wollte,
inlänglich erklärt, und es war natürlich, und ſehr
chicklich, daß er England zum Zufluchtsort wählte,
a er an dem Hofe ſeines Oheims einen ſichern und
nſtändigen Aufenthalt erwarten konnte, auch wenn
ieſer ihn nicht zu ſeinem Schwiegerſohn machte. Er
onnte von hier aus über die Rückkehr zu ſeinem Va-
er unter billigen Bedingungen unterhandeln. Indeß,
ie Dinge nahmen eine andere Wendung; Friedrich
nußte nach dem Willen ſeines verſöhnten Vaters ſich
nit der braunſchweigiſchen Prinzeſſin Eliſabeth
Chriſtine vermählen [56]), die wegen ihrer Schönheit 1733
nd wegen der Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens



56) S. oben Seite 79. Note. 47.

als die liebenswürdigste ihrer Zeit geschildert wird [57]. Friedrich erkannte dieses selbst, und bewies seiner Gemahlin vom Anfang ihrer Ehe an die größte und zuvorkommendste Achtung, sahe auch sehr gern, daß sie der Gegenstand der Verehrung seines Hofes, der Liebe und Ehrfurcht des ganzen Volks war. In diesem Verhältniß ist er sein ganzes Leben hindurch mit ihr geblieben, und in seinem achtungsvollen Betragen ist nie die kleinste Veränderung bemerkt worden. Aber über dieses ist es auch nie hinausgegangen. Nie hat Friedrich eine zärtliche Neigung für seine Gemahlin zu erkennen gegeben, noch mit ihr auf vertrautem Fuß gelebt; sie bewies von ihrer Seite bey jedem Anlaß eine enthusiastische Bewunderung der großen Eigenschaften des Königs und eine ganz unbeschränkte Ergebenheit in seinen Willen. Sie vertheidigte Alles, was von ihm geschahe, und erlaubte nicht, daß in ihrer Gegenwart auch nur der kleinste Tadel irgend einer Einrichtung des Königs vorgebracht wurde. Während des siebenjährigen Krieges äußerte sie eine zärtliche Sorge für des Königs

57) Ein Zeitgenosse, der sie zur Zeit ihrer blühenden Jugend als Kronprinzessin zu Rheinsberg gesehen, macht von ihr die einnehmendste Schilderung. S. lettres familières du Baron de Bielfeld, à la Haye 1765. p. 80 und an andern Stellen.

igs Erhaltung, und ſahe allen Nachrichten, die ber ihn eingingen, mit ängſtlicher Ungeduld entgei en. Friedrich wußte dieſes und gab ihr von wich gen Vorgängen gewöhnlich ſelbſt durch kurze Briefe ie erſte Kenntniß. Die Entfernung, in welcher brigens Friedrich von ſeiner Gemahlin lebte, ging weit, daß er ſie während ſeiner ganzen Regie ung auch nicht ein einziges Mal nach Potsdam oder Sansſouci eingeladen hat, wie es doch jeden Som er in Anſehung der meiſten Glieder der königlichen amilie üblich war, z. B. der erſten Gemahlin des kronprinzen, auch einer braunſchweigiſchen Prin eſſin, deren Umgang dem Könige viel Vergnügen machte. Die Königin hat alſo den gewöhnlichen ufenthaltsort ihres Gemahls nie geſehen; ſie hat uch über dieſe Zurückſetzung nie einige Empfindlich eit geäußert, aber daß ſie dieſelbe ſchmerzhaft ge ühlt, davon gab ſie noch in den lezten Lebensjahren es Königs einen Beweis. Der Herzog Ferdinand on Braunſchweig kam einſt unerwartet nach Berlin, ährend der König auf einer ſeiner militairiſchen Rei en für längere Zeit von dort abweſend war. So ald der leztere es erfuhr, ſchrieb er an den Herzog nd äußerte, daß wenn es dieſem Prinzen etwa ge llig ſeyn möchte, auch Sansſouci zu beſuchen, er ort Alles, gleich als wenn der König dort wäre, zu

ſet

reich die zuträglichste für Preußens Interesse, welches Friedrich nur mit Einschränkungen und unter Bedingungen zugestand, die das französische Kabinet nicht erfüllen konnte, wie dieses bereits entwickelt ist [54].

Nur zwischen Friedrich und dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, entstand während des siebenjährigen Krieges ein unglücklicher Zwist, da der König den Prinzen beschuldigte, bey dem ihm anvertraueten Rückzuge aus Böhmen große Fehler begangen zu haben, und ihm dieses mit einer Härte vorwarf, die den Prinzen mit bittrem Gram erfüllte, der eine Krankheit zur Folge hatte,
1758 die mit dem Tode endete, den das Publikum, vielleicht irrig, jenem Gram allein beimaaß. Die Geschichte enthält sich billig eines Urtheils über diesen Bruderzwist, da es in jetziger weit entfernten Zeit, wo die besondern Umstände verdunkelt sind, kaum möglich ist zu entscheiden, an welcher Seite der meiste Anlaß zu dem Mißverständniß gegeben seyn mag, zu dessen Vermehrung vielleicht auch Andere beigetragen haben mögen [55]. Für die nachgelassenen Kinder die-

54) Im 2ten Bande 10ten Kapitel.

55) Man hat dessen besonders den General von Winterfeld beschuldigt. Uns scheint dies aber schon aus dem Grund

es Bruders bewies Friedrich die zärtlichſte Sorgfalt. Er übertrug die Oberaufſicht über deren Erziehung em Feldmarſchall von Kalkſtein, einem ſehr würdi- en Manne, der Führer ſeiner eignen Jugend geweſen ar. Umſtändliche Inſtruktionen ertheilte er denen, elchen der Unterricht der jungen Prinzen anvertrauet ar, und ließ ſich über deren Fortſchritte, auch wäh- end des Krieges, der ihn von den Prinzen abweſend ielt, Bericht erſtatten. Der jüngere dieſer Prinzen, Heinrich Carl, war vorzüglich der Liebling des Königs, weil er mit vorzüglichen Talenten und eifri- er Begierde, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, den lie- enswürdigſten Charakter verband. Der frühe Tod 1767 ieſes Jünglings ſchmerzte Friedrich ſehr; er ſchrieb elbſt eine Lobſchrift auf ihn, welche er dem Akade- niker Thiebault zum Vorleſen in der Akademie über- ab. Lezterer erzählt, daß wie der König ihm die- en Auftrag ertheilte und ihm ſelbſt die Schrift vor- eſen wollte, er zwar mit erzwungener Faſſung ange- angen, aber durch Wehmuth und einen Strom von hränen überwältigt nicht habe vollenden können. —



Grunde unglaublich, weil Winterfeld von Allen als ein ſehr kluger Mann geſchildert wird, von dem nicht anzunehmen iſt, daß er abſichtlich ſich den künftigen Thronfolger, der jeden Tag ſein Herr werden konnte, habe abgeneigt machen wollen.

Den ältern dieſer Prinzen, ſeinen Thronfolger, hat Friedrich während deſſen erſter Jugend weniger Zärtlichkeit bewieſen, vielleicht weil derſelbe nicht ſo viel Neigung zu ernſthaften Studien und der Vorbereitung zu ſeinem großen Beruf zeigte, als zu den ſeinem Alter gewöhnlichen Vergnügungen. Nach dem ſiebenjährigen Kriege wollte der König, daß der damals zwanzigjährige Kronprinz den Verſammlungen der höchſten Departements beiwohne, um praktiſche Kenntniß vom Gange der Geſchäfte zu erhalten. Ein gewiß ſehr guter Gedanke, der aber durch eigne Schuld des Königs nicht ausgeführt wurde, denn wie er einen den Prinzen über das, was in jenen Verſammlungen vorgekommen war, befragte, und keine befriedigenden Antworten erhielt, glaubte er, daß der Thronfolger nicht genug Aufmerkſamkeit auf die Geſchäfte verwende, und es ſey nicht der Mühe werth, ihn zur Theilnahme an denſelben Gelegenheit zu geben. Der Prinz wurde von dieſer Zeit an von aller Kenntniß derſelben gänzlich ausgeſchloſſen, und iſt es bis zu Friedrichs Tode, wo der Kronprinz zwey und vierzig Jahre alt war, geblieben; der König ſelbſt redte nie darüber mit ihm, und ſahe es ungern, wenn Miniſter oder Andere den Kronprinzen von dem, was vorging, unterrichteten. Es iſt dies auch, ſo viel wir wiſſen, nur während der lezten Jahre vor Friedrich

Wil-

Wilhelms II Thronbeſteigung von Hertzberg geſchehen. Friedrichs Abneigung gegen den Prinzen wurde durch die Kenntniß, welche er von deſſen heimlichen Ausſchweifungen und von ſeinem Umgange mit ſchlechten Leuten erhielt, noch vermehrt. Unſtreitig hat Friedrich hier in ſeinem Betragen gefehlt; er mußte mehr Aufmerkſamkeit auf die Bildung des Prinzen wenden, dem es nicht an ſehr glücklichen, natürlichen Anlagen fehlte, und der bey manchen Gelegenheiten Geiſt und edlen Charakter bewies. Wäre er bey Zeiten mit Männern von Werth umgeben worden, ſo würde er noch beſſer ausgebildet, und nicht in die Hände von wenigen vorzüglichen Menſchen gefallen ſeyn, die ſeine natürliche Güte misbrauchten. In etwas ſpäterer Zeit hat auch Friedrich hierin ſeinen Irrthum erkannt, den trefflichen Eigenſchaften ſeines Neffen mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und, wie wir bereits erzählt, während des bayerſchen Erbfolge-Kriegs, und während der nachherigen Sendung nach St. Petersburg die höchſte Zufriedenheit mit dem Betragen des Kronprinzen zu erkennen gegeben, auch gute Hoffnungen von ihm, als ſeinem Nachfolger, zuweilen lebhaft geäußert.

Das Glück des häuslichen Lebens hat Friedrich ganz entbehrt, und wir halten dieſes für den wichtigſten

Abgang seines übrigens heitern und glücklichen Lebens, glauben auch, daß diese Entbehrung nicht ohne üble Folgen für des Königs Charakter gewesen sey. Friedrich wäre ganz würdig und fähig gewesen, ein zärtlicher Gatte und Vater ihm ähnlicher Kinder zu seyn. Wäre er dies geworden, so würde mehr Milde in seinen Charakter gebracht, manches Rauhe, Harte und Launenhafte aus demselben weggeschafft seyn, welches unstreitig Folge seines zu einsamen Lebens und seines nur auf ältere Personen, meistens Militairs und Geschäftleute, eingeschränkten Umgangs gewesen ist. Daß Friedrich des häuslichen Lebens entbehrte, war ganz seine eigene Wahl, und dies unstreitig ein Fehler, schwer zu entschuldigen, da wir die nähern Umstände, welche ihn zu diesem sonderbaren Entschluß bestimmten, nicht kennen. Es ist nicht der Mühe werth, bey den mancherley hierüber verbreiteten, zum Theil sehr albernen Sagen, deren keine historische Beweise für sich hat, zu verweilen. Man hat behauptet: Friedrich sey früh in eine englische Prinzessin, Tochter Königs Georgs II, verliebt gewesen, und diese Liebe habe seine versuchte Fluchtreise, die nach England gerichtet gewesen, veranlaßt, weil ihm aber der Genuß dieser ersten Liebe vereitelt worden, und er nachher ohne seine Wahl sich habe vermählen müssen, so habe er beschlossen, sein Herz

ie an eine Perſon des andern Geſchlechts zu ſchen-
en, und dieſem Vorſatz ſey er treu geblieben. Dieſe
Sage iſt, allem Anſchein nach, durchaus falſch;
Friedrich hat die engliſche Prinzeſſin nie, oder doch
ur in ſeiner und ihrer erſten Kindheit geſehen,
ine Liebe zu derſelben hat alſo bey ihm nie entſtehen
önnen, und wenn eine Verbindung der beiden Kinder
uch der ſehnlichſte Wunſch der Mutter war, ſo
urde er es nicht deshalb auch von Friedrich. Seine
Abſicht zu entfliehen wird durch die harten Mishand-
ungen des Vaters, denen er ſich entziehen wollte,
inlänglich erklärt, und es war natürlich, und ſehr
chicklich, daß er England zum Zufluchtsort wählte,
a er an dem Hofe ſeines Oheims einen ſichern und
anſtändigen Aufenthalt erwarten konnte, auch wenn
ieſer ihn nicht zu ſeinem Schwiegerſohn machte. Er
onnte von hier aus über die Rückkehr zu ſeinem Va-
er unter billigen Bedingungen unterhandeln. Indeß,
ie Dinge nahmen eine andere Wendung; Friedrich
mußte nach dem Willen ſeines verſöhnten Vaters ſich
mit der braunſchweigiſchen Prinzeſſin Eliſabeth
Chriſtine vermählen [56]), die wegen ihrer Schönheit 1733
und wegen der Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens



56) S. oben Seite 79. Note. 47.

als die liebenswürdigste ihrer Zeit geschildert wird [57]. Friedrich erkannte dieses selbst, und bewies seiner Gemahlin vom Anfang ihrer Ehe an die größte und zuvorkommendste Achtung, sahe auch sehr gern, daß sie der Gegenstand der Verehrung seines Hofes, der Liebe und Ehrfurcht des ganzen Volks war. In diesem Verhältniß ist er sein ganzes Leben hindurch mit ihr geblieben, und in seinem achtungsvollen Betragen ist nie die kleinste Veränderung bemerkt worden. Aber über dieses ist es auch nie hinausgegangen. Nie hat Friedrich eine zärtliche Neigung für seine Gemahlin zu erkennen gegeben, noch mit ihr auf vertrautem Fuß gelebt; sie bewies von ihrer Seite bey jedem Anlaß eine enthusiastische Bewunderung der großen Eigenschaften des Königs und eine ganz unbeschränkte Ergebenheit in seinen Willen. Sie vertheidigte Alles, was von ihm geschahe, und erlaubte nicht, daß in ihrer Gegenwart auch nur der kleinste Tadel irgend einer Einrichtung des Königs vorgebracht wurde. Während des siebenjährigen Krieges äußerte sie eine zärtliche Sorge für des Königs

57) Ein Zeitgenosse, der sie zur Zeit ihrer blühenden Jugend als Kronprinzessin zu Rheinsberg gesehen, macht von ihr die einnehmendste Schilderung. S. lettres familières du Baron de Bielfeld, à la Haye 1765. p. 80 und an andern Stellen.

gs Erhaltung, und ſahe allen Nachrichten, die
ber ihn eingingen, mit ängſtlicher Ungeduld entge-
n. Friedrich wußte dieſes und gab ihr von wich-
gen Vorgängen gewöhnlich ſelbſt durch kurze Briefe
e erſte Kenntniß. Die Entfernung, in welcher
brigens Friedrich von ſeiner Gemahlin lebte, ging
weit, daß er ſie während ſeiner ganzen Regie-
ung auch nicht ein einziges Mal nach Potsdam oder
Sansſouci eingeladen hat, wie es doch jeden Som-
ner in Anſehung der meiſten Glieder der königlichen
familie üblich war, z. B. der erſten Gemahlin des
Kronprinzen, auch einer braunſchweigiſchen Prin-
eſſin, deren Umgang dem Könige viel Vergnügen
nachte. Die Königin hat alſo den gewöhnlichen
Aufenthaltsort ihres Gemahls nie geſehen; ſie hat
auch über dieſe Zurückſetzung nie einige Empfindlich-
keit geäußert, aber daß ſie dieſelbe ſchmerzhaft ge-
fühlt, davon gab ſie noch in den lezten Lebensjahren
des Königs einen Beweis. Der Herzog Ferdinand
von Braunſchweig kam einſt unerwartet nach Berlin,
während der König auf einer ſeiner militairiſchen Rei-
ſen für längere Zeit von dort abweſend war. So-
bald der leztere es erfuhr, ſchrieb er an den Herzog
und äußerte, daß wenn es dieſem Prinzen etwa ge-
fällig ſeyn möchte, auch Sansſouci zu beſuchen, er
dort Alles, gleich als wenn der König dort wäre, zu

ſet-

seinem Empfange bereit finden würde, eine Geschäft, die er mitnehmen wolle, überlasse er des Herzogs eigner Auswahl, und, sezte er hinzu, sollte es etwa der Königin gefallen, ihren Bruder nach Sanssouci zu begleiten, werde es ihm sehr angenehm seyn, und es sey auch für diesen Fall bereits Alles angeordnet. Ferdinand zeigte diesen Brief seiner Schwester, aber diese erwiederte mit edlem Stolz: da der König sie noch nie nach Sanssouci eingeladen habe, wolle sie auch nicht gerade die Zeit seiner Abwesenheit nutzen, um dieses Lustschloß ohne ihn selbst zu sehen.

Friedrich war grade in der ersten Blüthe der Jugend, als sein Vater ihn nach Dresden führte, und König August II von Polen ihn zu den Ausschweifungen grober Wollust verleitete. Er soll sich denselben nach der Rückkehr mit solchem Uebermaaß ergeben haben, daß es nachtheilige Folgen für seine Gesundheit hatte. Wir haben bereits unsre Vermuthung geäußert [98]), daß diese Ausschweifungen unmöglich lange Zeit gedauert haben können, weil sonst einige Nachrichten von denselben auf uns gekommen seyn müßten, und die Markgräfin von Bayreuth nicht

98) S. oben Seite 72.

ht die einzige seyn würde, die je derselben erwähnt t. Eine bestimmte Buhlerin des Prinzen in dieser it ist nie genannt, diejenige ausgenommen, welche mit von Dresden gebracht hatte. Von der Zeit , daß Friedrich den Thron bestiegen hatte, ist nie ner Maitresse, noch weniger eines Einflusses, den eselbe auf ihn gehabt, gedacht. Nur von einer alienischen Operistin Barberini hat das Publikum nige Zeit geglaubt, daß sie einen Eindruck auf den ngen König gemacht habe. Wenn dies gegründet ewesen, hat Friedrich sich doch sehr bald von dieser Verbindung befreit. Die Barberini wurde durch ihre Verheirathung mit dem Glogauschen Regierungs-Präsidenten von Cocceji, einem Sohne des Groß-anzlers, von Berlin entfernt. Ob die strenge Ent-altsamkeit, welche Friedrich während seiner ganzen Regierung in Absicht des weiblichen Geschlechts be-wiesen hat, lediglich eine Folge seines Tempera-ments, oder seiner Sorge, sich gegen jeden verderb-lichen Einfluß zu sichern, gewesen sey, vermögen wir nicht zu entscheiden, doch vermuthen wir, daß seine Tugend wenigstens in dem Mangel des Temperaments eine gute Schutzwehr gefunden habe.

Man hat Friedrich auch unnatürlicher Wollust beschuldigt. Wir halten dies für schändliche Ver-läum-

läumdung aus zwey, nach unſrer Anſicht, entſchei-
denden Gründen. Erſtlich, in der frühern Zeit,
da dieſe Sache, wäre ſie gegründet geweſen, das
meiſte Aufſehn gemacht haben und das Gerede aller
Welt geweſen ſeyn müßte, iſt derſelben nirgend an-
mit einem Worte gedacht. Es geſchieht ihrer zuerſt
in einer Voltaire beigelegten Schrift Erwähnung,
die erſt nach dem Tode dieſes Schriftſtellers bekannt
gemacht wurde. Aber dieſe Schrift iſt entweder von
Voltaire nie, oder doch zu einer Zeit geſchrieben,
wie er ſich von Friedrich auf das empfindlichſte be-
leidigt glaubte, und in höchſter Erbitterung gegen
denſelben war. Aber wenn auch lezteres der Fall
ſeyn ſollte, ſo hätte Voltaire dieſe Beſchuldigung
doch ſelbſt zurückgenommen und gänzlich vernichtet,
dadurch, daß er noch einige Jahre vor ſeinem Tode
ſelbſt eine Schrift über ſein Leben herausgegeben hat,
welche mit jener nach ſeinem Tode herausgekomme-
nen durchaus übereinſtimmt, aber grade die anſtö-
ßige Stelle über Friedrich nicht enthält [59]). Es
iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß der Heraus-
geber von Voltaires Schriften, Beaumarchais, oder
ein Andrer, die ächte Voltairſche Schrift abgeſchrie-
ben

59) Wir wünſchen, daß hier Beilage M. | Nr. 7. nach-
geleſen werde.

n und aus niedriger Gewinnſucht in dieſelbe dieſen
ändlichen Zuſaß eingeſchaltet habe. Höchſt unbe-
nnen und wirklich unerklärlich aber iſt die Wieder-
lung dieſer Anklage von einem ſo wahrheitlieben-
n Manne, als Büſching [60]) unſtreitig war, ohne
ß er den geringſten Beweis der Glaublichkeit bei-
bracht hätte. Der zweite Grund, weshalb wir
eſes Gerücht für eine ſchändliche Verläumdung hal-
n, iſt, die ausdauernde Geiſtes- und Körperkraft,
ren Friedrich ſein ganzes Leben hindurch bis ins
ohe Alter genoſſen hat, die ungeſchwächte Heiter-
it, die bis zu ſeiner lezten Krankheit und noch
ährend derſelben bey ihm gefunden wurde. Wahr-
ch, es würde das erſte Beiſpiel ſeyn, daß ein in
er Jugend begangenes Laſter dieſer Art, und andre
nmäßige Ausſchweifungen der Wollnſt ohne alle
erderbliche Folgen für Geiſt und Körper während
ines ſo langen Lebens geblieben wären!

Die gefühlvolle Anhänglichkeit Friedrichs für
ie Perſonen, welche durch natürliche Bande mit ihm
erbunden waren, läßt nicht zweifeln, daß ſeine Em-
pfindungen für diejenigen, welche er wegen Uebereins
timmung der Geſinnungen ſelbſt zu ſeinen Freunden
ge-

60) S. deſſen Charakter Friedrichs II. S. 24.

gewählt hatte, gleichfalls sehr lebhaft gewesen sind. Sie waren es wirklich, und von frühester Jugend an ist der Genuß der Freundschaft für ihn der höchste ge- wesen, und es bis ins Alter geblieben. Seine Briefe enthalten sehr viele Beweise, wie sehr er die Freund- schaft für das größte Glück des Lebens hielt [61]); er nahm an Allem, was seine Freunde anging, den leb- haftesten Antheil; sie waren nicht durch Gleichheit der Leidenschaften mit ihm verbunden, nicht blos Theilnehmer seiner Freuden, sondern fast alle, selbst die in den frühern Jahren, waren ernste gesetzte Män- ner, welche mit ihm nach Wahrheit forschten, und in den Wissenschaften ihr größtes Vergnügen fanden. Solcher Freunde und vertrauten Umgangsgenossen hat Friedrich während seines langen Lebens eine große Menge gehabt. Seine Empfindungen für dieselben waren natürlich mannichfach abgestuft; an Einigen hing er mit zärtlicher, fast leidenschaftlicher Liebe, für Andere war seine Freundschaft mehr hohe Achtung ihrer schätzbaren Eigenschaften. Daß der König fast im-

61) z. B. in einem Briefe an d'Argens vom J. 1745 sagt er: „je pense qu'un veritable ami est un don „de Dieu. Helas! j'en ai perdu deux que je „regretterai toute ma vie, et dont le *souvenir* „ne finira qu'avec ma durée.“ Der Eine dieser beiden Freunde war unstreitig Suhm.

ner gut gewählt habe, wird dadurch bewiesen, daß s Publikum den meisten dieser Freunde Gerechkeit widerfahren ließ, und sie für höchst würdig, durch Tugenden, Talente und Kenntnisse ausgezeichnete Männer hielt, deren enge Verbindung it dem Regenten man gern sahe, und keine Nacheile davon besorgte. Solche Männer waren z. B. in erster Lehrer Duhan de Jandun, Jordan, uhm, Kaiserling, Knobelsdorf und viele Andere, ber die alle die allgemeine Meinung sehr günstig eurtheilt hat. Nur eine Ausnahme ist uns hiervon bekannt; La Mettrie nämlich ist von Allen, ie ihn gekannt, wegen seines niederträchtigen Charakters so sehr verachtet worden, daß man glauen muß, Friedrich habe sich in Absicht der guen Meinung, welche er von diesem Manne gefaßt hatte, getäuscht, obgleich er dieselbe bis an a Mettries Tod beibehalten, und selbst durch eine obschrift auf ihn bekräftiget hat. Friedrich war ußerst treu und standhaft in der Freundschaft, und ven er derselben einmal werth gefunden, der konnte ich auf die Dauer seiner Gesinnungen verlassen, die keinem Wechsel noch Launen unterworfen waren. Er verlangte auch keine überspannte Vollkommenheit, noch den Verein aller Tugenden bey seinen Freunden; er ertrug Schwächen und Fehler, und

wenn der Grund des Charakters edel und gut war, kehrte er auch bey etwaigen Verirrungen, die ihn vielleicht auf kurze Zeit erkalten konnten, bald mit vollem Vertrauen zurück. Nur Eine dieser Freundschafts-Verbindungen ist auf eine höchst unangenehme Art aufgelöst, und zwar die mit dem unter den Freunden Friedrichs durch seinen Geist am meisten hervorragenden Manne — mit Voltaire. Wenn gleich hierbey an beiden Seiten gefehlt seyn mag, so ist doch nach Allem, was wir von diesem Zwiste wissen, Voltaires Schuld die größere gewesen [62]). Der König zeigte bey dieser Gelegenheit die gute Eigenschaft, daß, wenn er gleich einen Mann in gewissen Rücksichten sehr tadelnswerth fand, er ihn doch deshalb nicht in allen verwarf, sondern sein übriges Gute nach seinem ganzen Werth anzuerkennen fortfuhr. So ist kein Zweifel, daß Friedrich, nachdem er von Voltaire sich auf unwürdige Weise beleidigt glaubte, für dessen moralischen Charakter eine große Verachtung empfand, und daß er diese Gesinnung auch immer beibehalten hat. Aber dieses hinderte ihn nicht, für Voltaires Geistesvorzüge eine gleich hohe Achtung wie vorhin zu

62) In der Beilage M. VII. b. ist über das Verhältniß zwischen dem König und Voltaire mehr gesagt, welches wir hier nachgelesen wünschen.

zu haben; er blieb der größte Bewunderer der außerordentlichen Talente dieſes Mannes, und las deſſen Schriften bis ins Alter mit immer erneutem Vergnügen. Der freundſchaftliche Briefwechſel wurde nach einiger Jahre Unterbrechung wieder angeknüpft, und hat bis zu Voltaires Tode fortgedauert; wenn auch nicht die Zärtlichkeit jugendlicher Gefühle wiederkehren konnte, ſo bewies Friedrich doch achtungsvolle Freundſchaft und lebhafte Theilnahme an Allem, was Voltaire anging. Selbſt wo er mit deſſen Meinungen nicht übereinſtimmte, widerſpricht er mit einer Achtung, von der man in den Briefen an andere auch von ihm ſehr hochgeſchäzte Männer, z. B. d'Alembert, nichts Aehnliches findet. Nach Voltaires Tode ſchrieb er eine Lobſchrift auf ihn, in welcher des alten Zwiſtes gar nicht erwähnt wird. Ein Freund, für den Friedrich noch in ſeinen reifern Jahren eine wirklich zärtliche Freundſchaft hatte, und zu dem ſein Vertrauen ganz unbegränzt ſchien, war d'Argens, und der Mann verdiente dieſe Geſinnung durch die leidenſchaftliche Anhänglichkeit, mit der er Friedrich ergeben war, in welchem er, ohne alle Rückſicht auf den König, allein den Menſchen liebte und ehrte [63]).



63) S. Beilage M. VII. f.

In dem Umgange mit Freunden bewies Friedrich ganz die offne Vertraulichkeit, welche den ſchönſten Reiz freundſchaftlicher Verbindung ausmacht, doch vergaß er hierbey nicht die Rückſichten, welche er ſeinem großen Berufe ſchuldig war, und er geſtattete keinem ſeiner Freunde, ſo groß auch die Vertraulichkeit mit demſelben war, einigen Antheil an den Entſchließungen, welche er als Regent zu nehmen hatte. Um in dieſem Punkt deſto ſicherer zu ſeyn, wählte Friedrich vertrautere Umgangsgenoſſen ſelten aus dem Kreiſe ſeiner Geſchäftsleute, ſondern mehr unter ſolchen Männern, die mit Geſchäften nichts zu thun, im Lande nicht viele Verbindungen hatten, und oft demſelben ganz fremd waren. Das Verhältniß des Regenten und des Freundes war bey ihm ſtreng geſchieden; dies immer und unter allen Umſtänden zu beachten, und genau den Mittelweg zwiſchen offner Vertraulichkeit und Entfernung alles Einfluſſes, der nachtheilig ſeyn kann, zu treffen, iſt unſtreitig ſehr ſchwer, aber es iſt unerläßlich für einen Regenten, der ſelbſt regieren und doch zugleich mit Freunden umgehen will. Jeder, der dem Weltlauf mit einiger Aufmerkſamkeit zugeſehen hat, wird ſich bald überzeugen, daß das Böſe, welches im Namen der Regenten geſchieht, in ſehr vielen Fällen weit weniger ihnen ſelbſt,

als vielmehr denen beigemessen werden müsse, welchen sie ihr Vertrauen geschenkt, und welche sich bedeutenden Einfluß auf ihre Ansichten und Entschlüsse erworben haben. Auch kann es dem genauern Beobachter nicht entgehen, daß diejenigen, welche wegen Gleichförmigkeit der Sinnesart von den Königen selbst zu Vertrauten erkohren sind, gewöhnlich einen weit bedeutendern und oft nachtheiligern Einfluß beweisen, als die, welche den Beruf und die Pflicht haben, Rath zu ertheilen. Leztere handeln mehr unter den Augen des sie streng beobachtenden und richtenden Publikums, sie wissen, daß sie nach kurzer oder langer Zeit zur Rechenschaft gezogen werden können; dies macht behutsam. Ganz anders ist es mit den selbst gewählten Freunden und Lieblingen der Monarchen; gewöhnlich kommen sie leztern durch Alter und gleiche Neigungen näher, und wirken also mit größerer Leichtigkeit. Noch mehr, sie handeln meistens im Verborgenen; was sie dem Herrn unter vier Augen gerathen haben, ist sehr schwer zu erweisen, und wird ganz unmöglich, wenn der Liebling, ohne bestimmten Rath zu geben, nur durch gelegentliche Schilderung der Personen und Dinge, durch zufällig scheinende Aeußerungen von Gesinnungen und Urtheilen in dem Herrn Ansichten und Entschlüsse hervorzubringen wußte, welche erst durch

Handlungen bekannt werden. Der entschiedne Wille des Herrschers befreit alsdann den, der ihn veranlaßte, von aller Verantwortlichkeit, und so kann auch ein einsichtsvoller Regent, ihm selbst unbewußt, leicht das Werkzeug der Leidenschaft des Lieblings werden. Dieses aus der Natur menschlicher Dinge hervorgehende Verhältniß macht einem Regenten, dem die vollkommenste Erfüllung seines hohen Berufs wirklich angelegen ist, die höchste Vorsicht im freundschaftlichen Umgange zur dringenden Pflicht, ja man gelangt bey tieferm Nachdenken über diesen Gegenstand zu der Ueberzeugung, daß solche Vorsicht fast nie zu weit getrieben werden könne, und man wird sogar versucht zu glauben, es sey das traurige Loos der Könige, gar keine Freunde zu haben. Denn auch in den Augenblicken der Ruhe und des Vergnügens, wo der Herrscher gern seine hohe Würde vergessen, wo er ganz Mensch seyn will, muß er aufmerksam die Eindrücke bewachen, welche grade in solchen Augenblicken auf ihn unbemerkt zu machen mit größter Beflissenheit versucht werden kann. Auch gegen Freunde, deren achtungswerthe Eigenschaften dem Regenten bewährt sind, müssen doch dem Vertrauen Schranken gesezt werden. Eine so weit getriebene Vorsicht, ein auch gegen die Edelsten nie ganz abzulegendes Mistrauen ver-

tragen

ragen ſich aber eigentlich mit der Natur wahrer Freundſchaft nicht.

Friedrich, hiervon durch Geſchichte, Beobachtung und Nachdenken überzeugt, hat ſich dieſer ihm gewiß ſchmerzhaften Bedingung ſeines hohen, aber dem, der die Dinge nach ihrem wahren Werth beurtheilt, gewiß nicht beneidenswerthen, Ranges unterworfen, weil er es für Pflicht hielt; er hat ſich den Genuß der ſanfteſten Empfindungen, für die er ſo ſehr gemacht war, den der Liebe, ganz verſagt, und den der Freundſchaft durch das wachſame Mistrauen, das er ſich ſelbſt auflegte, geſchwächt. Auch die ſtrengſten Beobachter haben ihm nie vorgeworfen, daß er irgend Jemandem einen unbeſchränkten Einfluß über ſich geſtattet hätte. So groß auch die Zahl ſeiner Freunde geweſen, ſo hat man doch keinem unter denſelben den Namen eines eigentlichen Lieblings geben können, es möchte denn dem General von Winterfeld ſeyn. Dem Verdienſte dieſes Feldherrn iſt allgemeine Gerechtigkeit widerfahren, aber dennoch hat man behauptet, ſein Einfluß auf den König ſey zu groß geweſen, und zuweilen zum Schaden Andrer gemisbraucht. Es ſind aber hierüber durchaus keine gültigen Beweiſe beigebracht, auch hat man anerkannt, daß Winterfelds Einfluß nicht, wie es gewöhn-

wöhnlich bey Lieblingen der Fall ist, sich auf Gegenstände aller Art erstreckt habe; er war in der That nur auf militairische beschränkt. Und wenn auch seine Urtheile in politischen Angelegenheiten bey Friedrich viel Gewicht hatten, so folgt hieraus nicht, daß hierdurch des Königs Ansichten bestimmt worden, der wahrscheinlich über Gegenstände dieser Art mehr und tiefer nachgedacht hatte, als Winterfeld. Die Uebereinstimmung ihrer Meinungen ist bey dem täglichen vertrauten Umgange ganz erklärlich, und es kann Winterfeld nicht zum Vorwurf gereichen, daß er den König in dem Entschlusse, den siebenjährigen Krieg anzufangen, bestärkt hat, aus Gründen, deren dringende Nothwendigkeit wir noch jetzt in den damaligen Umständen erkennen. Die von einem wohl unterrichteten Verwandten gelieferte Biographie 64) Winterfelds überzeugt, nach unserm Gefühl, einen billig Urtheilenden völlig von dem Ungrunde der gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

Friedrich hatte gewöhnlich einen, auch mehrere Gelehrte um sich, allein in der Absicht, sich mit ihnen täg-

64) Leben des General-Lieutenants von Winterfeld, von Moritz Adolph von Winterfeld auf Nieden. Berlin und Leipzig 1780. S. auch oben S. 218. Note 50.

iglich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände aller Art
i unterreden, in vorkommenden Fällen von ihnen
luskunft zu erhalten, oder ihren Rath und ihre
Meinung zu hören, durch ſie mit den Fortſchritten
er neuern Litteratur in Bekanntſchaft zu bleiben, und
on den Produkten derſelben, die er nicht ſelbſt le-
n wollte, ſich Bericht erſtatten zu laſſen. Ein ſol-
)er Mann mußte natürlich mannichfaltige Kennt-
iſſe aller Art, und einen ſehr gebildeten Geiſt beſi-
en, dabey mußte ſein Charakter biegſam genug ſeyn,
m ſich in alle Eigenheiten des Charakters des Kö-
igs zu ſchicken, und zugleich völliges Vertrauen
inflößen, daß auf ſeine Vorſicht und Verſchwiegen-
eit durchaus zu rechnen ſey. Einen ſolchen Mann
at der König während der frühern Zeit an dem
Marquis d'Argens gehabt, der um ſo mehr von
hm geſchäzt wurde, da er ſich ganz darauf verlaſſen
onnte, daß derſelbe ſein Vertrauen auf keine Weiſe
isbrauche. Man hat geſagt, daß er die Vorſicht
n Geheimhalten des Anvertrauten ſo weit trieb,
ie vom Könige erhaltenen Briefe nicht anders als
ey verſchloſſenen Thüren zu leſen. Gewiß theilte
r aus denſelben nie etwas mit, da er wußte, wie
nangenehm es dem Könige war, wenn ſeine Briefe
n Gelehrte in viele Hände und zulezt gar in die
Zeitungen kamen. d'Argens ſuchte durchaus kei-

nen Einfluß auf den König zu haben, noch sich d
Ansehn davon zu geben; er war dem Könige wirk
lich zärtlich ergeben, und seine Freundschaft für ih
war nicht, wie bey Vielen, eine Sache der Eitel
keit. Er sagte über nichts seine Meinung, al
wenn sie verlangt wurde; dann hielt er aber au
mit nichts zurück, sondern brachte seine Meinung
mit jovialischer Lebhaftigkeit vor, sie mogten de
Könige gefallen oder nicht, und vertheidigte sie mi
Lebhaftigkeit in lezterm Falle [65]).

Ein andrer gelehrter Umgangsgenosse war de
Obrist Guichard, oder Quintus Icilius [66])
wel

65) S. mehr über ihn Beilage M. VII. f.

66) Guichard, aus der französischen Kolonie in Magde
burg stammend, war daselbst 1725 geboren. Er wid
mete sich den Studien in Holland, zuerst der Theo
logie, dann ausschließlich den alten Sprachen; da e
sich aber bewogen fand, in holländische Kriegsdienste zu
treten, so ward dieses der Anlaß, daß er seine philo
logischen Kenntnisse zur Erläuterung der Geschichte der
Kriegskunst der Alten anwandte, über welche er verschie
dene Schriften herausgab, die in der gelehrten Welt Beu
fall fanden. Eine derselben überfandte er zu Anfang des
siebenjährigen Krieges dem König, und bot zugleich
seine Dienste an. Diese wurden angenommen und e
erhielt Anstellung im Gefolge mit dem Charakter eines
Kapi

elchen Beinamen ihm der König wegen der Aehnhkeit gab, die er zwiſchen ihm und einem römiſchen Centurio dieſes Namens finden wollte. Der önig hatte zwar nicht die zärtliche Freundſchaft für n, wie für d'Argens, doch genoß Guichard wegen ines redlichen Charakters großer Achtung und ausgezeichneten Vertrauens. Wenn der König ſich auch weilen mit ihm entzweite, verſöhnte er ſich doch ald wieder. Dieſer Mann hat beſonders beigetragen, Friedrich eine günſtige Meinung von der deutſchen Litteratur und von den Verdienſten mancher Deutſchen beizubringen.

Bald nach Quintus Tode berief der König den Abbé de Pauw zu ſich [67]), der ſeine Aufmerkſamkeit durch gelehrte und ſcharfſinnige Schriften [68]) auf ſich gezogen hatte. Seine Abſicht war wahrſchein-

Kapitains. Der König fand Gefallen an ſeinem Umgange und er wurde bald täglicher Geſellſchafter, und blieb dies auch nach dem Kriege. Er ſtarb als Obriſt 1774.

67) Er war ein geborner Holländer und katholiſcher Domherr zu Xanten im Cleviſchen.

68) Die noch bey Friedrichs Leben erſchienenen ſind: Recherches sur les Americains. Berlin 1768. — Recherches sur les Egyptiens et les Chinois. Berlin 1773. de Pauw iſt 1799 geſtorben.

ſcheinlich, ihn zum gelehrten Umgange bey ſich p
behalten, aber dieſer Gelehrte liebte ſeine eigne un
abhängige Muße zu ſehr, um ſie einem Könige
deſſen Umgang nie ohne Zwang ſeyn konnte, aufzu
opfern; er erbat, und erhielt die Erlaubniß, ſich
wieder in dieſelbe zurückzuziehen. Bald nachdem er
aus dem bayerſchen Kriege zurückgekehrt, machte
Friedrich die Bekanntſchaft eines jungen italieniſchen
Edelmanns, Marcheſe Lucheſini [69]), an dem er
ſo viel Gefallen fand, daß er ihn als Kammerherrn
in ſeine Dienſte zog und ihn bald zu ſeinem litterari-
ſchen Umgangsgenoſſen erwählte. Lucheſini hat die-
ſen Poſten als der lezte von allen bis zu Friedrichs
Tode bekleidet, und des Vertrauens des Königs im
hohen Grade genoſſen, deſſen er ſich auch dadurch
vollkommen würdig machte, daß er beſonders be-
mühr war, ihm eine beſſere Idee von der deutſchen
Litteratur beizubringen, die er ſelbſt ernſtlich ſtu-
dierte, und bey jeder Gelegenheit der Fürſprecher
des vaterländiſchen Verdienſtes war.

Außer

69) Lucheſini war 1752 zu Lucca geboren. Seine ge-
lehrten Kenntniſſe waren von großem Umfang; Fried-
rich hat ihn nie anders als im gelehrten Umgang be-
nuzt, aber unter den Nachfolgern hat er ſich in groſſen
Staatsgeſchäften gezeigt, und unſer Geſchichtbuch wird
wenn es fortgeſezt werden ſollte, uns noch zu ihm zu-
rückführen.

Außer diesen gelehrten Gesellschaftern hatte der nig auch sogenannte Lekteurs, deren Geschäfte eß meistens mit denen der ersten zusammenfielen; n in den frühern Jahren liebte der König nicht, vorlesen zu lassen. Man sagt, er habe denen den Namen eines Vorlesers führten, vielmehr ost vorgelesen, und sich über das Gelesene unter- lten; besonders bestand auch das Geschäft dieser änner darin, daß sie die Menge der dem Könige geschickten Bücher oder andre neue Produkte der tteratur lasen, und ihm über dieselben Bericht er- itteten. In der frühern Zeit verfah diesen Posten )arget, ein Mann, der das Vertrauen des Kö- gs erwarb, aber in sein Vaterland zurückreiste, doch immer mit dem Könige durch Correspondenz erbunden blieb [70]). Die längste Zeit, nämlich wäh- nd des ganzen siebenjährigen Krieges und auch noch nge nachher, hat die Stelle des Lekteurs Catt ekleidet, ein Schweizer, den der König auf einer Reise in Holland, ohne sich ihm selbst zu erkennen u geben, kennen gelernt, und so viel Gefallen an einem Umgange gefunden hatte, daß er nach der Rückkehr ihm diese Stelle antragen ließ. Er hatte en Ruf eines Mannes von mannichfachen Kennt-

nissen

70) S. über denselben Beilage M. VII. g.

niſſen und rechtſchaffenem Charakter, und ſchien bei Vertrauens des Königs, deſſen er genoß, vollkom men werth zu ſeyn; doch in den lezten Jahren Frie drichs kam er in den Verdacht, dies Vertrauen ge misbraucht zu haben, indem er mit d'Alembert einen geheimen Briefwechſel unterhalten haben ſoll worin Eindrücke, die man dem Könige geben wollte verabredet worden; auch gab man ihm Schuld, da er ſich verbindlich gemacht, vermittelſt ſeines Ein fluſſes Gunſtbezeugungen des Königs zu verſchaffe und auch wirklich dergleichen zuweilen durch falſch dem Könige gemachte Vorſtellungen bewirkt habe Nichts war Friedrich mehr zuwider, als dergleiche geheimes Getreibe. Da aber der Verdacht gegen Catt nicht zureichend bewieſen war, ſo wurde der ſelbe nur dadurch beſtraft, daß er zwar in ſeinen Poſten blieb, aber nie mehr zum Könige gerufe wurde, ohne daß dieſer ihm über die Urſache eine ſolchen Benehmens etwas eröffnet hätte. So er ſchien alſo Catt einige Jahre hindurch zur gewöhnli Stunde im Vorzimmer des Königs, mußte aber nachdem er einige Stunden vergebens gewartet, un gerufen wieder abtreten; endlich ſuchte er ſeinen Ab ſchied nach, den er auch erhielt. Nach dieſem Manne haben noch einige Andere die Stelle des Lekteurs bekleidet, deren Namen uns nicht mehr

erin

nnerlich sind, die aber alle sich durch versuchte Ein-
hlungen beim Könige lästig machten, und einen Ein-
ß auf ihn behaupten wollten, den dieser gar nicht
estand. Endlich nahm er in den lezten Jahren,
er auch des Vorlesens mehr bedurfte, einen jun-
n Menschen als Lekteur an, der wirklich auf dies
s Geschäft eingeschränkt war, und gar keine An-
rüche auf bedeutenden Einfluß machte. Friedrich
it denselben bis an sein Ende beibehalten, und ist
it ihm immer zufrieden gewesen [71]).

Außer dem Umgange mit vertrauten Freunden
iebte Friedrich auch überhaupt, mit Menschen aller
rt und jedes Standes, bey denen er vorzügliches
Verdienst und ausgezeichnete Kenntnisse in irgend
inem Fache vermuthen konnte, zu verkehren. Es
am nicht leicht ein Fremder dieser Art nach Berlin,
en er nicht sah. Es war aber seine Maxime, Nie-
nand zu sprechen, dem er nicht wirklich etwas zu
agen hatte, oder von dem er nicht etwas ihn Interessi-
rendes zu hören wünschte, und von dessen Verhält-
nissen er sich, ehe er ihn sahe, nicht etwas unterrich-
tet hatte. Der König wußte Jeden bald auf Ma-
terien zu bringen, deren dieser am kundigsten war,
und über die auch einen einsichtsvollen Monarchen zu
unter-

71) S. Beilage M. Nr. 91.

unterhalten ihm angenehm seyn mußte. So fiel das Leere und Beklemmende der gewöhnlichen Hofaudienzen weg, und es entstand in den Gesprächen mit Friedrich nie für beide Theile die Verlegenheit, welche man bey den Audienzen der Großen oft findet, da der Höhere, weil er die Verhältnisse dessen, den er vor sich hat, gar nicht kennt, ihm nichts zu sagen weiß, und der Niedere aus tiefer Ehrfurcht nichts vorzubringen wagt, daher beide, sobald die Alltagsfragen abgethan sind, gleich stumm gegen einander überstehen. Bey Friedrich konnte dieses nie Statt finden. Bey ihm fehlte es nie an Stoff zur Unterhaltung, und sobald deren Mangel fühlbar werden konnte, endigte der König die Audienz. Friedrich pflegte Jeden, mit dem er sich unterhielt, in den Schranken seines Berufs und seiner Kenntnisse zu halten; der Feldherr durfte nur vom Kriegswesen, der Gelehrte nur von wissenschaftlichen Dingen, der Oekonom von Landwirthschaft reden. Hierdurch gewann die Unterhaltung an Interesse, und manche Zudringlichkeit, die vielleicht versucht wäre, wurde erspart. Ueberschritt Jemand seinen Kreis, so wußte ihn der König entweder durch einen leichten Scherz, oder auch durch raschen Uebergang auf eine andre Materie bald wieder zurückzubringen; die Leitung des Gesprächs behielt sich der König allein vor.

Wenn

Wenn gleich der Wohlstand unter uns schon erfodert, der Unterhaltung mit einem Höhern diesem nicht die Rede zu fallen, so pflegte doch jedem zum sten Mal Vorgestellten ausdrücklich gesagt zu wer- en: er möge, wenn ihm vom König eine Frage ge- hehe, dieselbe nicht gar zu kurz, etwa nur mit nem trocknen Ja oder Nein, erwiedern, sondern lles über die Sache sagen, was ihm an dem Orte hicklich und interessant scheine, und hiemit so lange hne Stockung fortfahren, bis der König ihn un- erbreche, und entweder die Materie fortsetze, oder ine neue anfange.

Man wird aus allem bisher Gesagten wol chließen, daß sowohl für Friedrich selbst, als auch ür Andere die Unterhaltung mit ihm etwas Steifes nd Gezwungenes gehabt haben müsse. Gewiß hat ieses der König auch selbst wol gefühlt, aber er ntsagte dem größern Vergnügen, das er bey einem reyern Gange der Unterhaltung gehabt haben wür- e, weil er es für Pflicht hielt. Wenn durch die- en Zwang manche gute Bemerkung, welche Män- ner von Kopf und Kenntnissen bey weniger eingeeng- tem Kreise des Gesprächs gemacht haben könnten, verloren ging; so hat Friedrich auch nicht die Unan- nehmlichkeit gehabt, viele unreife Urtheile zu hören,

und durch falsche schlau eingemischte Ansichten zu Irrthümern verleitet zu werden. Auch ist der Zwang denen, welche öfters mit dem Könige redeten, nicht so sehr fühlbar geworden. Viele, die öfter mit dem Könige umgegangen, haben dem Verfasser bestätiget, was er schon aus eigner Erfahrung wußte, daß der eigenthümliche geistvolle Blick, das haltreiche Wesen des Königs, das Lebendige, was er in die Unterhaltung brachte, das kurz dauernde Gefühl von Verlegenheit, welches man vielleicht im ersten Augenblick empfand, bald verscheuchte, und dem Redenden den Muth gab, seine eigenen Gedanken offen und freimüthig zu entwickeln. Je mehr dies mit anständiger Dreistigkeit geschah, desto mehr bewirkte dies auch bey dem König beste Laune, und so trugen beide bey, die Annehmlichkeit der Unterhaltung zu erhöhen. Man hat gesagt, der König habe fast immer allein geredet, und den Andern kaum zum Worte kommen lassen. Dies ist, nach unsrer Ueberzeugung und dem Zeugniß Aller derer, die oft bey ihm Audienz gehabt, durchaus falsch. Der König redete allerdings viel, besonders wenn der Andere öfters anhielt, oder ins Stocken kam, aber keinesweges allein; auch der Redlustigste konnte, wenn anders der Gegenstand und sein Vortrag der Art waren, den König festzuhalten, sich nach

Hen

herzensluft ausreden. Nur so viel ist wahr, daß er König oft rasche Sprünge machte; wer diesen icht schnell genug folgen konnte, oder den König ar misverstand, konnte allerdings in einige Verlen heit kommen, welcher indeß Friedrich selbst, so ald er sie bemerkte, freundlich abhalf. Der Fall es Misverstandes ist auch wol nur selten eingetren, da der König zwar rasch, aber nicht zu schnell, och unvernemlich zu reden pflegte; seine Ausspra he war deutlich und vernemlich, nicht etwa Worte nd Sylben verschluckend, auch pflegte er wol schnell esprochene Worte zu wiederholen. Kurz wir glan ben, es ist selten Jemand von Friedrich weggegan gen, ohne mit diesem und mit sich selbst zufrieden zu eyn, und ohne den Wunsch zu haben, öfter zu einer olchen Unterhaltung berufen zu werden.

Wie gut übrigens auch der alltägliche Umgang Friedrichs auf die, welche desselben genossen, gewirkt habe, wird dadurch bewiesen, daß Alle, die diesem Könige längere Zeit hindurch nahe gekommen, es sey als Umgangsgenossen, oder nur als Diener, eine ganz eigene Anhänglichkeit an seine Person, und eine solche Ergebenheit fühlten, welche es ihnen zum angelegensten Wunsche machte, in allen Dingen genau seinen Willen zu erfüllen, und ihm Vergnügen

zu machen. Es war dieses die dankbare Erwiederung seines gütigen Betragens, und das Bewußtseyn, das Jeder hatte, der König mache gern Allen wohl, die ihn umgaben. Gegen seine Bedienten konnte er zuweilen bey auffallenden und ihm unerwarteten Fehlern in Jähzorn auffahren, aber es war bald vorüber; auch bey groben Vergehungen, z. B. entdeckten Diebstählen, hat er nie harte, oder gar grausame Strafen ausgeübt, vielmehr oft zu große Gelindigkeit bewiesen. Einen Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das wenige darin Uebriggebliebene noch dazu, und entließ ihn damit den Worten: „nun lauf, daß du aus dem Lande „kommst, sonst hängen sie dich.“

Neben dem Vergnügen, das Friedrich durch die Freundschaft und den Umgang mit geistvollen und unterrichteten Menschen genossen hat, war das höchste Vergnügen für ihn unstreitig dasjenige, das ihm seine Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte. Wir haben bereits bemerkt, daß er denselben von früher Jugend an mit feurigem Eifer obgelegen, und bis ins Alter ihnen treu geblieben sey. Diese ihm immer rege Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, können wir mit Recht als Friedrichs ei-

ies Werk ansehen, denn wenn gleich seine frühesten Erzieher, die Rocoules und Jandun, ihm schon in der Kindheit den Geschmack am Lesen guter Bücher beigebracht hatten; so war doch Alles, was ihn sonst am Hofe seines die Wissenschaften hassenden und verachtenden Vaters umgab, von der Art, ihm den höchsten Widerwillen gegen alles Bücherlesen und Studieren beizubringen, das eines Soldaten höchst unwürdig sey, und nur zu diesen wollte Friedrich Wilhelm I seine Söhne erziehen. Friedrich mußte also in der ersten Jugend seine Wißbegierde im Verborgenen befriedigen; er verbarg seine Bücher vor den Blicken des Vaters, den diejenigen, welche er entdeckte, sogleich wegnehmen ließ. Die Nächte wandte er zum Lesen an, oder las am Tage bey wohl verschlossenen Thüren, und ausgestellten Wachen, die ihn von der Nähe des ihn zuweilen überraschen wollenden Vaters unterrichteten. Doch vielleicht hat eben dieser Zwang seine Begierde nach dem Verbotenen nur desto lebendiger aufgeregt, und die Reize einer neuen Welt, welche sich ihm in Büchern öffnete, haben ihm um so mehr diejenige zuwider gemacht, welche ihn zunächst umgab, und deren einförmige Beschäftigungen ihm seiner unwürdig schienen. Er suchte und fand dafür im stillen Nachdenken und dem Erwerb mannichfacher Kenntniße

niſſen und rechtſchaffenem Charakter, und ſchien d
Vertrauens des Königs, deſſen er genoß, vollkom
men werth zu ſeyn; doch in den lezten Jahren Fri
drichs kam er in den Verdacht, dies Vertrauen g
misbraucht zu haben, indem er mit d'Alembe
einen geheimen Briefwechſel unterhalten haben ſol
worin Eindrücke, die man dem Könige geben wollt
verabredet worden; auch gab man ihm Schuld, d
er ſich verbindlich gemacht, vermittelſt ſeines Ei
fluſſes Gunſtbezeugungen des Königs zu verſchaffe
und auch wirklich dergleichen zuweilen durch falſch
dem Könige gemachte Vorſtellungen bewirkt hab
Nichts war Friedrich mehr zuwider, als dergleichen
geheimes Getreibe. Da aber der Verdacht gegen
Catt nicht zureichend bewieſen war, ſo wurde der
ſelbe nur dadurch beſtraft, daß er zwar in ſeinem
Poſten blieb, aber nie mehr zum Könige gerufe
wurde, ohne daß dieſer ihm über die Urſache eine
ſolchen Benehmens etwas eröffnet hätte. So er
ſchien alſo Catt einige Jahre hindurch zur gewohnten
Stunde im Vorzimmer des Königs, mußte aber
nachdem er einige Stunden vergebens gewartet, un
gerufen wieder abtreten; endlich ſuchte er ſeinen Ab
ſchied nach, den er auch erhielt. Nach dieſem
Manne haben noch einige Andere die Stelle de
Lekteurs bekleidet, deren Namen uns nicht mehr

erin

innerlich ſind, die aber alle ſich durch verſuchte Em-
pfehlungen beim Könige läſtig machten, und einen Ein-
fluß auf ihn behaupten wollten, den dieſer gar nicht
geſtand. Endlich nahm er in den lezten Jahren,
wo er auch des Vorleſens mehr bedurfte, einen jun-
gen Menſchen als Lekteur an, der wirklich auf dies
ſes Geſchäft eingeſchränkt war, und gar keine An-
rüche auf bedeutenden Einfluß machte. Friedrich
hat denſelben bis an ſein Ende beibehalten, und iſt
mit ihm immer zufrieden geweſen [71]).

Außer dem Umgange mit vertrauten Freunden
liebte Friedrich auch überhaupt, mit Menſchen aller
Art und jedes Standes, bey denen er vorzügliches
Verdienſt und ausgezeichnete Kenntniſſe in irgend
einem Fache vermuthen konnte, zu verkehren. Es
kam nicht leicht ein Fremder dieſer Art nach Berlin,
den er nicht ſah. Es war aber ſeine Maxime, Nie-
mand zu ſprechen, dem er nicht wirklich etwas zu
ſagen hatte, oder von dem er nicht etwas ihn Intereſſi-
rendes zu hören wünſchte, und von deſſen Verhält-
niſſen er ſich, ehe er ihn ſahe, nicht etwas unterrich-
tet hatte. Der König wußte Jeden bald auf Ma-
terien zu bringen, deren dieſer am kundigſten war,
und über die auch einen einſichtsvollen Monarchen zu
unter-

71) S. Beilage M. Nr. 91.

unterhalten ihm angenehm seyn mußte. So fiel das Leere und Beklemmende der gewöhnlichen Hof-audienzen weg, und es entstand in den Gesprächen mit Friedrich nie für beide Theile die Verlegenheit, welche man bey den Audienzen der Großen oft findet, da der Höhere, weil er die Verhältnisse dessen, den er vor sich hat, gar nicht kennt, ihm nichts zu sagen weiß, und der Niedere aus tiefer Ehrfurcht nichts vorzubringen wagt, daher beide, sobald die Alltags-fragen abgethan sind, gleich stumm gegen einander überstehen. Bey Friedrich konnte dieses nie Statt finden. Bey ihm fehlte es nie an Stoff zur Unterhaltung, und sobald deren Mangel fühlbar werden konnte, endigte der König die Audienz. Friedrich pflegte Jeden, mit dem er sich unterhielt, in den Schranken seines Berufs und seiner Kenntnisse zu halten; der Feldherr durfte nur vom Kriegswesen, der Gelehrte nur von wissenschaftlichen Dingen, der Oekonom von Landwirthschaft reden. Hierdurch gewann die Unterhaltung an Interesse, und manche Zudringlichkeit, die vielleicht versucht wäre, wurde erspart. Ueberschritt Jemand seinen Kreis, so wußte ihn der König entweder durch einen leichten Scherz, oder auch durch raschen Uebergang auf eine andere Materie bald wieder zurückzubringen; die Leitung des Gesprächs behielt sich der König allein vor.

Wenn

denn gleich der Wohlstand unter uns schon erfodert, der Unterhaltung mit einem Höhern diesem nicht die Rede zu fallen, so pflegte doch jedem zum ersten Mal Vorgestellten ausdrücklich gesagt zu werden: er möge, wenn ihm vom König eine Frage gethehe, dieselbe nicht gar zu kurz, etwa nur mit einem trocknen Ja oder Nein, erwiedern, sondern alles über die Sache sagen, was ihm an dem Orte schicklich und interessant scheine, und hiemit so lange ohne Stockung fortfahren, bis der König ihn unterbreche, und entweder die Materie fortsetze, oder eine neue anfange.

Man wird aus allem bisher Gesagten wol schließen, daß sowohl für Friedrich selbst, als auch für Andere die Unterhaltung mit ihm etwas Steifes und Gezwungenes gehabt haben müsse. Gewiß hat dieses der König auch selbst wol gefühlt, aber er entsagte dem größern Vergnügen, das er bey einem freyern Gange der Unterhaltung gehabt haben würde, weil er es für Pflicht hielt. Wenn durch diesen Zwang manche gute Bemerkung, welche Männer von Kopf und Kenntnissen bey weniger eingeengtem Kreise des Gesprächs gemacht haben könnten, verloren ging; so hat Friedrich auch nicht die Unannehmlichkeit gehabt, viele unreife Urtheile zu hören,

und durch falsche schlau eingemischte Ansichten zu Irr
thümern verleitet zu werden. Auch ist der Zwa
denen, welche öfters mit dem Könige redeten, nic
so sehr fühlbar geworden. Viele, die öfter mi
dem Könige umgegangen, haben dem Verfasser be
stätiget, was er schon aus eigner Erfahrung wuß
daß der eigenthümliche geistvolle Blick, das hal
reiche Wesen des Königs, das Lebendige, was e
in die Unterhaltung brachte, das kurz dauernde Ge
fühl von Verlegenheit, welches man vielleicht im
ersten Augenblick empfand, bald verscheuchte, un
dem Redenden den Muth gab, seine eigenen Gedan
ken offen und freimüthig zu entwickeln. Je mehr
dies mit anständiger Dreistigkeit geschah, desto
mehr bewirkte dies auch bey dem König beste Laun
und so trugen beide bey, die Annehmlichkeit der Un
terhaltung zu erhöhen. Man hat gesagt, der Kö
nig habe fast immer allein geredet, und den Andern
kaum zum Worte kommen lassen. Dies ist, nach
unsrer Ueberzeugung und dem Zeugniß Aller deren
die oft bey ihm Audienz gehabt, durchaus falsch.
Der König redete allerdings viel, besonders wenn
der Andere öfters anhielt, oder ins Stocken kam,
aber keineswegs allein; auch der Redlustigste kon
te, wenn anders der Gegenstand und sein Vortrag
der Art waren, den König festzuhalten, sich nicht
Her

)erzensluſt ausreden. Nur ſo viel iſt wahr, daß er König oft raſche Sprünge machte; wer dieſen icht ſchnell genug folgen konnte, oder den König ar misverſtand, konnte allerdings in einige Verle- enheit kommen, welcher indeß Friedrich ſelbſt, ſo- ald er ſie bemerkte, freundlich abhalf. Der Fall es Misverſtandes iſt auch wol nur ſelten eingetre- en, da der König zwar raſch, aber nicht zu ſchnell, och unvernemlich zu reden pflegte; ſeine Ausſpra- he war deutlich und vernemlich, nicht etwa Worte nd Sylben verſchluckend, auch pflegte er wol ſchnell eſprochene Worte zu wiederholen. Kurz wir glau- en, es iſt ſelten Jemand von Friedrich weggegan- en, ohne mit dieſem und mit ſich ſelbſt zufrieden zu eyn, und ohne den Wunſch zu haben, öfter zu einer olchen Unterhaltung berufen zu werden.

Wie gut übrigens auch der alltägliche Umgang Friedrichs auf die, welche deſſelben genoſſen, gewirkt abe, wird dadurch bewieſen, daß Alle, die dieſem Könige längere Zeit hindurch nahe gekommen, es ey als Umgangsgenoſſen, oder nur als Diener, ine ganz eigene Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und ine ſolche Ergebenheit fühlten, welche es ihnen zum ngelegenſten Wunſche machte, in allen Dingen ge- au ſeinen Willen zu erfüllen, und ihm Vergnügen

zu machen. Es war dieſes die dankbare Erwiederung ſeines gütigen Betragens, und das Bewußtſeyn, das Jeder hatte, der König mache gern Allen wohl, die ihn umgaben. Gegen ſeine Bedienten konnte er zuweilen bey auffallenden und ihm unerwarteten Fehlern in Jähzorn auffahren, aber es war bald vorüber; auch bey groben Vergehungen, z. B. entdeckten Diebſtählen, hat er nie harte, oder gar grauſame Strafen ausgeübt, vielmehr oft zu große Gelindigkeit bewieſen. Einen Kammerhuſaren, der eingeſtehen mußte, die ihm anvertraute Privatkaſſe faſt ganz ausgeleert zu haben, gab er das wenige darin Uebriggebliebene noch dazu, und entließ ihn damit den Worten: „nun lauf, daß du aus dem Lande „kommſt, ſonſt hängen ſie dich.“

Neben dem Vergnügen, das Friedrich durch die Freundſchaft und den Umgang mit geiſtvollen und unterrichteten Menſchen genoſſen hat, war das höchſte Vergnügen für ihn unſtreitig dasjenige, das ihm ſeine Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften gewährte. Wir haben bereits bemerkt, daß er denſelben von früher Jugend an mit feurigem Eifer obgelegen, und bis ins Alter ihnen treu geblieben ſey. Dieſe ihm immer rege Begierde, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, können wir mit Recht als Friedrichs eig-

ner

es Werk anſehen, denn wenn gleich ſeine früheſten Erzieher, die Rocoules und Jandun, ihm ſchon in der Kindheit den Geſchmack am Leſen guter Bücher beigebracht hatten; ſo war doch Alles, was ihn ſonſt am Hofe ſeines die Wiſſenſchaften haſſenden und verachtenden Vaters umgab, von der Art, ihm den höchſten Widerwillen gegen alles Bücherleſen und Studieren beizubringen, das eines Soldaten höchſt unwürdig ſey, und nur zu dieſen wollte Friedrich Wilhelm I ſeine Söhne erziehen. Friedrich mußte alſo in der erſten Jugend ſeine Wißbegierde im Verborgenen befriedigen; er verbarg ſeine Bücher vor den Blicken des Vaters, den diejenigen, welche er entdeckte, ſogleich wegnehmen ließ. Die Nächte wandte er zum Leſen an, oder las am Tage bey wohl verſchloſſenen Thüren, und ausgeſtellten Wachen, die ihn von der Nähe des ihn zuweilen überraſchen wollenden Vaters unterrichteten. Doch vielleicht hat eben dieſer Zwang ſeine Begierde nach dem Verbotenen nur deſto lebendiger aufgeregt, und die Reize einer neuen Welt, welche ſich ihm in Büchern öffnete, haben ihm um ſo mehr diejenige zuwider gemacht, welche ihn zunächſt umgab, und deren einförmige Beſchäftigungen ihm ſeiner unwürdig ſchienen. Er ſuchte und fand dafür im ſtillen Nachdenken und dem Erwerb mannichfacher Kenntniſſe

einen Ersatz. Daß der Prinz noch sehr jung angefangen haben müsse, sich durch das Lesen guter Bücher aller Art zu unterrichten, wird durch die frühesten Briefe, welche von ihm übrig sind, und durch seine ersten kleinen Schriften bewiesen, in welchen ein Reichthum von den mannichfachsten Kenntnissen, und Urtheile über wissenschaftliche Dinge gefunden werden, die in der That in seinem Alter bewundernswürdig sind.

Schon früh wurde er durch philosophische Speculationen sehr angezogen, und die jedem denkenden Menschen wichtigsten Gegenstände über den Zweck und die Bestimmung unsers Daseyns beschäftigten ihn sehr lebhaft. Auch die schwierigsten Fragen dieser Art versuchte er aufzulösen. Wie ihm die Wolfische Philosophie durch seinen Freund Suhm bekannt geworden, fand er in derselben anfangs viele Befriedigung, und erzählt selbst, daß er sich große Mühe gegeben, dieses System sich ganz zu eigen zu machen, und dessen Grundsätze in allen Beziehungen wohl zu verstehen. Neben diesen erhabenen Beschäftigungen hatte auch die Dichtkunst viele Reize für ihn; er studierte den französischen Versbau mit solchem Eifer, daß er darin schon gute Fortschritte gemacht hatte, noch ehe er mit Voltaire bekannt

wurde,

urde, von dem er aber nachher eigentlichen Unter-
cht darin annahm. So wie sein Geist an Reife
ewann, wurden die Staatskunst und Kenntnisse,
elche ihm in Erfüllung seines künftigen Berufs
ichtig seyn konnten, Hauptgegenstände seines Nach-
enkens, und er hat gewiß alle wichtigen Schriften
ieses Fachs, welche damals in französischer Spra-
e vorhanden waren, aufmerksam gelesen. Die
Geschichte, und zwar aller Zeiten und Lande, wurde
ein Lieblingsstudium. Er fand in demselben, und
esonders in dem Nachdenken über die Ursachen und
Folgen der Begebenheiten, eine nie aufhörende, und
ie ermüdende Unterhaltung. Er begnügte sich kei-
eswegs, blos unterhaltende Geschichtbücher zum
Vergnügen zu lesen, sondern ein belehrendes, tiefes
Eindringen war sein Zweck. Wenn er sich über eine
ewisse Periode unterrichten wollte, las er die besten
Schriften, welche über dieselbe vorhanden waren,
chnell hinter einander, verglich dieselben unter sich,
uchte ihre Widersprüche zu vereinigen und sezte sich
o aus ihnen ein Ganzes zusammen. Er hat sich
ieser Mühe auch zuweilen bey sehr weitläuftigen,
nd keinesweges angenehm geschriebenen Werken un-
erzogen; er war daher fast von allen Theilen der
Geschichte (nicht nur der politischen, sondern auch
er Kirchen- und Gelehrten-Historie) sehr wohl

unterrichtet, und sein treues Gedächtniß stellte ihm jede Reihe von Begebenheiten sogar mit kleinen Umständen deutlich dar, so oft er dieselbe sich zu vergegenwärtigen gut fand. Die italienische Sprache und Litteratur kannte Friedrich, und er hat in seiner Jugend die bessern Schriftsteller derselben, vorzüglich Dichter, im Original gelesen; in der spätern Zeit aber scheint er auch zu diesen nicht oft zurückgekehrt zu seyn. Die englische Sprache und Litteratur hat Friedrich nicht gekannt, später aber eine günstige Meinung von derselben geäußert, und besonders die großen englischen Geschichtschreiber Hume, Robertson und Gibbon in französischen Uebersetzungen mit Beifall gelesen. Der Weltweise Locke war von ihm schon früh fleißig studiert.

Bey allen Kenntnissen, die Friedrich erworben, und bey allem Fleiß, den er auf diesen Erwerb während seines ganzen Lebens gewandt hat, kann man doch die Frage aufwerfen: ob er zu der Zahl der Gelehrten gerechnet werden könne? und über deren Bejahung oder Verneinung zweifelhaft bleiben. Wenn man unter dem Namen eines Gelehrten einen Mann versteht, der von mehrern Wissenschaften eine systematische Kenntniß besizt, und sie in allen ihren Theilen gründlich erforscht hat, wenn man besonders

nders die Kenntniß der alten Sprachen bey einem elehrten für unerläßlich hält; so kann man diese enennung dem Könige nicht beilegen. Derselbe itte wahrscheinlich keine einzige Wissenschaft aus nem System oder Compendium erlernt, er ver- and weder die griechische noch die lateinische Spra- e, und die von ihm in spätern Jahren zuweilen ngemischten lateinischen Worte beweisen, daß er uch die Elemente dieser Sprache nicht kannte. ein Vater würde denjenigen hart angelassen haben, er den Einfall hätte äußern wollen, den jungen Prinzen in diesen von ihm verachteten Schulpedan- erien unterrichten zu lassen, und wie Friedrich zu er Reife gekommen war, daß er selbst den mannich- achen Nutzen der alten Sprachen einsehen konnte, urde diese Einsicht doch nicht lebendig genug bey ihm, um ihn zu bewegen, dem Erwerb von mehr nziehenden Sachkenntnissen aller Art einige Zeit u entziehen, und dieselbe der Erlernung trockner Anfangsgründe der Grammatik zu widmen, wo- ey ihm ohnedem auch ein ermunternder guter Leh- er gefehlt haben würde, der grade hier besonders öthig gewesen wäre. Gewiß kann man einem jun- en Prinzen, der schon bey seinen Studien so viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht auch och die Besiegung dieser zumuthen, wenn man auch

einen Thronerben unsrer Zeit [72]) bewundern muß, der, um griechische Dichter im Original zu lesen, noch im reifern Alter zur Erlernung der griechischen Sprache sich entschlossen, und den Entschluß beharrlich ausgeführt hat.

Aber wenn man auch den König nicht unter die eigentlichen Gelehrten rechnen kann, so gebührt ihm doch mit allem Recht die Benennung eines durch Wissenschaften sehr gebildeten Mannes, der über viele wichtige Gegenstände ernstlich nachgedacht und sich über dieselben eigne Grundsätze gebildet, auch die besten historischen, philosophischen, politischen Schriftsteller, auch Redner und Dichter wiederholt gelesen hat. Daß Friedrich die Alten nur durch französische Uebersetzungen kannte, wird freilich bey Vielen seine Kenntniß derselben sehr herabsetzen. Es muß allerdings eingestanden werden, daß ein Theil der Schönheiten der alten Schriftsteller, besonders der Dichter und Redner, so fest an ihre Sprache geknüpft sind, daß sie für den, der diese Schriften nur in Uebersetzungen lesen kann, fast ganz verloren sind, und es ist vielleicht nicht zu strenge geurtheilt, wenn man behauptet, daß ein solcher von dem eigentlichen Geiste des

72) Der jetzige Kronprinz von Bayern.

es Alterthums nie recht durchdrungen werde; aber
s bleibt doch dieses nur mit Einschränkungen wahr.
Geschichtschreiber und Philosophen verlieren weniger
: Uebersetzungen; sind diese auch oft fehlerhaft, so
nn der Mann, der selbst viel gedacht, und beson-
ers viele eigene Erfahrungen über Menschen und
re Verhältnisse gemacht hat, manches ergänzen
nd bessern. Dies war ganz der Fall bey Frie-
rich, und wir möchten wol behaupten, daß er bey
em Thucydides und Tacitus, Demosthenes und
Cicero vielleicht auf eine fruchtbarere eigne Gedan-
enreihe geleitet sey (immer die wichtigste Frucht al-
es Lesens!), und den eigentlichen innern Sinn und
Zweck jener großen Schriftsteller tiefer ergründet,
nd richtiger geahnet habe, als mancher gelehrte Phi-
olog, der den Sinn der Worte vollkommen inne,
ber von den Sachen selbst eine minder deutliche Vor-
tellung hat.

Friedrich beschäftigte sich zwar vorzüglich nur
nit den Kenntnissen, die wir angedeutet haben, aber
r hatte von dem Zusammenhange aller Wissenschaf-
en überhaupt eine deutliche Idee, und kannte den
Zweck, den jede bezielt; er schäzte daher alle, auch
iejenigen, welche er nicht selbst studierte. So ging
s ihm in physikalischen, naturhistorischen und ma-
thema-

thematiſchen Kenntniſſen, mit denen er ſich nicht ſelbſt beſchäftigte, vorzüglich wegen ſeiner beſchränkten Zeit, aber die er doch nach ihrem Werth zu ſchätzen wußte, und von denen er mit Männern vom Fach ſich gern unterredete, und von den darin gemachten Entdeckungen ſich unterrichten ließ. Alles, was den menſchlichen Geiſt weiter brachte, was den Ideenkreis erweiterte, von welcher Art es ſeyn mochte, war für ihn anziehend. Er bewies daher auch gegen ausgezeichnete Gelehrte aller Art eine ganz unpartheiiſche Geneigtheit, und that gern etwas zu ihrer Beförderung. Er wünſchte ſehr, in ſeiner Akademie und auf ſeinen Univerſitäten Männer zu haben, die die Wiſſenſchaften in jedem Fache weiter brächten, und er ſchätzte alle Anſtalten, welche dieſen Zweck hatten, auch außer ſeinen Landen. So hatte er z. B. für die Univerſität Göttingen deshalb viele Achtung und eine gewiſſe Vorliebe, weil er glaubte, daß durch deren Gelehrte alle Arten von Kenntniſſen mit Eifer und Ernſt betrieben würden. Drey der berühmteſten Göttinger Gelehrten hätte er gern in ſeine Lande gezogen, Haller [73], Michaelis [74] und

1749 1763

Heyne.

73) S. das Leben des Herrn v. Haller von Zimmermann. Zürch 1755. S. 269.

74) S. Michaelis Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt. Rinteln 1793. S. 96.

eyne. Von allen dreyen hatte er wahrscheinlich 1770
e etwas selbst gelesen, es möchten denn die Ge-
chte des erstern, und die bey der Berliner Akade-
ie gekrönte Preisschrift des zweiten über Spra-
en [75]) ihm bekannt geworden seyn [76]); aber er
atte eine so günstige Idee von den Verdiensten die-
r Gelehrten um die Wissenschaften, daß er den
eiden ersten unter den vortheilhaftesten Bedingun-
en Stellen in seiner Akademie antragen ließ, und
Haller die Stelle des Präsidenten auf den Fall von
Maupertuis Abgang wahrscheinlich bestimmte.
Beide lehnten den Antrag ab; Haller, weil er mit
dem Gedanken umging, sich in sein Vaterland, die
Schweiz, zurückzuziehen, Michaelis, weil er sich
von Göttingen nicht trennen konnte. Heynen wurde
die Stelle eines Abts zu Klosterbergen mit der Ab-
sicht, eine wichtige Reform der dortigen berühmten
Schulanstalt zu bewirken, gleichfalls unter sehr
vortheilhaften Bedingungen angetragen [77]), aber
auch

75) de l'influence des opinions sur le language et du language sur les opinions. à Berlin 1759.

76) Michaelis erfuhr später, daß d'Alembert wirklich, durch die Preisschrift veranlaßt, den König aufmerksam auf ihn gemacht hatte.

77) S. Heeren, Biographie von Heyne S. 124.

auch ihn bewog die Anhänglichkeit an Göttin
die ehrenvolle Einladung abzulehnen.

Unter allen Vorwürfen, die Friedrich je
macht sind, ist keiner so ungerecht und wirklich
sinnlos, als der, daß er nicht statt der französis
die deutsche Litteratur geehrt und geliebt habe. D
wie war es möglich, etwas zu ehren und zu lie
was noch gar nicht vorhanden war. Zu der Z
als Friedrich anfing seine ersten Kenntnisse zu sam
len, gab es noch keine deutsche Litteratur; diese
sich erst während seines Lebens langsam und allm
lig entwickelt, und ist erst während seines Alters
einer Höhe gelangt, welche Friedrich nicht hatte
merken können, da er während eben dieser Zeit
Kriege und in die wichtigsten politischen Verha
lungen verwickelt war. Um unsre Leser völlig
überzeugen, wie unrecht der Vorwurf Friedrich
than hat, wollen wir noch etwas ins Einzelne
hen. — Wenn wir den Zeitpunkt, wo Friedri
angefangen, sich nach eigner Einsicht mit Wissens
ten zu beschäftigen, in sein achtzehntes Lebensj
d. h. in das Jahr 1730, setzen; so können wir
Recht fragen: wo waren damals die deutschen D
ter, Redner, Geschichtschreiber, Staatsgelehr
überhaupt geschmackvolle, oder eigentlich, wo w

r lesbare deutsche Schriftsteller, die ein deutschen
nger und wißbegieriger Prinz den Meisterwerken,
lche das Jahrhundert Ludwigs XIV auszeichneten,
tte vorziehen, oder ihnen nur gleichschäzen können?
ein, es ist eine sehr arge Täuschung, wenn man
sre jeßige reiche und in allen Fächern mit der aus-
ndischen glücklich wetteifernde Litteratur schon vor
unzig Jahren eben so wie jezt vorhanden sich denkt,
d dann sich wundert, wie Friedrich eine solche Lit-
:atur nicht gekannt und geschäzt habe. Viele der
chriftsteller, welche die lezte Hälfte des achtzehn-
n Jahrhunderts verherrlichten, waren damals noch
cht geboren; die spärlichen Erstlinge der deutschen
ıusen kamen nach langen Zwischenräumen zum Vor-
ein und konnten, auch wenn sie schneller gefolgt
iren, von einem mit andern Dingen höchst be-
äftigten Prinzen, und nachher Könige, nicht be-
rkt werden, da sie selbst unter den Gelehrten je-
r Zeit wenig beachtet wurden und Niemand den
önig darauf aufmerksam machte. Zwar hatte
artin Opiz schon im siebzehnten Jahrhundert
nvolle Gedichte geschrieben, in welchen der Ken-
r noch jezt die Stärke und den Reichthum deut-
er Sprache bewundert; aber schwerlich sind sie
m königlichen Jünglinge, der zu seinem Vergnügen
d zu seiner Ausbildung Dichter lesen, nicht kriti-

scher

scher Litterator, noch deutscher Sprachforscher werden wollte, bekannt geworden, da Opitzens Gedichte damals noch nicht einmal auf eine Art gesammelt waren, die sie einem bloßen Liebhaber lesbar gemacht hätten [78]). Sie waren nur einzeln in schlechtem Druck und in veralteter Rechtschreibung zu haben. Ein paar andere ältere deutsche Dichter, Canitz und Besser, sind Friedrich wohl bekannt geworden, da beide Brandenburger waren [79]). Wer ihre Gedichte näher als dem Namen nach kennt, mag urtheilen, ob sie neben den Meisterwerken eines Racine, Boileau, Voltaire haben erträglich gefunden wer-

78) Die erste Sammlung von Opitzens Gedichten haben Bodmer und Breitinger herausgegeben, und sie mit historischen und kritischen, zu ihrem Verständniß sehr nöthigen Anmerkungen begleitet. Der erste Band ist erst 1745 zu Zürich erschienen, fand aber, des innern Werths dieser Gedichte ohnerachtet, so wenig Beifall, daß die Fortsetzung zurückblieb. Eine zweite Ausgabe hat fast gleichzeitig, 1746, Tralles besorgt.

79) Canitz starb schon 1699. Daß Friedrich ihn gekannt habe, sagt er selbst, da er ihn le Pope d'Allemagne, le Poëte le plus élegant et le moins diffus de ceux qui ont fait des vers en notre langue nennt. Besser ging aus brandenburgischen in sächsische Dienste, wo er als Kammerherr und Hofpoet 1729 gestorben ist. Seine Gedichte sind von minderm Werth als Canitzens, sehr wässerigt und gedehnt.

erden können. Haller und Hagedorn, die in spä-
rer Zeit der deutschen Dichtkunst große Ehre mach-
n, hatten zwar schon zu Friedrichs Jugendzeit zu
ngen angefangen, aber ihre einzelnen gedruckten
och sehr unvollkommenen ersten Versuche sind dem
reußischen Kronprinzen schwerlich je bekannt gewor-
en [80].

Von geistlichen Rednern (politische gab es da-
nals noch gar nicht) waren im Jahr 1730 Rein-
beck [81] und Mosheim [82] die einzigen, welche
das

80) Die erste Sammlung von Hagedorns Gedichten erschien 1729 unter dem Titel: „Auserlesene Proben poetischer Nebenstunden.“ Diese Proben waren aber so unvollkommen, daß der Dichter selbst nur wenige derselben in seine spätern Ausgaben aufgenommen hat. Die ersten Gedichte Hallers sind 1732 unter dem Titel: Versuch schweizerischer Gedichte, ohne seinen Namen gedruckt.

81) Reinbeck, Ober-Consistorialrath und Prediger in Berlin, ein großer Freund der Wolfischen Philosophie. Friedrich hat ihm bey jeder Gelegenheit große Achtung bewiesen. Seine Schriften sind ihm wahrscheinlich bekannt geworden. Er starb gleich zu Anfang der Regierung des Königs.

82) Die ersten heiligen Reden von Mosheim sind schon 1725 erschienen. Er wurde Friedrich wo nicht früher, doch im Jahr 1733 bekannt, da er ihn in Salzdahlum getraut hat.

das proteſtantiſche Deutſchland aufſtellen konnte; das katholiſche hatte gar keine. Jene beiden ſind Friedrich bekannt geworden, und von ihm geſchätzt Sack [83]) und Jeruſalem [84]) kamen etwas ſpäter; Friedrich hat beide gekannt, und von ihnen eine gute Meinung geäußert. — Als Geſchichtſchreiber war Maſcow der einzige, der in deutſcher Sprache

---

83) Sacks erſte Predigten ſind erſt 1735 erſchienen. Sein wichtigſtes Werk, der vertheidigte Glaube der Chriſten, iſt zuerſt 1748 gedruckt. Friedrich bewies ſeine Achtung für denſelben dadurch, daß er ihn 1750 in die wiederhergeſtellte Akademie der Wiſſenſchaften aufnehmen ließ, obgleich, ihrer urſprünglichen Stiftung nach, Theologen, die nicht zugleich um andre Wiſſenſchaften Verdienſte hatten, von dieſer wie von andern Akademien ausgeſchloſſen waren.

84) Jeruſalems erſte Predigten ſind erſt lange nach dem angenommenen Zeitpunkt, nämlich 1745, erſchienen; ſeine Betrachtungen über die Religion aber noch viel ſpäter, 1768. Dies leztere Werk wird Friedrich gewiß ſehr angezogen haben, da es vorzüglich gegen die ihm bekannteſten Gegner des Chriſtenthums, Voltaire ꝛc. gerichtet war; wir zweifeln jedoch, daß es zu ſeiner Kenntniß gekommen. Aber Friedrich, der Jeruſalem perſönlich kannte, und ihn gern als Abt von Klosterbergen in ſein Land gezogen hätte, hat noch in ſeinen leztern Lebensjahren ſich ſehr günſtig über ihn geäußert, und die Schrift, welche Jeruſalem, der des Königs über die deutſche Litteratur entgegenſetzte, iſt wohl aufgenommen.

mals geſchrieben hatte [85]), und unſtreitig alle Vorgänger bey weitem übertraf; Friedrich kannte nd ſchäzte ihn. Sein Vortrag iſt klar, beſtimmt nd von der damals allgemein üblichen Einmengung remder Worte frey, ohne deshalb in den Fehler u verfallen, den wir in unſrer neueſten Zeit geſehen aben, wo übellautende neue deutſche Worte wider en Geiſt unſrer Sprache erſonnen ſind, die ſchwer ausgeſprochen und behalten werden können, als ängſt aufgenommene allgemein bekannte fremde. Aber ungeachtet der unſtreitigen Vorzüge dieſes Geſchichtſchreibers wird Keiner, der ihn geleſen, es Friedrich verübeln, wenn er einen de Thou, einen Boſſuet und ſelbſt Rollin vorgezogen hat. — Von politiſchen Schriftſtellern war im Jahr 1730, und auch lange nachher, in deutſcher Sprache noch gar keine Rede.

Aber wenn man ſich auch überzeugt finden muß, daß Friedrich der Jüngling eine Litteratur nicht



85) Maſcows Abriß einer Geſchichte des deutſchen Reichs iſt zuerſt 1722, dann weit vermehrter unter dem Titel: Einleitung zu der Geſchichte des deutſchen Reichs. Leipzig 1730 und 1737. Seine Geſchichte der Deutſchen iſt 1726 gedruckt.

lieben und ehren konnte, die noch gar nicht vorhanden war; ſo verdient er doch vielleicht Tadel, daß er als Mann und König ſo gar keinen Antheil genommen an dem ſchönen Aufblühen unſrer National-Litteratur, daß er gar nichts gethan hat, um ſeine Landsleute zu ermuntern, es in Wiſſenſchaften und gutem Geſchmack weiter zu bringen! Was würde aus der deutſchen Sprache und Litteratur geworden ſeyn, wenn Friedrich nicht verſchmäht hätte, unſer Auguſt zu ſeyn, ſagte ſchon Gellert, und wie oft iſt ihm dieſes nachgeſagt, und in ſpäterer Zeit ſogar mit läſternden Schmähreden! Aber man ſey gerecht, und um es zu ſeyn, ſetze man ſich in Friedrichs Stelle, und erwäge dann, ob er in der Lage, worin er war, noch mehr für Wiſſenſchaften und deutſche Litteratur habe thun können, als er gethan hat. Von dem Augenblick an, wo er den Thron beſtieg, war er wirklich ſelbſtthätiger Regent, nicht nur dem Namen nach, ſondern in der That, durchdachte alle äußern und innern Geſchäfte und leitete ſie ſelbſt zu dem beſtimmten Ziel. Gleich im erſten Jahre wurde er in einen ſchweren Krieg mit einer Macht verwickelt, die zwar für den Augenblick in Verlegenheit gebracht werden konnte, aber ihm an Kräften bey weitem überlegen war, und deren gänzlichen Fall mächtige Bundesgenoſſen nach ihrem eignen Intereſſe

nicht

icht zugeben konnten. Er führte dieſen und den
ächſtfolgenden, ihm zur Behauptung des deutſchen
Reichs abgedrungenen, Krieg mit einem Heere, das
war in Fertigkeiten, die auf friedlichen Uebungs-
läzen erworben werden konnten, ſehr geübt, an
renge Zucht und Ordnung gewöhnt war, aber den
irklichen Krieg nicht aus Erfahrung kannte. In
in reiferes Alter fiel ein Kampf, der um Seyn
der Nichtſeyn für Preußen galt, und der gegen die
ider ihn verbündeten größten europäiſchen Mächte,
nd zwar während der lezten Jahre mit einem zum
Theil aus unſichern Ueberläufern beſtehenden, unter
den Waffen erſt zu bildenden und zu Heldenthaten
u begeiſternden Heere geführt werden mußte. War
s in ſolcher Lage möglich, zur Beförderung der
eutſchen Litteratur etwas zu thun, und hatte er
ach wiedererrungenem Frieden nicht ungleich drin-
endere Geſchäfte für ſeinen in allen Theilen zerrüt-
eten Staat? Man erwäge auch noch Folgendes.
Friedrich fand in der Beſchäftigung mit den Wiſſen-
ſchaften ſeine angenehmſte Erholung; dieſe würde zu
einer ſchweren, vielleicht wenig belohnenden Arbeit
geworden ſeyn, hätte er ſich unmittelbar mit Unter-
ſtüzung der ſchwachen erſten Beſtrebungen der deut-
ſchen Litteratur zu thun machen wollen, wozu er die
Koſten weit dringendern Ausgaben zur Erhaltung des

Staats hätte entziehen müssen. Friedrich widmete den größten Theil seiner Muße den Wissenschaften, aber zu seinem ewigen Ruhm sey es gesagt, er gehörte nicht zu den sogenannten gelehrten Königen, die über den Büchern ihren wichtigen Beruf vergaßen; er versagte sich vielmehr sein liebstes Vergnügen, das Studieren, wenn es darauf ankam, seine Regentenpflicht zu erfüllen. Er liebte die Wissenschaften rein um des Genusses willen, den er in ihnen fand, keinesweges um des Scheins willen. Die kleinliche Eitelkeit, ein gepriesener Beförderer der Gelehrsamkeit zu heißen, war fern von ihm, die schmeichlerischen Lobpreisungen der Gelehrten, die so leicht zu erhalten sind, waren ihm zu klein.

Aber dennoch ist unter den schwierigsten Umständen während dieses Königs Regierung für die Wissenschaften aller Art wirklich nicht wenig geschehen. Es haben unter ihm große Mathematiker, Naturforscher und Aerzte gelebt, und Friedrich hat ihnen Beweise seiner Achtung gegeben, auch durch Anstalten und sonstige Unterstützung ihre Bemühungen befördert. In der spekulativen Philosophie sind neue Systeme und Ansichten durch Wolf, Alexander Baumgarten, und zulezt Kant von preußischen Universitäten ausgegangen. Eine wahrhaft

auf-

ufgeklärte, von den Schlacken früherer Zeit gerei-
igte und auf praktiſche Veredlung abzielende Theo-
ogie iſt, wie wir bereits bemerkt, durch Friedrichs
oeiſe gegen alle Partheyen gleich unpartheiiſch
eobachtete Duldung ſehr befördert; da keine Mei-
ung begünſtigt, keine gedrückt wurde, ſo galt allein
ie Wahrheit durch ihren innern Werth. Die
Rechtsgelahrtheit wurde in allen Theilen gründlich
earbeitet; Friedrichs Eifer für die Geſetzgebung
eckte ein allgemeines Intereſſe für dieſelbe. Die
lte Litteratur wurde unter Friedrich mit neu
elebtem Eifer betrieben; er ſelbſt beförderte dieſes,
ſah beſonders gern Ueberſetzungen der alten Claſſi-
ker, überzeugt, daß das Studium und die Nachbil-
ung der Alten das wirkſamſte Mittel ſey, eine
neuere Nation vollkommner auszubilden, und ſie zur
Hervorbringung eigner Originale fähig zu machen.
Friedrichs Großthaten hoben die Nation und beleb-
en einen Patriotismus, von dem man vorher keine
Idee hatte; dies wirkte wohlthätig auch auf die
Litteratur. Gleims Kriegslieder waren ächt deut-
ſche Originale, die wir allein Friedrichs Siegen ver-
danken; ſie fanden allgemeine Beiſtimmung, weil
in ihnen die Empfindungen aller Bewunderer wah-
rer Größe in allgemein verſtändlicher Sprache edel
ausgedrückt waren. Der Ton der Wahrheit war

in dieſen Gedichten ſo gut getroffen, daß man anfangs für den Verfaſſer der einzeln erſcheinenden Kriegslieder einen wirklich mitkämpfenden Helden hielt; eine Täuſchung, die Gleim ſelbſt dadurch beförderte, daß er ſeine Lieder an ſeinen bey dem Heere befindlichen Freund Kleiſt in der Handſchrift ſandte, und ſie von dort gedruckt ſich wieder zuſenden ließ. Auch die edlen, gedankenvollen Gedichte Ramlers, auch das erſte deutſche National-Luſtſpiel, Leſſings Minna von Barnhelm, das ächt deutſche Sitten und die durch den Krieg hervorgebrachte Stimmung der Zeit ſchilderte, wären ohne dieſen nicht entſtanden. Noch mitten in dem Kriege erſchienen zu Berlin die Litteratur-Briefe [86]) von einſichtsvollen, kenntnißreichen Verfaſſern, deren bisher ungewohnte, aber heilſame Kritik, die deutſchen Schriftſteller bewog, ſtrengere Forderungen an ſich ſelbſt zu machen. Dieß Alles wirkte langſam, nicht jedem Auge ſichtbar, aber bedeutend. Wenn gleich für Verbeſſerung der Sprache und ſchönen Litteratur nichts unmittelbar geſchah, ſo belebte doch der durch Friedrich verbreitete allgemeine wiſſenſchaftliche Geiſt, und die allen Ständen mitgetheilte Begierde, ſich Kenntniſſe zu erwer-

86) Briefe die neueſte Litteratur betreffend. Berlin, 24 Theile, 1760 bis 1765.

erwerben, Alle und Jede, und ſelbſt der von Friedrich einer fremden Sprache gegebne Vorzug und eine partheiiſche Begünſtigung einer fremden Litteratur reizte die Deutſchen, die ihrige um ſo eifriger zu earbeiten, und dem Könige zu beweiſen, daß ſie, uch troz ſeiner ihnen entzogenen Ermunterung, ſich zu öherer Vollkommenheit zu erheben, und ihre Werke einer Beachtung würdig zu machen vermögten [87]). Dieſem nicht beabſichtigten, aber gewiß wirklichen Einfluß Friedrichs iſt es beizumeſſen, daß die ſchöne itteratur in keinem deutſchen Lande ſo frühe und ſo edeutende Fortſchritte gemacht hat, als im Brandenurgiſchen und dem benachbarten Sachſen, deren Völer, wenn gleich die Regierungen oft feindlich gegen inander ſtanden, doch durch Gleichheit der Sitten nd Geiſtesbildung enge mit einander verbunden waen. Friedrich hat auf das ihm oft unterworfene Sachſen, ſo wie auf das ganze nördliche proteſtantiſche Deutſchland mächtig gewirkt, und man kann den Vortritt, den lezteres in aller geiſtigen Bildung vor



87) Wir ſind in dieſer unſrer Anſicht zu unſerer Freude ſehr beſtärkt dadurch, daß einer unſrer erſten Männer ohnlängſt eben dieſe Idee geäußert, und gerade Friedrichs gegen die deutſche Litteratur bewieſene Abneigung für einen derſelben günſtig gewordenen Umſtand erklärt hat. S. von Göthe „Aus meinem Leben," 2ter Theil, S. 160.

dem südlichen und den katholischen Landen erwarb, unstreitig mit zu den glücklichen Folgen von Friedrichs Regierung rechnen.

Dieser König hat zwar bis in sein Alter seine litterarischen Grundsätze nicht gewandelt; er las bis ans Ende die Meisterwerke der französischen Litteratur mit immer gleicher Bewunderung, aber die neuern Produkte derselben thaten ihm weniger Genüge. Er fand in deren Dichtern zu viel Kleinliches und Unbedeutendes, und noch weniger gefielen ihm die prosaischen Schriften, besonders die sogenannten philosophischen, in denen er zu wenig Gehalt fand. Die stürmischen Anfälle auf die Religion mißfielen ihm sehr, weil er, bey aller Unvollkommenheit ihres Vortrages, deren wohlthätige Folgen und ihre Unentbehrlichkeit für das Volk immer mehr einsahe; eben so war ihm die Anfechtung aller der Grundsätze zuwider, auf denen die Sicherheit aller bürgerlichen Gesellschaft beruht; er besorgte von dieser Anfechtung und ihrer weitern Verbreitung üble Folgen, und ergriff noch selbst die Feder, um sie zu bekämpfen [88]).

Frie-

88) S. Beilage M. IV. 5. 6.

Friedrichs Art zu ſtudieren war ihm eigenthümlich, und er hatte ſie ſo eingerichtet, wie er ſie ſich ſelbſt am zuträglichſten hielt. Er las nicht gerade die neueſten Schriften, noch weniger überließ er ſeine Lektüre dem Zufall, und dem Wechſel der Laune, ſondern in feſtgeſezter Ordnung las er immer wieder diejenigen Werke, die er in jedem Fache bewährt gefunden; dieſe wiederholte Leſung machte ihm gewiſſe Werke deſto lieber, je vertrauter er mit ihrem Innern wurde. Neue Schriften wurden nur erſt auf den Rath von Männern, deren Urtheil er traute, geleſen, und erſt dann in den Kreis der wiederholt zu leſenden aufgenommen, wenn er ſie nach eigner Leſung deſſen werth fand. Um indeß mit den Fortſchritten der Litteratur fortzugehen, ließ er ſich von ſeinen gelehrten Umgangsgenoſſen, oder den Vorleſern, deren wir erwähnt haben, darüber Bericht erſtatten, und wenigſtens den Inhalt der vielen neuen Schriften, die ihm zugeſandt wurden, vortragen.

Ein vorzügliches Vergnügen des Königs war die Muſik. Er hatte natürliches Talent für dieſelbe, mußte aber dieſes in der Jugend im Verborgenen ausbilden, weil der Vater auch dieſe Neigung des Sohns nicht leiden konnte. Er wurde dagegen von der Königin, ſeiner Mutter, in deren geheimer Befriedigung

bigung unterſtüzt. Der König Auguſt II von Polen hatte, wie er nach Berlin kam, den berühmten Muſiklehrer Quanz in ſeinem Gefolge, und der Kronprinz nahm ſogleich Unterricht bey ihm. Die Königin hätte ihn gern, damit der Unterricht fortgeſezt werden könne, in ihre Dienſte genommen, da aber dieſes Schwierigkeiten fand, erlaubte der König von Polen wenigſtens, daß Quanz jährlich zweimal nach Berlin käme, um den Prinzen auf der Flöte, ohne Wiſſen des Vaters, zu unterrichten. Sobald Friedrich zur Regierung kam, berief er Quanz unter ſehr guten Bedingungen als erſten Kapellmeiſter in ſeine Dienſte. Er iſt in denſelben bis zu ſeinem Tode geblieben, und immer mit auszeichnender Achtung behandelt.

Obgleich der König in jüngern Jahren auch das Klavier ſpielte und für daſſelbe ſelbſt komponirte, ſo war doch die Flöte ſein Lieblings-Inſtrument, auf dem er von Quanz gründlichen Unterricht erhielt. Nach dem Urtheil der Kenner hat er die Flöte meiſterhaft geſpielt. Alle Abend hatte er ein Concert bey ſich, in welchem er ſelbſt ſpielte, und zu dem er immer mit ſehr guter Laune kam; nur bey ſehr dringenden Geſchäften, oder bey Unpäßlichkeit wurde dies ausgeſezt. Er pflegte ſich auf jedes dieſer Concer-

adurch vorzubereiten, daß er alle Stücke, die darin orkommen ſollten, vorher durchſpielte, außerdem ber phantaſirte er einſam auf ſeinen Zimmern, hin nd hergehend, beſonders in den Morgenſtunden, wiſchen ſeinen Arbeiten. Er hat ſelbſt geſagt, daß r während dieſes Phantaſirens oft gar nicht an das enke, was er ſpiele, ſondern allerley ihm grade in ereſſante Dinge überlege, wobey ihm denn oft die glücklichſten Gedanken gekommen wären. Die Muſik hat unſtreitig einen ſehr großen Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt; er liebte beſonders das Ernſthafte, Sanfte und Rührende, und ohne Zweifel iſt durch die Muſik eine gewiſſe Sanftheit in alle ſeine Empfindungen gebracht, die unruhigen Begierden des Ehrgeizes ſind beſänftigt, und er iſt mit ſich ſelbſt und Andern zufriedner geworden. Gewiß würden Beobachtungen über Friedrichs eigenthümliche Art die Muſik auszuüben, und über die Wirkungen derſelben auf ſeinen Charakter, von einem Quanz niedergeſchrieben, ſehr intereſſant ſeyn. Wir hatten den einzigen uns bekannten Mann, der einen ſolchen Aufſatz noch hätte liefern können, Reichard, der in den lezten Jahren Friedrichs Kapellmeiſter war, erſucht, durch einen ſolchen Aufſatz unſer Werk zu zieren; aber er iſt leider, ehe er ſein Verſprechen hat erfüllen können, geſtorben. Schwerlich

lebt

lebt jezt noch Jemand, der solchen Verlust ersetzen könnte.

In seiner Jugend war auch das Tanzen ein Lieblingsvergnügen Friedrichs. Er tanzte mit so viel Grazie, daß man bey den glänzenden Festen, die nach der ersten Huldigung in Schlesien gab, sagte, er habe das Land durch das Schwerdt, aber die Herzen der Damen durch sein schönes Tanzen erobert. Friedrich liebte auch das Vergnügen des Theaters, und während der frühern Zeit unterhielt er eine italienische Oper und ein französisches Schauspiel; er wandte viel an, um gute Schauspieler und Sänger zu erhalten. In den spätern Jahren aber hörte das Schauspiel ganz auf, nur die Oper wurde beibehalten, obgleich der König auch diese in den lezten Jahren nur selten besuchte. Wie er aus dem bayerschen Kriege zurückkam, hörten auch die regelmäßigen Concerte bey ihm auf, doch ließ er noch zuweilen bey sich Musik machen, deren aufmerksamer Zuhörer er immer blieb. Man hat bemerken wollen, es sey nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Friedrichs Stimmung gewesen, daß er seinem Lieblings-Vergnügen entsagen müssen; diejenigen, die ihn näher umgaben, haben wenigstens behauptet, er sey von dieser Zeit an ungleich reizbarer, und empfindlicher gegen unangenehme Eindrücke geworden.

Man

Manche Leſer wird es vielleicht befremden, wenn ir ſagen, daß hiemit auch bereits alle Vergnügun- n Friedrichs angedeutet ſind; denn Denken und ſtudieren, angenehmer Umgang mit geiſtvollen Men- ſchen und Muſik — dieſe vollenden in der That deren reis. Doch müſſen wir den Genuß der ſchönen atur noch hinzufügen, für die Friedrich viel Em- findung hatte. Er ging oft Stunden lang einſam in ſeinen Gärten ſpazieren, und überließ ſich dann hne Zweifel dem Nachdenken über wichtige Gegen- tände.

Zwey Arten von Vergnügungen, ohne die, wie nan an manchen Höfen glaubt, große Herren nicht eben können, die Jagd und das Spiel, liebte Friedrich nicht und misbilligte ſie auch bey Andern. Die Jagd hat er in einer ſeiner früheſten Schriften [89]) ehr ſtrenge beurtheilt, und vielleicht ſie etwas zu all- gemein verworfen; aber er hatte durch das Beiſpiel ſeines Vaters die Nachtheile geſehen, welche eine lei- denſchaftliche Uebertreibung dieſes Vergnügens her- vorbringt, er hatte das viele Ungemach kennen lernen, welches durch die Jagdliebhaberey der Großen für das Volk entſteht; er wußte, wie ſchwer es ſey, ſich im Genuß

89) In dem Anti-Machiavell Kap. 14.

Genuß dieses Vergnügens zu mäßigen, wenn man sich einmal an dasselbe gewöhnt hat, und er fand es ungereimt, die Jagd ein Bild des Krieges zu nennen. Die größten Feldherren, sagte er, Gustav Adolph, Türenne, Marlborough, Eugen, waren keine Jäger, und wir finden dies auch nicht von Alexander, Scipio und Cäsar bemerkt; dagegen sind Könige, die gar keine Kriege führten, leidenschaftliche Jäger gewesen. Er glaubte, daß die Vortheile, welche man der Jagd beimißt, Bewegung und Genuß der Luft, durch unschuldiges Spazierengehen und Reiten viel zweckmäßiger erreicht würden, „doch," so schließt er seinen Aufsatz über diese Materie, „wollen wir kein Vergnügen ganz verdammen, „wenn es mit Mäßigung und selten genossen wird; „aber das Hauptvergnügen eines Regenten muß die „Thätigkeit für das Glück seines Volks seyn. Wehe „dem, welchem dieses nicht genügt."

So verwarf er auch das Kartenspiel als eine jedes Menschen, der etwas Besseres zu thun vermag, unwürdige Vergeudung der Zeit. Schon in der Jugend fand er an demselben nicht Geschmack, und konnte es auch bey Andern nicht leiden; im männlichen Alter hatte er vollends nicht Zeit, und im höhern Alter, wo Manche das Kartenspiel gebrauchen, um

die

e abgeſtumpfte Thätigkeit des Geiſtes neu zu bele-
n, bedurfte er deſſen nicht, weil er ſein thätiges
eben ganz in gewohnter Art bis ans Ende fortſezte.
Ueberhaupt bedurfte Friedrich durchaus keines Zeit-
ertreibs; er wollte die Zeit nicht blos hinbringen,
e nicht tödten, ſondern benuzen, und um dieſes zu
ewirken, und um mit allen ſeinen verſchiedenartigen
Geſchäften zu rechter Zeit fertig zu werden, bedurfte
r der ſorgfältigſten Eintheilung derſelben. Er hat
urch dieſe auch wirklich zu Stande gebracht, was
vir geſehen haben; für jedes Geſchäft fand er die
paſſendſten Stunden, wurde mit Allem fertig, und
nie war er bis zum Uebermaaß ermüdet, war nie
gepreßt, und hatte doch nie Zeit übrig.

In jedem Jahre waren während des Sommers die militairiſchen Reiſen in ſchicklicher Folge vertheilt. Friedrich ſahe und unterſuchte auf denſelben die in den verſchiedenen Provinzen vertheilten Truppen; neben dieſem Hauptzweck erhielt er ſich aber durch dieſen öftern Beſuch der einzelnen Theile des Landes in ſtets vertrauter Bekanntſchaft mit demſelben. Während dieſer Reiſen wurden die gewöhnlichen Geſchäfte nicht unterbrochen, ſondern gingen ganz in gewohnter Ordnung fort, nur wurde Alles ſo eingerichtet, um die Zeit, welche das eigentliche Reiſen erfoderte, mög-

lichſt wieder einzubringen. Alle einzelnen Sach
wurden nachgeſandt, und auch das Kabinet begleit
den König; an jedem Morgen machte er, noch e
er zu den Revüen ritt, die dringendſten Sachen ab
weder allein, oder mit den Kabinetsräthen ab, d
übrigen wurden, nachdem er von den Truppenſch
gen zurückgekommen, noch am Vormittage vorg
nommen. Der König bereitete ſich auf dieſe Reiſ
dadurch vor, daß er, ſo wie deren Zeit heranrück
jeden Tag etwas früher aufſtand, um ſich daran z
gewöhnen. Dieſe Verfrühung des Tages fing ſchon
im Februar an, und nahm allmählig ſo zu, daß i
der Mitte des Sommers, zur Zeit der militairiſch
Reiſen, die Arbeitszeit ſchon um 2 Uhr des Mo
gens anfing. Nach der Rückkehr von den Reiſ
wurde dem Schlaf täglich wieder etwas zugeſetzt.
Auch ſeine täglichen Lektüren wurden während der
Reiſe nicht unterlaſſen, aber abgekürzt, und ge
wöhnlich nur kleine Schriften geleſen, um in gr
ßern Werken nicht ſo oft abbrechen zu müſſen.
Die Privatcorreſpondenz wurde auf das Noth
wendigſte eingeſchränkt, und durch alle dieſe kleine
Mittel ſo viele Zeit gewonnen, daß der Gang de
Hauptgeſchäfte während der Reiſen gar nicht litt
und wer während derſelben an den König ſchrieb, e
hielt faſt eben ſo ſchnell wie ſonſt eine Antwort. In

y-Monat wurde die Beſichtigung der Truppen
er Mark, welche ſich bey Berlin zuſammenzogen,
efangen; dann nahm der König ein Gleiches mit
Magdeburg-Halberſtädtiſchen vor. Weſtphalen,
die Revüen in frühern Zeiten auf die Magdeburgi-
n folgten, pflegte er in den leztern Jahren ſelten zu
achen, ſondern übertrug die Unterſuchung der dortigen
uppen einem General-Inſpekteur. Oft machte er
Magdeburg aus einen kurzen Beſuch in Braun-
weig, weilte dann nur kurz in Potsdam und eilte
rauf zu den Revüen in Pommern und Weſtpreu-
n; nur ſelten ging er nach dem ſiebenjährigen Kriege
ch bis Oſtpreußen. Hiervon zurückgekehrt folgte
ie Erholungszeit, während welcher der König theils
lieder ſeiner Familie, theils Freunde und Bekannte
ſich berief, an deren Umgang er Vergnügen fand.
n der Mitte Auguſts ging er nach Schleſien, wo
die an verſchiedenen Orten zuſammengezogenen
ruppen in Augenſchein nahm; gewöhnlich wurden
uch die dortigen Veſtungen beſucht. Anfangs Septem-
ers kam er von da zurück, und die Unterſuchungen
er Artillerie, und zulezt das ſogenannte große Herbſt-
anöver bey Potsdam machten den Schluß. Bey
em leztern wurden die großen Operationen des Krie-
es praktiſch geübt, auch neue Erfindungen pro-
irt; ſie waren für Kenner der Kriegskunſt vor-

züglich lehrreich. Es wurden zu demselben Offiziere aus allen Provinzen abwechselnd eingeladen, und diejenigen, welche sich noch außerdem dazu meldeten, wurden gern zugelassen; auch fremde Militairs erhielten die nachgesuchte Erlaubniß, diesen Uebungen beiwohnen zu dürfen, ohne Schwierigkeit. Diese militairischen Reisen fanden während der Friedenszeit jedes Jahr in gleicher Ordnung statt, und vielleicht ist kein Beispiel, daß der König sie nicht, und zwar jede zu der festgesezten Zeit, vorgenommen hätte.

Eben so wie das Jahr, war auch jeder Tag eingetheilt, so daß kein Geschäft das andere drängte, und für jedes sich der bequeme Augenblick fand. Die frühen Morgenstunden waren, wie wir es beschrieben haben, den einsamen Arbeiten des Königs, oder den Vorträgen der Kabinetsräthe gewidmet; nach diesen wurden militairische Uebungen vorgenommen. Der König wohnte jeden Morgen der Parade bey, und sahe auf derselben auch die fremden Militairs, die vorgestellt zu werden wünschten. Daneben fand sich noch die Zeit zu Spazierritten und Audienzen, auch zu Privatcorrespondenzen und eignem Lesen. Dann kam die Zeit der Tafel, zu welcher der König immer mit bester Laune erschien; die Dauer der Tafelzeit hing von dem Vergnügen ab, das der König

an

an der Unterhaltung der Gesellschaft fand. Nachher wurden alle Sachen, die am Morgen vorgetragen und bis dahin expedirt waren, vom Könige unterschrieben; darauf folgte Spazierengehen, oder Concerte, oder eigne Lektüre, und besonders die Conversation mit Freunden, vorzüglich mit den Gelehrten, die der König um sich hatte, oder mit den Lekteurs. In spätern Jahren soupirte der König nicht, doch ließ er zuweilen einige Freunde in seinen Zimmern speisen, und wohnte der Unterhaltung derselben bey. Nach 9 Uhr ging er regelmäßig zur Ruhe.

Wenn gleich das hier beschriebene Leben den Schein der Einförmigkeit hat; so ist dies doch wirklich nur Schein. Die Lebensart Friedrichs war in der Wirklichkeit minder einförmig, wie die jedes andern Hofes, da an Höfen nothwendig die Dinge in einer gewissen Ordnung, und also nach festgesezten Vorschriften geschehen müssen, welche Regelmäßigkeit auch wirklich für Alle, die mit dem Hofe zu thun haben, die bequemste Lebensart ist. Die Handlungen und Genüsse Friedrichs folgten zwar in gleicher Ordnung auf einander, und in derselben war Alles ein Mal wie das andere bestimmt; aber dennoch war das innere Leben des Königs in beständiger Bewegung und Abwechselung. Die großen Ideen, die mannich-

fachen Entwürfe, die er zu jeder Zeit hatte und ausführte, erhielten ihn darin, und wir glauben behaupten zu können, daß Friedrich weit mehr Genuß und auch mehr Mannichfaltigkeit in diesem Genusse habt habe, als andre große Herren, die ermüdet von einer Lustbarkeit zur andern übergehen, von keiner lebhaft gerührt werden, weil sie an keiner lebendigen Antheil nehmen, und durch nichts befriedigt werden können, weil sie durch nichts eigentlich angezogen werden. Friedrich genoß jedes Vergnügen ganz, weil er bey jedem, so wie bey jedem Geschäft, immer gegenwärtig war, sich, während er mit dem einen zu thun hatte, durch nichts Anderes zerstreuen und abziehen ließ. Seine gewöhnliche Stimmung war ernsthaft, aber dieser Ernst hatte nichts Störriges und Abweisendes; eine stete, ruhige Heiterkeit, ein sich immer gleich bleibender Ausdruck innerer Zufriedenheit wurden bey ihm bemerkt, daher war er stets zu jeder Unterhaltung bereit, nahm Jeden, der sich ihm nahte, mit Freundlichkeit auf, und wies keinen Antrag, der ihm gemacht wurde, auf eine rauhe und verdrießliche Art ab [90]). Sorgen und Geschäfte waren

90) Wir finden so eben beim Schluß unsrer Arbeit in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahr 1819. Nr. 11. eine in vielem Betracht merkwür-

dig

ren in den ihnen gewidmeten Stunden ganz abnacht, und man konnte von Friedrich sagen, was



dige hieher gehörige Anekdote, welche den König so ganz in seiner natürlichen Gutmüthigkeit, und in seiner Gewöhnung, sich auch in die Lage eines Geringern theilnehmend zu versetzen, darstellt, daß wir glauben, es werde jedem Leser Vergnügen machen, sie hier zu finden. Wir geben sie, wie der Verfasser selbst, ein armer Kandidat der Theologie, in einer handschriftlich hinterlassenen Lebensbeschreibung sie erzählt hat; die ungeschmückte Erzählung selbst ist hinlänglich Bürge für ihre Wahrheit. Die Zeitung sagt nichts weiter von diesem Verfasser, und nennt nicht einmal seinen Namen. Er hatte in seinem Vaterlande Thüringen keine Versorgung finden können, und ging, um dieselbe in Berlin zu suchen, im Jahr 1766 nach dieser Hauptstadt. Doch wir erzählen nun, wie es ihm dort ergangen, mit seinen eignen Worten.

„Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 hieher kam, „wurden mir bey Visitirung meiner Sachen auf dem „Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen „weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte „schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschla„gen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, „und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, „in die königliche Residenz — auf den — Pack„hof! — Kontrebande! — Kontrebande! — Das „war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich „mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele „Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen „können, was Se. Majestät der König in Dero Län„dern verbieten lassen.

Der

der ſchwediſche Kanzler Oxenſtierna von ſich gerühmt haben ſoll, daß er nie eine Sorge mit zu Bette ge-

nom-

„Der Packhofs-Inſpektor: Das iſt keine „Entſchuldigung. Wenn man in eine ſolche Reſidenz „reiſen und daſelbſt verbleiben will, ſo muß man ſich „nach Allem genau erkundigen und wiſſen, was für „Geldſorten im Schwange gehen, damit man nicht durch „Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

„Ich: Was ſoll ich denn anfangen? Sie neh„men mir ja ſogar unſchuldig die Gelder weg! Wie „und wovon ſoll ich denn leben?

„Packh. Inſp.: Da muß Er zuſehen, und ich „will ihm ſogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem „Packhofe viſitirt worden, ſo müſſen ſolche von der „Stelle geſchafft werden. — Es wurde ein Schif„karner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; die„ſer brachte mich in die Jüdenſtraße in den weißen „Schwan, warf meine Sachen ab und foderte vier „Groſchen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam „herbey, und als er ſah, daß ich ein gemachtes Federn„bett, einen Koffer voll Wäſche, einen Sack voll Bü„cher und andre Kleinigkeiten hatte, ſo bezahlte er „den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe „an. Da könnte ich wohnen, Eſſen und Trinken wollte „er mir geben; — und ſo lebte ich denn in dieſem Hof„hofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in la„ter Furcht und Angſt. In dem weißen Schwan ſpannten „Fuhrleute aus und logiren da, und ſo kam denn die„ſers ein gewiſſer Advokat B. . . dahin und hatte „ſein Werk mit den Fuhrleuten; mit dieſem wurde ich

„be-

ommen habe. In den Stunden der Erholung und
es Umgangs war er daher jedem Eindruck offen,



„bekannt, und klagte ihm meine unglücklichen Fata.
„Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizu-
„schaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung
„einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm
„fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da
„ließ B. . . durch einen Bedienten sich anmelden,
„und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der
„Advokat trug die Sache vor und sagte unter andern:
„„Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und
„gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande
„nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ob-
„nehin extendirt sich das Edikt nicht so weit, daß man
„den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc.“ —
„Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur,
„seyd ihr der Mann, der meines Königs Mandate
„durchlöchern will? Ich höre, ihr habt Lust auf die
„Hausvogtey? Redet weiter, ihr sollt zu der Ehre
„gelangen ꝛc.“ — Was thut mein Advokat? Er
„submittirte sich, und ging zum Tempel hinaus; ich
„hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so
„war B. . . über alle Berge; und so hatte er denn
„meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte.
„Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König
„supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse
„ganz kurz, gleichwol aber die contenta darinnen seyn.
„Ich koncipirte eins, mundirte es und ging damit mit
„dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig
„Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!)
„in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich
„auch

und kein guter Gedanke eines Freundes ging für ihn verloren.

E:

„auch ſo glücklich, ſogleich den König zum erſtenmal „zu ſehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exer„ciren ſeiner Soldaten. Als dieſes vorbey war, ging „er in den Garten, und die Soldaten aus einander; „vier Officiere aber blieben auf dem Platze und ſpa„zierten auf und nieder. Ich wußte vor Angſt nicht, „was ich machen ſollte, und holte die Papiere aus „der Taſche. Das war das Memorial, zwey Teſti„monia und ein gedruckter Thüringiſcher Paß. Das „ſahen die Officiere, kamen grade auf mich zu und „fragten: was ich da für Briefe hätte? Ich kommu„nicirte ſolche willig und gern. Da ſie geleſen hatten, „ſo ſagten ſie: „Wir wollen ihm einen guten Rath „geben. Der König iſt heute extragnädig, und ganz „allein in den Garten gegangen. Gehe er ihm auf den „Fuße nach, er wird glücklich ſeyn.“ Das wollte ich „nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen ſie zu. „Einer nahm mich beim rechten, der andre beim lin„ken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun „dahin kamen, ſo ſuchten ſie den König auf. Er war „bey einem Gewächſe mit den Gärtnern, bückte ſich, „und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte „ich ſtehen, und die Officiere fingen an in der Stille „zu kommandiren: „Den Hut unter den linken „Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Bruſt „heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die „Briefe aus der Taſche! — Mit der rechten Hand „hoch gehalten! — So ſteht!“ — Sie gingen fort,

„und

So war Friedrich in jedem Zeitpunkte, als Geschäftsmann und als Mensch, ganz der er seyn mußte und

„und sahen sich immer um, ob ich auch noch so wür„de stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie „eine Mauer, voller Furcht. Die Officiere waren kaum „aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König „auf, und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur „da stehen. Er that einen Blick auf mich; es war, „als wenn mich die Sonne durchstrahlte; er schickte „einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er sol„che in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, „wo ich ihn nicht sehen konnte. Kurz darauf kam er „wieder zurück zu dem Gewächse, hatte die Papiere in „der linken Hand aufgeschlagen, und winkte damit, „näher zu kommen. Ich hatte das Herz, und ging grade „auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der „große Monarch an: „Lieber Thüringer! er hat zu „Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das „Brot gesucht, und sie haben ihm bey dem Visitiren „der Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrachtes Thü„ringer Brot weggenommen *). Wahr ist es, die „Batzen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber „sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: Ihr „seyd ein Fremder, und wisset das Ver„bot nicht. Wohlan, wir wollen den „Beutel mit den Batzen versiegeln; „gebt solche wieder zurück nach Thürin„gen.

*) Vermuthlich die Worte des eingereichten Memorials.

und seyn wollte. Alle Verhältnisse waren bey ihm in steter Harmonie, nie war eins dem andern hinder-lich;

---

„gen, und lasset euch andere Sorten „schicken; aber nicht wegnehmen. — „Gebe er sich zufrieden; er soll sein Geld cum in- „teresse zurück erhalten. Aber, lieber Mann, Ber- „lin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da „nichts; er ist ein fremder Mensch; ehe er bekannt „wird und Information bekömmt, so ist das Bis- „chen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verstand „die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu „groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät „haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — „Weil ich aber so einfältig war, und um nichts bat, „so wollte er mir auch nichts anbieten. — Und so „ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis „acht Schritte gegangen, so sahe er sich nach mir „um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen „solle. — Und so ging denn das Examen an:

„Der König: Wo hat er studiert?

„Ich: Ew. Majestät in Jena.

„Der K.: Unter welchem Prorektor ist er inscribirt „worden?

„Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.

„Der K.: Was waren denn sonst noch für Professores „in der theologischen Fakultät?

„Ich:

ch; Friedrich war ein höchſt glücklicher, mit ſich elbſt und ſeinen Umgebungen zufriedner Mann; er war

„Ich: Buddäus, Danz, Weiſſenborn, Walch.

„Der K.: Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

„Ich: Beim Buddäo.

„Der K.: Das iſt der, der mit Wolfen ſo viel „Krieg hatte?

„Ich: Ja Ew. Majeſtät. Es war —

„Der K.; Was hat er denn ſonſt noch für nützliche „Kollegia gehört?

„Ich: Ethica et Exegetica beim D. Förtſch, Herme„neutica et Polemica beim D. Walch, Hebraica beim „D. Danz, Homiletica beim D. Weiſſenborn, Paſto„rale et Morale beim D. Buddäo.

„Der K.: Ging es denn zu ſeiner Zeit noch ſo toll „in Jena her, wie ehedem die Studenten ohne Un„terlaß ſich mit einander katzbalgten, daher der be„kannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

„Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode ge„kommen, und man kann dort anjezt ſowohl, als auf an„dern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben füh„ren,

war völlig befriedigt durch den Genuß des Guten was ſein Leben ihm darbot, aber nie bis zum Ueber-

maaß

„ren, wenn man nur das dic cur hic? obſerviren will. „Bey meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores „Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten „Renomiſten aus dem Wege, und ließen ſie zu Eiſe„nach auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da „haben ſie gelernt ruhig ſeyn. — Und ſo ſchlug „die Glocke eins. „Nun muß ich fort,“ ſagte der Kö„nig, „ſie warten auf die Suppe.“ — Und da wir „aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere „noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gin„gen mit dem Könige ins Schloß hinein, und kam „keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloß„platze ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen, „nicht einen Dreier in bonis zu Brote, und war in „einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewa„ket. — Da war's wol eine Kunſt das Heulen zu „verbeißen. In dieſer Bangigkeit meines Herzens „kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fra„gte: „Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige „in dem Garten geweſen?“ Ich antwortete: „Hier!“ „Dieſer führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, „wo Pagen, Lackeyen und Huſaren waren. Der „Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war „gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Ge„richt Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem „Gartenſalat, eine Portion Wildbret mit einem Gur„kenſalat. — Brot, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz „war alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl

„und

aaß geſättigt. Er lebte lange genug, um die Fol
n ſeiner Thätigkeit in ihrem ganzen Zuſammen-
hange

„und ſagte: „Die Eſſen, die hier auf dem Tiſche ſte-
„hen, hat ihm der König auftragen laſſen, und be-
„fohlen, er ſoll ſich ſatt eſſen, ſich an Niemand keh-
„ren, und ich ſoll ſerviren. Nun alſo friſch daran!“
„Ich war ſehr betreten, und wußte nicht, was zu
„thun ſey, am wenigſten wollte mir's in den Sinn,
„daß des Königs Kammerhuſar auch mich bedienen
„ſollte. — Ich nöthigte ihn, ſich zu mir zu ſetzen;
„als er ſich weigerte, that ich, wie er geſagt hatte,
„und ging friſch daran, ſetzte mich, nahm den Löffel
„und fuhr tapfer ein. — Der Huſar nahm das
„Fleiſch vom Tiſche und ſetzte es auf die Kohlpfanne,
„eben ſo kontinuirte er mit Fiſch und Braten, und
„ſchenkte Wein und Bier ein. — Ich aß und trank
„mich recht ſatt. Den Konfekt, dito einen Teller voll
„großer ſchwarzen Kirſchen, und einen Teller voll Bir-
„nen packte mein Bedienter in's Papier und ſenkte mir
„ſolche in die Taſche, auf dem Rückwege eine Erfri-
„ſchung zu haben. Und ſo ſtand ich denn von meiner
„königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige
„von Herzen, daß ich ſo herrlich geſpeiſet worden.
„Der Huſar räumte auf. Den Augenblick trat ein Se-
„kretarius herein und brachte ein verſchloſſenes Re-
„ſkript an den Packhof, nebſt meinen Testimoniis und
„dem Paſſe zurück, zählte auf den Tiſch fünf
„Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or: „Das
„ſchicke mir der König, daß ich wieder zurück nach
„Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Huſar

„ins

hange mit Wohlgefallen zu überſehen, aber er ſtarb, wie er Alles vollendet hatte, was er ſich vorgenom

men,

---

„ins Schloß hineingeführt, ſo brachte mich der Se„kretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und d„hielt ein königlicher Proviantwagen mit ſechs Pfer„den beſpannt: zu dem brachte er mich hin und ſag„te: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr ſollt „dieſen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein „Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch „den Sekretarium noch einmal unterthänigſt bedanken „für alle königliche Gnade, ſezte mich auf und fuhr „davon. Als wir nach Berlin kamen, ging ich ſo„gleich auf den Packhof, grade in die Expeditions„ſtube, und überreichte das königliche Reſkript. Der „Oberſte erbrach es; bey Leſung deſſelben verfärbte „er ſich, bald bleich, bald roth, ſchwieg ſtill und gab „es dem zweiten. — Dieſer nahm eine Prize „Schnupftaback, räuſperte und ſchneuzte ſich, ſezte „eine Brille auf, las es, ſchwieg ſtill, und gab es „weiter. Der lezte endlich regte ſich, ich ſollte wie„der kommen und eine Quittung ſchreiben: „daß „ich für meine 400 Rthlr. ganze Batzen „ſo viel an Brandenburger Münzſorten, „ohne den mindeſten Abzug, erhalten.“ „Meine Summe wurde mir ſogleich richtig zugezählt. „Darauf wurde der Schaffner gerufen mit der Or„der: „Er ſollte mit mir auf die Je„denſtraße in den weißen Schwan gehen, „und bezahlen, was ich ſchuldig wäre „und verzehrt hätte.“ — Dazu gaben ſie

„ihm

nen, und wurde von allen denkenden Menſchen lange Zeit ſchmerzhaft vermißt.

Wir haben nun Friedrich in allen Verhältniſſen, als Regenten und als Menſchen, ſo gut wir es vermogten, geſchildert; treu und wahr haben wir das hohe, ſtets rege Streben ſeines Geiſtes, und die edlen Tugenden ſeines Herzens dargeſtellt. Wir haben auch daneben der Schlacken erwähnt, die mit edlen Erzen immer vermengt ſind; nicht verſchwiegen haben wir die Schwächen, Mängel und Fehler, die das Gute und deſſen wohlthätige Wirkungen bey ihm oft beſchränkten, zuweilen es faſt verkennen machten. Wir glauben alſo Alles gethan zu haben, damit ein denkender Leſer ſich ein der Wahrheit möglichſt nahe kommendes Bild von dem großen Manne zu machen vermöge;

„ihm 24 Rthlr., und wenn das nicht zureichte, ſolle „er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König ſagte: „Er ſoll ſeine Gelder cum „intereſſe wieder bekommen," daß der „Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren „aber nur 10 Rthlr. 4 gr. 6 pf. die ich in acht Wo„chen verzehrt hatte, und ſo hatte denn die barbare „Hiſtorie ihr erwünſchtes Ende."

möge; doch dürften Leſer, die uns bis hieher aufmerkſam und nicht ohne einige Befriedigung gefolgt ſind, jezt noch die Fragen von uns beantwortet wünſchen: Was war denn eigentlich die lezte Triebfeder der Handlungen dieſes außerordentlichen Mannes? Was war es, das dieſe unermüdliche Thätigkeit, dieſe Beharrlichkeit hervorbrachte, mit der er immer nach einem Ziel hinarbeitete, ſich ohne allen Nachlaß den größten Anſtrengungen, Mühen und Gefahren unterzog, jedes Geſchäft betrieb, als ſey es das erſte und einzige, keines eher aufgab, bis er zu der möglichſten Vollkommenheit es gebracht hatte, die ihm darin erreichbar ſchien? Was konnte ihn bewegen, ein ſo mühevolles, angeſtrengtes Leben dem Genuß der Ruhe, der Wiſſenſchaften und des Umgangs mit Freunden vorzuziehen, da dieſe ſtillen Vergnügungen ſeinen Neigungen ungleich angemeſſener waren, als das Leben voll Unruhe und Sorgen, das er führte? Warum that er ſich einen ſo peinlichen Zwang an? Was gab ihm dieſe Feſtigkeit, mit der er unter allen Umſtänden den Geſetzen, die er ſich ſelbſt gegeben, treu blieb, immer nur die Mittel, die er anwandte, um ſeine Zwecke zu erreichen, aber nie während ſeiner langen Regierung dieſe Zwecke ſelbſt wechſelte? Was brachte in ihm dieſen unerſchütterlichen Vorſatz hervor, zu denken, zu handeln und zu ſterben als

nig? Durch was hat er ſich für dieſes Alles be-
nt gefunden, welcher Genuß iſt ihm für alle ſeine
heiten und Mühen geworden?

Wir verſuchen es, auch dieſe Fragen noch zu
ntworten. — Befriedigung der Leidenſchaften des
rrſchens und des Ehrgeizes kann ihm allein dieſen
ohnenden Genuß nicht gegeben, nicht genügenden
ſatz für allen Zwang, den er ſeinen Lieblingsnei-
igen und ſeinem Temperament anthat, gewährt
ben. Zwar waren jene Leidenſchaften ſehr lebendig
d ſtark in ihm, und die Befriedigung derſelben war
ß und nicht gemeiner Art. Friedrichs Herrſchaft
r wohl befeſtigt, gegen jede Erſchütterung ge-
ert, und ſie war dies, wie er ſich deſſen ſelbſt
wußt war, durch ſein wohlgelungenes eigenes Be-
ben; Alles in ſeinen Landen ging nach ſeinem
illen. Seine Abſichten, ſeine Entwürfe wurden
rall erreicht, jeder Widerſtand überwunden, auch
g ſeine Herrſchaft weiter, als der Umfang ſeiner
ide; Friedrich beherrſchte ſein Zeitalter in einem
it umfaſſendern Sinn, als es je, ſeit alle euro-
iſchen Staaten in enger Verbindung und Wechſel-
kung ſtehen, vor ihm von weit mächtigern Monar-
n, als er, geſchehen war. Nicht Karl V., nicht

Philipp II, nicht Heinrich IV, nicht Ludwig XIV hab
je ſo auf ihr Zeitalter gewirkt, und dieſe Herrſchaft w
nicht Folge des Zwangs, nicht eines gewaltſam auf
legten, mit Unwillen ertragenen Drucks; nein, i
war freiwillige Huldigung des höhern Genius, den m
in ihm willig erkannte, dem man gern ſich unterw
nete. Friedrichs Ruhm war der größte, der all
mein anerkannteſte unter allen ſeinen Zeitgenoſſ
Mit Ehrfurcht ſahen die Weiſeſten und die Mächti
ſten aller Lande auf ihn, bemühten ſich ſeinen Wil
zu erfüllen, und ſezten ihren Ruhm darin, ihm nac
zuahmen. Nichts Wichtiges geſchah in Europa oh
ſeine Einwirkung; die erſte Hälfte ſeiner Regier
war dem Erringen dieſes mächtigen Einfluſſes, die
zweite dem Genuſſe deſſelben gewidmet.

Aber ſo angenehm das Bewußtſeyn dieſer durch
ſeine Thaten errungenen Größe Friedrich auch ſeyn
mußte; ſo konnte daſſelbe allein ihn für die mühv
volle Laufbahn, die er erwählt hatte, und in der e
bis ans Ende ſtandhaft beharrete, nicht belohnen.
Befriedigte Leidenſchaft, dies iſt nun einmal unwan
delbares Geſetz der Menſchennatur, macht nie rei
glücklich; je vollkommner die Befriedigung, deſto
kürzer iſt die Zufriedenheit damit. Sättigung, Ab
bigkeit

greis und Ueberdruß folgen ihr schnell. Von diesen finden wir aber bey Friedrich auch im Greisesalter keine Spur; ihm blieb bis in seine lezten Jahre die regste, frischeste Thätigkeit; der Eifer, mit dem er immer Neues begann, war ungeschwächt, die Freude über den Erfolg seiner Unternehmungen, die Heiterkeit, welche diese über sein ganzes Leben verbreitete, blieben immer dieselben; daher auch der Genuß, den er in seinen stillen Vergnügungen, in Erweiterung seiner Kenntnisse, in einsamen Spaziergängen, im geistvollen Umgange fand, die gute Laune, der lebendige Antheil, den er an Allem nahm, was nahe oder fern um ihn vorging, immer gleich waren. Das Alter hat ihm nur körperliche Leiden gebracht, die er standhaft ertrug, und bald vergaß, aber nie hat er Zeichen von Mismuth, von Schwermuth und Ueberdruß blicken lassen; alle seine Wünsche waren befriedigt, aber er war nicht übersättigt, er blieb bis am lezten Tage ein glücklicher Mann. Er verließ das Leben ohne Klagen und Unmuth, aber die Lust am Leben hatte ihn nicht schon früher verlassen, als dieses selbst.

Wenn es nicht befriedigte Leidenschaft war, das dieses unzerstörbare Gefühl von innerm Wohlseyn in

ihm hervorbrachte, und bis ans Ende unerſchüttert erhalten hat; ſo muß es etwas Höheres geweſen ſeyn. Alles, was wir bisher erzählt haben, wird dies dem Leſer andeuten und fühlbar machen. Es war der innere Zuſammenhang, den Friedrich in ſein Leben gebracht, der feſte Plan, den er für daſſelbe gemacht hatte, und den er mit unabläßiger Thätigkeit und dem glücklichſten Erfolge bis in ſeine letzten Tage verfolgte. Dieſer Lebensplan beſtand darin, daß er den Platz, den er nun einmal durch eine Fügung, deren wunderbare Urſache er nicht zu ergründen vermogte, in der Reihe der Weſen einnahm, auf die würdigſte und edelſte Weiſe ausfüllen wollte; das Streben hiernach war ihm Antrieb zum thätigſten Gebrauch aller ſeiner Kräfte; das Bewußtſeyn, dem Ideal von Vollkommenheit, das er ſich ſelbſt gebildet hatte, näher gekommen zu ſeyn, war ihm eine unverſiegbare Quelle innern Wohlſeyns und ſtäter Heiterkeit. Der Anblick von Ordnung und Glück, die er um ſich geſtiftet hatte, und die er noch immer zu erhöhen und feſter zu gründen ſuchte, gab ihm die reinſte Freude, und das Bewußtſeyn, das Gute gewollt und durch unermüdete Arbeit wirklich hervorgebracht zu haben, erwarb ihm ſeine eigne Billigung und Achtung. Dieſe waren der feſteſte Grund der heitern Zufriedenheit, welche Friedrich bis ans Ende

genoß

genossen hat, und ihre belebende Kraft ermunterte ihn zu immer erneuten Bestrebungen, um sich eines so hohen Genusses bis ans Ende würdig zu machen. Hiezu kam die Hoffnung, daß der Werth seiner Bemühungen von den Menschen, die nach ihm in der Welt auftreten würden, und zwar je edler und besser sie selbst wären, um so mehr und lebendiger werde erkannt werden. Der Gedanke, daß die Spuren seines Daseyns sich lange erhalten würden, und auch noch in den fernsten Jahrhunderten sein Name mit Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe unter den Menschen werde genannt werden; — dieser Gedanke, diese Liebe des Nachruhms war bey Friedrich, wie es bey allen edlen Menschen immer der Fall gewesen, eine kräftige Triebfeder seiner Handlungen, aber immer blieb sie nur ein Zusatz. Seine Hauptbelohnung lag in der erworbnen Selbstachtung, und in dem Bewußtseyn, seine Rolle von Anfang an, wo er sie übernahm, bis ans Ende gut und würdig gespielt zu haben.

Allerdings fehlte jedoch bey dem Allen, um Friedrichs Glück vollkommen zu machen, noch etwas, und etwas sehr Wichtiges. Hätte Friedrich die Ueberzeugung gehabt, daß diese Welt und alle Begebenheiten in derselben von einem höchst weisen und

gütigen Wesen regiert, und zu einem großen Alles umfassenden Zwecke geleitet würden, hätte er sich selbst als Werkzeug dieses großen Regierers betrachtet, dessen Billigung er durch sein eifriges Bestreben erworben zu haben hoffen durfte, hätte er die begleitende Hoffnung eines künftigen höhern Daseyns in sich genährt, in welchem alle Zweifel, die ihn hier beunruhigten, gelöset, der Werth seines vorübergehenden Wirkens im Zusammenhang mit einem unübersehbaren Ganzen ihm noch unendlich herrlicher und wichtiger erscheinen würden; — gewiß, dann hätte seine innere Zufriedenheit den höchsten Zusatz, seine edle Thätigkeit die kräftigste Ermunterung erhalten, deren beide noch empfänglich und zugleich auch bedürftig waren.

Friedrich hat sie nicht gehabt diese Ueberzeugung — wahrlich ein großer, ewig bedauernswerther Verlust für ihn selbst! Mit ihr wäre er der glücklichste Mensch gewesen; ohne sie mußte der Mangel des Zusammenhanges in allem seinem Denken seine Heiterkeit nothwendig unterbrechen; er mußte, um dieses nicht ohne Aufhören peinlich zu fühlen, die Zweifel, die ihn beunruhigten, und die er nie ganz zu verscheuchen vermogte, wenigstens auf Augenblicke

vergessen. Doch der Mangel dieser Ueberzeugung war kein Verlust für seinen Ruhm; sein geistiger, ein sittlicher Werth kann durch diesen Mangel in den Augen unpartheiischer Schätzer keineswegs verlieren. Eher, wir wagen es zu sagen, möchte dieser Werth durch solchen Mangel gewinnen. Friedrich sahe in dem großen Weltall nicht weisen Zusammenhang und wohlthätige Ordnung, nicht immer fortgehende Annäherung zum Glück und zu größerer Vollkommenheit aller denkenden und empfindenden Wesen; er blieb wenigstens zweifelhaft darüber, ob eine solche Ordnung und solcher Zusammenhang vorhanden, oder ob die ganze äußere Welt ein, freilich unbegreifliches, Werk des Zufalls, ein durch nichts erklärbares Produkt roher mit einander streitenden Kräfte sey. Die Ungereimtheit einer solchen Behauptung empörte zwar seine Vernunft; aber obgleich sich diese durchaus weigerte, sie anzunehmen, so konnte er doch über die Schwierigkeiten, welche mit einer mehr beruhigenden Ueberzeugung verbunden waren, nicht wegkommen [91]). Dennoch, wenn gleich er dieses nicht vermogte,

91) Daß dieses wirklich die allerdings bedauernswerthe Meinung Friedrichs noch bis zu seiner lezten Zeit gewesen sey, beweisen unter andern folgende Verse, die er

mochte, strebte er, dasjenige, dessen Daseyn er in der Regierung der Welt bezweifelte, in dem kleinen Raum, der während einer kurzen Spanne Zeit von ihm umfaßt wurde, wirklich hervorzubringen; Ordnung, Vollkommenheit und Glück suchte er, so weit er reichte, zu verbreiten. Er war von dem Daseyn

einer

---

er einige Jahre vor seinem Tode auf ein Blatt Papier geworfen hatte, wahrscheinlich ohne die Absicht, daß sie erhalten werden sollten, die man aber in den Supplements aux oeuvres posthumes de Frédéric II. à Cologne (Berlin) T. III. p. 580. aufbehalten hat:

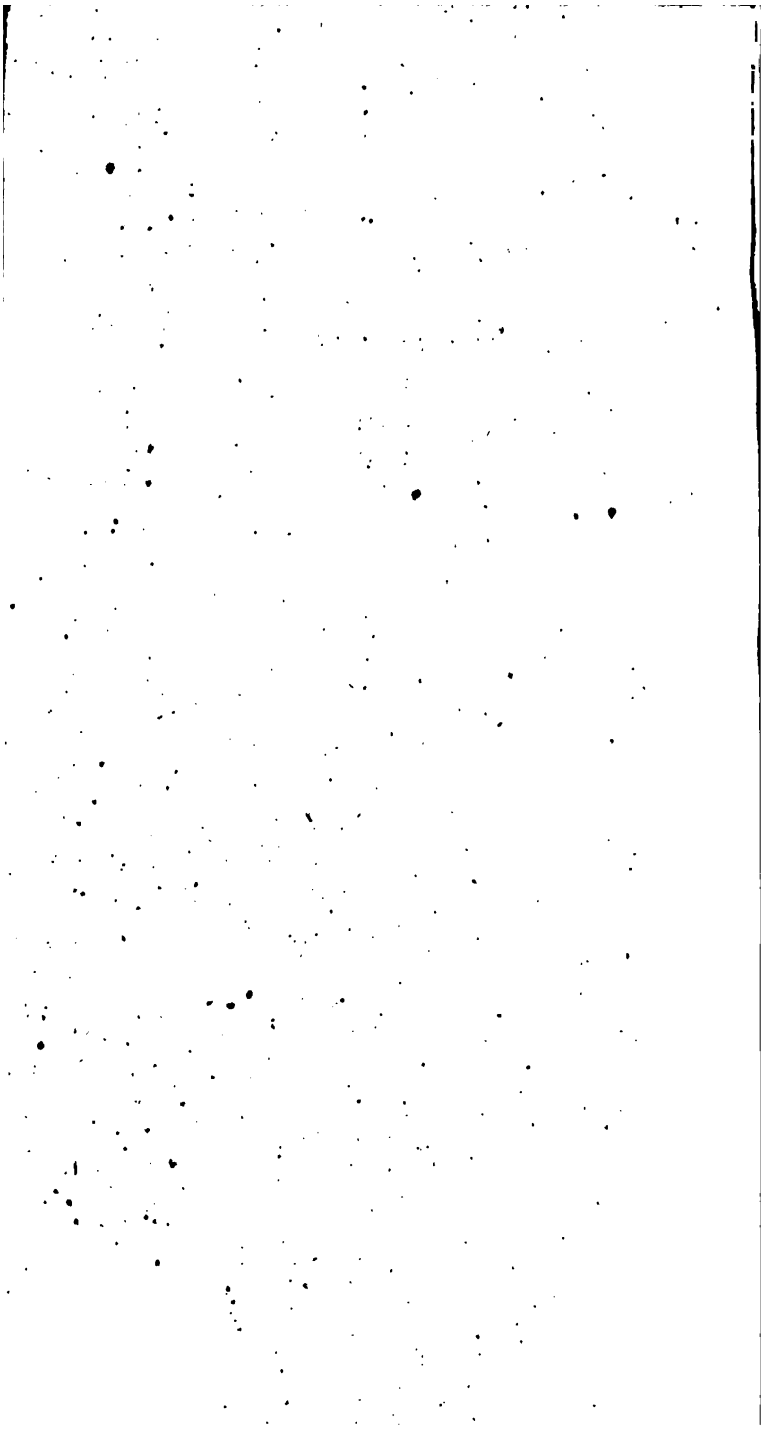
Unde? ubi? quo?
D'où viens-je? où suis-je? où vais-je?
Je n'en sais rien.

Nachdem er die Schwierigkeiten jeder Auflösung dieser Fragen erwogen, schließt er endlich mit den Worten:

Mais supposer qu'une aveugle matière
De tout effet est la cause première,
A ma raison repugne et contredit;
Ici l'absurde, et là l'inexplicable,
Par deux écueils je me vois arrêté;
Il faut opter: l'absurde est inroyable;
Je m'en tiens donc à la difficulté
En Vous laissant à Vous l'absurdité.

eines allweisen und allgütigen Weltregierers nicht völlig überzeugt, aber dennoch handelte er so, als hätte er diese Ueberzeugung, und als wäre er der Stellvertreter dieses höchsten Urwesens in dem ihm anvertrauten Kreise. Er hatte nicht die feste Hoffnung der Unsterblichkeit; aber alle seine Handlungen waren so eingerichtet, daß wenn seine Furcht der Auflösung des denkenden Wesens irrig seyn sollte, er in den bleibenden Erinnerungen dieser Handlungen einst die edelste Belohnung finden mußte.

Wenn dieses Leztere wirklich der Fall ist, und wenn Du, o! Friedrich, auch jezt, auf einer erhöhten Stufe des Daseyns, noch Antheil an den Dingen dieser Erde, die Dich hier so edel beschäftigten, nimmst; so wird, dessen können wir gewiß seyn, Dein Blick gern bey dem Bestreben der Menschen weilen, welche Deine Tugenden nachzuahmen, Deine Fehler zu vermeiden wünschen. Mit besonderm Wohlgefallen wirst Du auf die Regierer der Völker blicken, welche, in einer, durch Dich vorbereiteten Zeit, in der Thätigkeit und Kraft, und in dem innern Zusammenhange ihrer Handlungen Dir zu gleichen, in Lösung der Fesseln der Menschheit aber, in Erleichterung jedes Drucks der bürgerlichen Gesellschaft, und in Beförderung der freyen Entwickelung

delung der Kräfte mündiger gewordenen Völker Dich zu übertreffen streben. Auch auf dieses unser Bemühen, zu einer solchen Deiner allein würdigen Nachfolge durch ein mit reiner Wahrheitsliebe entworfenes Bild Deiner Tugenden zu ermuntern, wird, dies wagen wir zu hoffen, Dein edler Geist nicht misfällig herabsehen.

Lemgo, gedruckt in der Meyerschen Hof-Buchdruckerey.